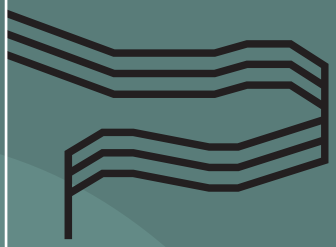

WELT-
KULTURERBE
BERN

DAS BERNBUCH

WELTKULTURERBE ALTSTADT BERN

NEU GELESEN, INTERPRETIERT UND ERZÄHLT

unesco
Altstadt von Bern
Welterbe seit 1983

Stadt Bern

Versionshinweis

Bei diesem Dokument handelt es sich um ein abgeschlossenes Manuskript. Eine Buchpublikation, bei der das Manuskript redaktionell und grafisch aufgearbeitet wird, ist in Vorbereitung. Für Verweise auf die hier vorliegende Fassung wird folgende Zitierweise empfohlen:

Christoph Schläppi, Das Bernbuch (Manuskript), 15.10.2025

© UNESCO-Managementplan
Altstadt Bern
Generalplaner

c/o CampanileMichetti Architekten AG
Postfach
Aarstrasse 42
3000 Bern 13

T +41 (0)31 310 13 30
info@weltkulturerbebern.ch
www.weltkulturerbebern.ch

C

Das Bernbuch

Das Welterbe Berner Altstadt – neu gelesen, interpretiert und erzählt

Stand 15.10.2025
Christoph Schläppi

Inhalt

Inhalt **2**

Vorwort **5**

1 Einbettung und Kontext **8**
Historische Darstellungen 9
Bildliche Darstellungen 13
Bern im Fokus der Wissenschaften 25
Ursprünge 32
Stadtgestalt als Abbild übergeordneter historischer Prozesse 44

2 Stadt gestalten, Stadt verantworten **47**
Jahrhunderte kontinuierlicher Pflege 48
Katastrophen und Zerstörungen 55
Baulicher Brandschutz 59
Subventionen 60
Die Lauben 63
Das Steinprivileg 70
Stadttheoretisches Intermezzo 72
Denkmal Altstadt 76

3 Welterbeeigenschaften – Typische Merkmale und Elemente **84**
Lage 85
Baumaterialien und Konstruktionsweisen 88
Elemente der städtebaulichen Typologie und des Freiraums 123
Das Haus 159
Besondere Objekte 193
Freiraum 198
Blauraum 203
Transitorische Elemente, Ausstattungen und Nutzungen 205

4 Stadtteile und Bauphasen – Spezifische Merkmale und Elemente **216**
Die Nydegg 217
Die Zähringerstadt 223
Die innere Neuenstadt (Savoyerstadt) 246
Die äussere Neuenstadt 253

Die Quartiere des 19. und 20. Jahrhunderts 260
Die Aaretalhänge 281
Der Untergrund 283

5 Künstlerische, kulturelle und soziale Elemente 284
Perspektiven aus und auf Bern 285
Brunnen 292
Szenischer und allegorischer Stadtraum 301
Denkmäler 307
Kunst im öffentlichen Raum 309
Künstlerische Darstellungen der Stadt 315
Institutionen der Kulturpflege: Bibliotheken, Archive, Portale 324

6 Das Stadtbild 326
Grundlegende Bemerkungen zu Ortsbildern 327
Kategorien von räumlichen Beziehungen und Sichtbeziehungen 329
Katalog der für das Ortsbild des Welterbes relevanten Situationen 334
Sichtbeziehungen 353
Wider Settings 358
Als Ausblick ein Einblick 360

Anhang 362

Literaturverzeichnis 363
Kommentierte Titel 363
Erweitertes Literaturverzeichnis, unkommentiert 368
Digitale Daten und Onlinekataloge 375

Quellen 381

Abbildungsverzeichnis 385

Impressum 392

Den 8ten konnte ich in Bern früh mit dem Perukenmacher nicht fertig werden, suchte Leute auf die ich nicht fand und durchstrich bei der Gelegenheit die Stadt, sie ist die schönste die wir gesehen haben in Bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut, all aus einem graulichen weichen Sandstein, die egalitaet und Reinlichkeit drinne thut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, dass nichts leere Decoration oder Durchschnitt des Despotismus ist, die Gebäude die der Stand Bern selbst aufführt sind gros und kostbar doch haben sie keinen Anschein von Pracht der eins vor dem andern in die Augen würfe (…).

Johann Wolfgang von Goethe,
Briefe an Charlotte Stein, 9 Oktbr 1779[1]

Was ist das schwerste von allem? Was dir das leichteste dünket,
Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

Johann Wolfgang von Goethe, Xenien, postum erschienen 1895[2]

Sehnsucht nach gestern
heisst Angst vor der Zeit

Endo Anaconda, Die Altstadt hinunter, 1989[3]

[1] www.projekt-gutenberg.org/goethe/brstein1/chap035.html, letztmals konsultiert am 10.11.2023.

[2] doi.org/10.3931/e-rara-54881, letztmals konsultiert am 23.11.2023.

[3] Stiller Has, Stiller Has, aufgenommen vom 18. bis 21. Juli 1989 im Eurotop-Studio Bern, Gümligen (Sound Service): 2001 (Compact Disc und Begleittext).

Vorwort

Das hier vorliegende Buch ist aus der Arbeit am Managementplan zum Weltkulturgut Berner Altstadt hervorgegangen, welcher 2023-25 im Auftrag der Stadt Bern entstanden ist. Dieser Managementplan ist in erster Linie ein Verwaltungsinstrument mit denkmalpflegerischer Ausrichtung, welches Zielvorstellungen, Zuständigkeiten und Abläufe festhält. Diese sind als Grundlage für den Schutz und die nachhaltige Weiterentwicklung des Weltkulturguts Berner Altstadt unerlässlich.

Einen Gegenstand zu pflegen und zu entwickeln, setzt voraus, ihn zu kennen. Das ist bei einer Stadt, die über mehr als acht Jahrhunderte gewachsen ist, nicht selbstverständlich. In Ihr haben sich historische Ereignisse, örtliche Gegebenheiten, kulturelle Entwicklungen, die Lebensentwürfe von Menschen und viel anderes zu einem Artefakt von hoher Komplexität und beträchtlichen Ausmassen akkumuliert.

Dieses Buch will das Wissen über die Stadt Bern abstecken und aktualisieren, den Zugang zu diesem Wissen erschliessen, darüber berichten, wie sich die Wahrnehmung der Stadt gewandelt und entwickelt hat. Das Buch will sich den Themen und Elementen, welche die Einzigartigkeit dieser Stadt ausmachen, von verschiedenen Seiten her annähern. Daraus erhofft es sich einen Beitrag zur Wesensbestimmung dieses Denkmals – und sei es die Pluralität seiner Erscheinungsformen. Deshalb werden hier auch teils sehr unterschiedliche Perspektiven und Eindringtiefen gewählt – in der Hoffnung, dass das skizzierte Bild eine Ahnung von der Mehrdimensionalität, dem Facettenreichtum und der Diversität des Schutzgutes vermitteln möge.

Dieses Buch ist wissenschaftlichen Prinzipien wie der Verständlichkeit und Nachvollziehbarkeit, der Korrektheit, der Transparenz hinsichtlich aller Informationen und Quellen sowie der Relevanz hinsichtlich des Gegenstandes verpflichtet. Deshalb enthält es viele Nachweise und es folgt am Schluss auch ein Apparat an Verweisen auf Literatur, Quellen und Medien. Dabei möchte das Buch das Potential neuer Informationskanäle erschliessen, über welche in den letzten Jahren und Jahrzehnten ein neues Bild Berns mit einer überraschenden Tiefenschärfe Gestalt angenommen hat.

In diesem Zusammenhang ist es opportun, von der gemeinsamen methodischen Herkunft des Generalplanerteams zu sprechen, im Kreis dessen dieses Buch entstanden ist: Die Lektüre der Stadt, das Bewusstsein für Transparenz im Sinne Colin Rowes und Robert Slutzkys, für die Stadt als Palimpsest im Sinne André Corboz', für die Gegenwart der Vergangenheit

im Raum, wie sie im Topologischen Atlas des Handbuches in die Form eines Planwerks gegossen wird. Und wenn hier schon ein Positionsbezug gewagt sei, dann ganz bestimmt auch im Sinn einer Stadt, wie sie Walter Benjamin, Lucius Burckhardt und Christopher Alexander verstanden haben: als Stadt für Menschen.
Dieses Buch will sich in die lange Tradition der Erzählungen einreihen, in welchen die Stadt immer wieder auf faszinierende Art zum Leben erweckt worden ist. Daher auch die Klammer, welche es aufspannt: beginnend bei den Darstellungen und Erforschungen der Stadt über die Jahrhunderte hinweg, dann nach den Menschen und Prozessen fragend, welche die Stadt in langen Kontinuitäten, aber auch unter dem Eindruck unglaublicher Katastrophen gestaltet und verantwortet haben, anschliessend fokussierend auf das typisch Bernische, sich danach der Entwicklung der Stadt im Raum und in der Zeit (also dem Spezifischen) widmend, weiter einen Blick auf künstlerische und kulturelle Implikationen des «Bernischen» im Denkmal Berner Altstadt werfend (welches ja unter dem Kriterium einer «kulturellen Tradition» in die Welterbeliste eingetragen worden ist), um beim Stadtbild zu enden, in welchem die grosse Erzählung der Stadt über die Jahrhunderte hinweg immer wieder in beredter, wenn auch nicht einfach zu übersetzender Form kulminierte.
Dieses Buch ist also eine Hommage an die Berner Altstadt in Form eines Lesebuches, welches auch unterhalten, überraschen und vor allem: begeistern will. Es ist ein Vademecum für Interessierte, Raumschaffende und Forschende. Es ist ein Versuch, einen frischen Zugang zum Denkmal zu erschliessen, ohne die alten Herangehensweisen aus den Augen zu verlieren. Es ist ein Versuch, einen Diskurs zu beleben, neu zu organisieren und unter die Leute zu bringen. Das hier vorliegende Buch will das Weltkulturerbe Berner Altstadt in die Herzen der Menschen tragen.

Dank

Dieses Buch hat bei seiner Entstehung Diskussionen provoziert und die breite, anhaltende Faszination vieler Menschen für die Berner Altstadt zutage gefördert. Es wäre nicht möglich gewesen ohne die Beiträge zahlreicher Personen, denen ich hier herzlich danke: Barbara Büttner, Peter Degen, Dieter Schnell, Jürg Schweizer, Annette Loeffel, Daniel Schläppi, Christophe von Werdt, Patrick Thurston, Urs Bögli, Lisa Ehrensperger, Tobias Hodel, Bernard Schlup, Kilian Bühlmann, Rainer Kamber und Sarah Caminada.
Für ihre stete Unterstützung und ihre kundigen Rückmeldungen bedanke ich mich besonders bei den Mitgliedern des UNESCO-Generalplanerteams Claudio Campanile, Maurus Schifferli, Toni Weber, Frank Abele, Simon Opladen und Roy Schläfli sowie Brigitte Andres und Armand Baeriswyl, die den Leitfaden Archäologie zum Handbuch beigesteuert haben. Grosser Dank gebührt auch ihren Teams, welche unermüdlich Unterstützung geleistet haben, namentlich Gabriel Fürst, Timea Bergant, Salvatore Tummarello, Anja Witschi, Stephanie Bisig, Bettina Hofer Katja Bläßer und Veronica Mayr. Seitens der Behörden haben die Mitglieder der Begleitkommission,

bestehend aus den Chefs und Mitarbeiter*innen zahlreicher Direktionen, Fachstellung und Ämter der Stadt Bern entscheidende Beiträge geliefert, von denen hier stellvertretend Roland Gerber, Jeanette Beck, Stefan Lauber, Thomas Pfluger, Irene Diethelm, Michael von Allmen, Jean-Daniel Gross, Alec von Graffenried und Marieke Kruit genannt seien.

Christoph Schläppi

1

Einbettung und Kontext

Hier wird der weite Bogen von Betrachtungsweisen aufgespannt, mit denen Einstiege ins Thema Welterbe Berner Altstadt möglich sind. Es geht um die Idee von Stadt, und zwar ebenso, was ihr kulturelles, wirtschaftliches und soziales Potential, wie auch, was ihre Diversität und Komplexität anbelangt.
Ausgehend von den Darstellungen der Stadt zeigt sich, wie unterschiedlich ihre Wahrnehmungen und Zustände sind, sei es in künstlerischer oder in wissenschaftlicher Hinsicht.
Der zweite Schwerpunkt des Kapitels liegt auf den Ursprüngen und Anfängen der Stadt Bern und auf den übergeordneten, gleichsam von aussen auf sie wirkenden Kräften.

Historische Darstellungen

Das Phänomen, das uns heute in Gestalt der Berner Altstadt entgegentritt, ist nicht das Resultat zufälliger Prozesse, sondern das Zeugnis jahrhundertelanger Begeisterung, Leidenschaft, Hingabe, Pflege und sorgfältiger Planung. Die Stadt fasziniert unter anderem deshalb, weil Städtebau und Architektur in der Wahrnehmung früherer Jahrhunderte eine ungleich bedeutendere Rolle gespielt haben als in der Gegenwart. Für die Menschen, die Bern erbaut haben, Teile davon in Trümmern liegen gesehen haben, es während Jahrhunderten gepflegt und erweitert haben, hatte die Stadt eine unmittelbar existenzielle Bedeutung: Sie bot Schutz und Obdach, erlaubte das Leben im sozialen Verband ebenso wie den gesellschaftlichen Austausch und ökonomische Aktivitäten. In geistiger Hinsicht war die Stadt Instrument und Medium der Selbstvergewisserung, der Identität und bald einmal auch: der Repräsentation. Dieses Kapitel befasst sich mit den Medien und Methoden, mit denen sich Menschen aller Jahrhunderte auf mannigfaltige Weise die Stadt Bern angeeignet und sich dabei ihrer eigenen Haltung gegenüber diesem Denkmal vergewissert haben.
Der Stolz der Bernerinnen und Berner auf ihre Stadt manifestiert sich in einer überwältigenden Anzahl von Zeugnissen, mit denen sie Bern als Hinterlassenschaft grosser Zeiten legitimiert, für ihre Zeitgenossen dokumentiert und für die Nachwelt festgehalten haben. Die Faszination und die Schönheit der Stadt haben Kulturschaffende und Gelehrte aller Jahrhunderte seit der Gründung 1191 dazu bewegt, die Stadt darzustellen, zu beschreiben, abzubilden, sie zu würdigen und zu feiern.
Seit kurzem bieten die Archive weltweit Text- und Bilddokumente in hoher Qualität digital an. Die Berner Archive gehen hier mit mustergültiger Initiative voraus. Daher liegen historische Quellen zunehmend in überwältigender Vielfalt offen zutage. Die Originale dieser Chroniken werden in der Burgerbibliothek aufbewahrt. Ihre Zusammenstellung ist zu finden im Anhang. Einige besonders schöne, aussagekräftige Beispiele der Auseinandersetzung mit der Berner Altstadt stehen am Beginn dieser Publikation.

Chroniken

Der Stolz auf die Stadt, das Bewusstsein, Teil von etwas Grösserem zu sein und das Bedürfnis, der Leistungen der inzwischen zu einer beeindruckenden Herrschaft herangewachsenen Stadtrepublik Referenz zu erweisen, führt 1420 zum Auftrag an *Konrad Justinger,* die Geschichte Berns in der so genannten *Cronica de Berno,* der Berner Chronik, festzuhalten. Das Werk wird um 1430 vollendet. Hier wird das Narrativ von der Stadtgründung, der Namensgebung, dem Ende der Zähringerherzöge und der Reichsfreiheit erstmals in der Form festgehalten, in der es bis auf den heutigen Tag überliefert worden ist.[4] Diese Chronik steht am Anfang einer

[4] Die von Gottlieb Samuel Studer 1871 publizierte Transkription der Chronik wird von Urs Martin Zahnd einführend beschrieben unter www.digibern.ch/katalog/berner-chronik-conrad-justinger. Sie ist als Digitalisat greifbar unter: doi.org/10.3931/e-rara-97157.

jahrhundertelangen Auseinandersetzung zahlreicher Chronisten mit der Stadt und der Geschichte der Stadtrepublik Bern. Fast 250 Jahre nach der legendären Stadtgründung niedergeschrieben, wird Justingers Chronik von den nachfolgenden Generationen als Vorlage zahlloser Abschriften und Überarbeitungen dankbar angenommen. Wie alle mittelalterlichen Quellen ist die *Cronica de Berno* auch Gegenstand zahlreicher kritischer historischer Untersuchungen.[5]

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hinterlässt Diebold Schilling zwei reich und kunstvoll illustrierte Konvolute – die dreibändige, so genannte *Amtliche Berner Chronik* von 1478-1483[6] sowie die so genannte *Spiezer Chronik* von 1484/85.[7] Hier erscheint erstmals eine reich illustrierte Auseinandersetzung mit den Anfängen der Stadt.

Die genannten Werke begründen eine lange Ahnenreihe von Texten, mit denen die Geschicke Berns quer durch die Jahrhunderte festgehalten worden sind und in denen immer wieder auch Justingers Narrativ der Stadtgründung reproduziert worden ist. Die Liste von Autoren, die meist im Auftrag der Obrigkeit solch in der Regel gewichtige historische Werke verfasst haben, ist lang und steht sinnbildlich für die grosse Geschichte von Stadt und Republik Bern: von Diesbach, Anshelm, Tschachtlan, Haller, Müslin, Stettler, Lerber, Howald u. a.

Eine treffliche Zusammenfassung der ganzen Deszendenzlinie der Berner Chroniken hat Beat Rudolf von Tscharner seiner *Historie der Stadt Bern* von 1765 vorangestellt und dabei auch den Zweck solcher Aktivität umrissen:

> *Conrad Justinger ist der erste Bernerische Historikus; er hat seine Chronik auf Befehl des Raths geschrieben, damit so viele kluge Thaten und weise Anstalten unsrer Altforderen der Vergessenheit entrissen würden, und den Nachkömmlingen zum Beyspiele dienen könnten. Sie endet bey dem Jahr 1421. Ulrich Wagner von Schweiz, hat selbige fortgesezt bis 1466. Und Benedikt Tschachtlan von da bis 1471. Auf ihne kam Theobald Schilling, und seine Beschreibe der burgundischen Kriege geht bis 1480. Valerius Anshelm meldet etliche Umstände der gemeldten Kriege, die Schilling in seiner Historie und Tschachtlan in einem besondern Werke ausgelassen, und endet sein Buch bey dem Jahr 1518. Endlich hat Stettler die vorigen meistens abgeschrieben, und diese nüzliche Arbeit fortgesezt bis zum Jahr 1626. Von diesem grossen Werke ist ein Auszug gedrukt worden, der jedermann bekannt ist: von Wattenwyl Confoederation Hélvetique.*[8]

---

5 Siehe hierzu u. a. de.wikipedia.org/wiki/Cronica_de_Berno.

6 Die Digitalisate der drei Bände sind unter folgenden Links publiziert: www.e-codices.unifr.ch/en/description/bbb/Mss-hh-I0001/, www.e-codices.unifr.ch/en/description/bbb/Mss-hh-I0002/ und www.e-codices.unifr.ch/en/description/bbb/Mss-hh-I0003/.

7 Das Digitalisat der Chronik ist aufrufbar unter: www.e-codices.unifr.ch/en/description/bbb/Mss-hh-I0016/.

8 Beat Rudolf Tscharner 1765, S. III-IV.

Topografien

Die enge Verknüpfung von Gründungsmythos, Stadtbeschreibung und Beschreibung der politischen Geschichte der Republik Bern, welche in den frühen Chroniken in grosser Selbstverständlichkeit miteinander verflochten sind, löst sich mit den Jahrhunderten auf. Die Grenzen zwischen historischer Legitimation und Beschreibung des Territoriums verschieben sich und es entstehen neue Textarten und Darstellungsformen. So entsteht ab dem 17. Jahrhundert als Sonderform der Chronik die *Topografie* – eine Gattung, welche bis ins 19. Jahrhundert gepflegt wird und, wenn man so will, in Form der Kunstführer, die zu Bern und zu seinen Denkmälern erschienen sind, bis in die Gegenwart weiterlebt.
In diesen Topografien werden die Beschreibungen der Stadt teilweise mit Texten ergänzt, welche den Charakter von Jahrbüchern tragen und Beobachtungen über laufende Ereignisse und Bauprojekte der Zeit festhalten. Was die inhaltliche und literarische Qualität der Einträge anbelangt, fallen grosse Unterschiede auf: Während einige Chroniken und Topografien mit buchhalterischer Akribie verfasste Bestandesaufnahmen sind, steigern sich andere zu packenden Beschreibungen, in denen das Bauen mit Eindringlichkeit als ureigene menschliche Tätigkeit offengelegt wird. Als Beispiel unten ein Auszug aus Schellhammers *Topographia chronologica urbis et agri Bernensis* von 1731. In dem Text geht es um den Antransport der vier monumentalen Säulen, welche die Fassade der Heiliggeistkirche gegen die Spitalgasse auszeichnen. Der Transport von der Untertorbrücke hinauf in den flachen Teil der Gerechtigkeitsgasse stösst auf dieser Rampe offensichtlich an seine Grenzen – damit ist der Text auch ein Zeugnis für ein Handicap, mit dem die Stadt jahrhundertelang gerungen hatte, bevor es Mitte des 18. Jahrhunderts mit einem beeindruckenden ingenieurtechnischen Eingriff behoben wurde:[9]

> *Am 1.n tag Wintermonats hat man das erste Seülen Stük zum neüwen Kilchthurn des oberen Spittals in die Statt geführt durch 15. Hengsten und 6. große Stieren, das Stük ist 22. Schu lang und 3 1/2 breit, oder dik gewesen, und 222. Centner schwer; Bey diser Fuhr sind so Vil Zuschauwer in und außert der Statt gewesen, als immer bey dem Eynritt eines Fürsten seyn möchten: Dann solch große Stuk sind seit dem Anfang der Statt keine hineyn geführt worden; Es ist das Spannen und Spehren diker Seilen und starker Ketten das entsetzliche Krachen des Wagens und der Räderen, die Arbeit der Pferde den Stalden auf Wol betrachtens wehrt gewesen, sonderlich wan die Seil und Ketten von einander geschnellt.*[10]

[9] Die zahlreichen Grundlagenarbeiten und Dokumente zu diesem Thema sind aufgearbeitet in: *Germann 1994, währschafft, nuzlich und schön.*

[10] Schellhammer, S. 313-314.

Diese Textstelle zeugt nicht nur von einer Blütezeit des Bauens als Akt kollektiver Anteilnahme, sondern trägt auch dazu bei, die physische Beschaffenheit der Heiliggeistkirche, die in der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts vor allem aufgrund stilistischer Erwägungen gewürdigt worden war, neu zu verstehen und einzuordnen. Derweil Paul Hofer im fünften Kunstdenkmälerband beklagt hatte, dass die ursprüngliche Materialbeschaffenheit dieser Säulen nach dem Ersatz 1896 durch Säulen aus Bevanogranit (siehe Granit*)* nicht mehr festzustellen war,[11] liefert das Zitat Hinweise auf die Transportroute und damit auf Herkunft der Werkstücke – entweder von der damals noch bestehenden Sandfluh oder vom Ostermundiger Hättenberg (siehe Sandstein – Steinbrüche). Wie auch immer: Wer diese Beschreibung kennt, wird die Säulen, mit denen das Portal der Heiliggeistkirche die Ankunft in der Altstadt markiert, mit neuen Augen betrachten und dieses Narrativ nicht mehr vergessen.
Texte bestätigen auch, was uns zahlreiche Prachtbauten des 18. Jahrhunderts längst erzählen: Nachdem die Altstadt nach pragmatischen Gesichtspunkten konzipiert und unter behördlicher Kontrolle nachverdichtet und mit brandsicheren Materialien ertüchtigt worden war, wird sie nun einer grundlegenden Verschönerung unterzogen. Das bislang vom Gewerbe, vom Handel und von der Geschäftstätigkeit, ja sogar von Landwirtschaftsbauten geprägte Stadtbild wird zum Gegenstand eines grossangelegten *Embellissements* nach französischer Manier.
Mitten in dieser städtebaulichen Aufwertung erscheinen 1732 in Zürich Johann Rudolf Gruners *Deliciae Urbis Bernae* – eine mehrhundertseitige Abhandlung über die Stadt. Unter den *Kleinodien* oder *Freuden* der Stadt Bern, wie der Titel ins Deutsche übertragen werden kann, wird ein breites Panoptikum an Wissenswertem über die Stadt aufgerollt, werden umfassend die politische Organisation und die Inhaber der wichtigsten Ämter seit den Anfängen, zahlreiche historische Ereignisse bis hin zu den überlieferten Katastrophen geschildert.[12]
Uns interessieren besonders die Abschnitte über Bau und Anlage der Stadt. Nebst der ausführlichen Aufzählung und Beschreibung verschiedener Monumente charakterisiert Gruner einzelne Gassen und Plätze. Hier eines von zahlreichen Beispielen:

> *Die Kramgaß, sonst die vordere Gaß genannt, ist ohne Widersprechen die schönste Gaß in der Stadt, liegt mitten in der Stadt, hat über 100 schöne, grosse, wohl-gebaute, guten Theils neue*

[11] Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. 174, 189.

[12] Emil Blösch schrieb im Berner Taschenbuch, Bd. 29, 1879 zu diesem einzigen gedruckten Werk Johann Rudolf Gruners: "Es ist bekannt, dass die bernische Regierung den Druck des Werkes sehr ungern gesehen, ja sogar geradezu verboten und den Verkauf des Buches untersagt hat. (…) Nach (Albrecht von) Haller war Gruner willig, diesem Ausspruch seiner Obrigkeit sich zu fügen, indessen war die Sache schon zu weit vorgeschritten und wurde nicht aufgehalten; der Verfasser hatte sicher geahnt, dass sein Werk in Bern nicht willkommen sei; er hat wohl nicht ohne Grund in Zürich den Drucker gesucht."

Häuser, von dem Zeitglocken-Thurn an biß an die Creutzgaß (...) An dieser Gaß sind auch einiche Theils neu gebaute grosse Gesellschafft-Häuser, nemlich der Metzgern, Kauffleuten, zum Affen der Steinmetzen, und zu Mören der Schneidern; In Mitten dieser Gaß sonnenhalb, und hiemit mitten in der Stadt ist die durchgehende wohlgelegene Schaal oder Metzg.[13]

Bildliche Darstellungen

Im Lauf der Jahrhunderte zeugt eine zunehmende Anzahl von bildlichen Darstellungen von der Erfahrung und Aneignung der Stadt. Wie bei den schriftlichen Erzeugnissen ist festzustellen, dass die ursprüngliche Totalität des dargestellten Gegenstandes mit der Zeit dem Wandel unterliegt und sich Spezialisierungen im Hinblick auf verschiedene Verwendungszwecke herausbilden. Quer durch die Jahrhunderte kann beobachtet werden, wie sich die Instrumente und Methoden der Kartographie verändern: Die genordete Ansicht setzt sich durch, die schematisierte spätmittelalterliche Darstellung weicht einer akribischen, jedoch in der Fläche verzerrten Parallelperspektive. Im 17. und 18. Jahrhundert wird die flächengetreue Mercatorprojektion zur Norm. Weiter weicht die stilisierte Darstellung sämtlicher Einzelbauten einer generalisierten Kartographie etc.[14]
Paul Hofer hat die bildlichen Darstellungen Berns im ersten Kunstdenkmälerband über Bern in einer Übersicht zusammengestellt und dabei in drei Gattungen unterteilt. Er unterscheidet zwischen den so genannten *Planveduten* (der ursprünglichen Form), den *Stadtplänen* und den *Gesamtansichten.*[15] Wir schliessen uns mit der folgenden Betrachtung dieser Einteilung an:

Planveduten

Nachfolgend werden vier hervorragende Planveduten herausgegriffen und vertiefend vorgestellt. Um diese zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass sie aus angenommenen Vogelperspektiven, also keiner tatsächlichen Ansicht, entstanden sind. Sie repräsentieren also idealisierte stadträumliche Vorstellungen, die möglicherweise Rückschlüsse auf Raumeindrücke innerhalb der damaligen Stadt zulassen (siehe Gassen, Plätze und Stadtfugen).

---

[13] Gruner, Deliciae, S. 467-468.

[14] Eine lesenswerte, gut verständliche Darstellung dieses Wandels ist unter dem Stichwort «Stadtplan» auf Wikipedia vorzufinden: de.wikipedia.org/wiki/Stadtplan, letztmals konsultiert am 02.08.2023).

[15] Hofer, KDM Bern 1, S. 49-62.

Abbildung 1: Holzschnitt von Heinrich Holzmüller (Monogramm auf der Langmauer) nach einer Vorlage von Hans-Rudolf Manuel, 1549.

Die früheste Darstellung Berns, welche aufgrund ihrer Vollständigkeit und der Abbildungsgenauigkeit als Planvedute bezeichnet werden darf, diente der Darstellung, also Repräsentation der Stadt nach aussen. Das 1549 datierte Blatt wurde Sebastian Münsters Kosmographie beigelegt, einer Publikation mit grosser Reichweite und zahlreichen Auflagen. Die erstmalige Publikation der Stadt Bern erfolgte in der Ausgabe von 1550, welche gleichzeitig auch die erste deutsche Auflage war.
Die Stadt wird aus der Vogelschau von Norden gezeigt. Die Aussagekraft der Darstellung ist hinsichtlich verschiedener Inhalte uneinheitlich. Mit grosser Zuverlässigkeit dargestellt sind: die allgemeine Geometrie, der Strassenplan, die Blöcke der städtischen Bebauung, die Befestigungswerke, die offenen Kanäle des Stadtbachs und die Grundzüge der umgebenden Landschaft (sogar der Hausberg Gurten ist als solcher erkennbar). Die einzelnen Bauten sind einerseits stilisiert bzw. generalisiert, besonders was die doppelten Reihen der Hofstätten in der Zähringerstadt anbelangt. Erstaunlich präzise innerhalb dieser Darstellung sind Details wie die Unterscheidung von Häusern mit und ohne Lauben, die überlebensgrosse Christoffelfigur im gleichnamigen Turm bis hin zu den Bären auf der Tanne im damaligen Bärengraben beim Käfigturm. Präzise, wenn auch unvollständig sind die Beschriftungen, anhand derer beispielsweise die einstige Lage des

Bärengrabens auf dem heutigen Bärenplatz, des Dählhölzliwaldes oder des Nachbardorfes Köniz lokalisierbar sind.

Abbildung 2: Planvedute von Gregor Sickinger, 1607, nach der sogenannte Ölkopie von Johann Ludwig Aberli 1753 *(Abbildung 3)* kopiert und reproduziert von Eduard von Rodt 1914 (Federzeichnung). Legende unten rechts: «Das Original dieser Ansicht, gemalt 1603-07 von Gregor Sickinger, ist seit 1755 verschollen. J. L. Aberli stellte davon zwei Kopien her, eine in Oel, datiert 1753, die andere als aquarellierte Federzeichnung (1755): beide heute im Historischen Museum Bern. // Die Oelkopie durch Architekt Ed. von Rodt 1914, in gleicher Grösse umgezeichnet, in Feder ausgeführt und verkleinert, herausgegeben Bern 1915.»

Wenden wir uns der Planvedute Gregor Sickingers zu: Sie ragt unter den Darstellungen Berns aus mehreren Gründen hervor. Die Bedeutung des Blattes zeigt sich u. a. darin, dass das Original Mitte des 18. Jahrhunderts zweimal von Johann Ludwig Aberli kopiert wurde, bevor es verschollen ging – als Ölgemälde und als Federzeichnung. Die Ölkopie ihrerseits wurde 1914-15 von Architekt Eduard von Rodt in die hier gezeigte Federzeichnung übersetzt und als Kunstdruck publiziert. Damit dokumentiert die mehrfach transformierte Planvedute das anhaltende Interesse an der Stadt Bern während Jahrhunderten, auch über die Gattungsgrenzen von Architektur, Städtebau und Kartographie hinweg.
Die in der Vorlage mit Pinsel und Ölfarbe eher allgemein gehaltenen Details hat von Rodt mit einer ausgeprägt philologisch-architektonischen Haltung kongenial interpretiert und ausgeschmückt, sodass die Zeichnung zwar hervorragend lesbar ist, in ihren Einzelheiten jedoch als Interpretation des Zeichners verstanden werden muss.

Abbildung 3: Johann Ludwig Aberli, Ölkopie von 1753 des verschollenen so genannten Sickingerplanes von 1607.

Abbildung 4: Bern die Hauptstadt im Nuechtland, Kupferstich von Matthäus Merian nach einer Vorlage von Joseph Plepp, 1638.

1638: Ein von Matthäus Merian nach einer Zeichnung von Joseph Plepp hergestellter Kupferstich zeigt die Stadt Bern kurz nach der Vollendung des Schanzensgürtels. Während Plepps Darstellung sich in vielem auf Sickingers Vorbild abstützt, beispielsweise bei der perspektivischen Darstellung der Gassen, Häuserblöcke und Monumente, darf sie gleichzeitig als erste massstabs- und flächengetreue Mercator-Projektion der Stadt bezeichnet werden. Dies wird auch aus dem Massstab von 300 Fuss deutlich, welcher dem Blatt unauffällig an der unteren rechten Ecke beigegeben wurde. Plepp/Merian schöpfen die Möglichkeiten des Mediums Kupferstich bis an seine Grenzen aus. So überzeugt das Blatt u. a. aufgrund seines anekdotischen Detailreichtums und der Zuverlässigkeit bei der Darstellung der Monumente, also all jener Bauten, welche über das Schema der «normalen» Bürgerhäuser hinausweisen. Lebhaft und aufschlussreich ist es besonders auch hinsichtlich der in grosser Zahl vorhandenen Befestigungswerke und der Aussenräume – ob es sich nun um topografische Besonderheiten wie den Steinbruch Sandfluh am heutigen Aargauerstalden, die omnipräsenten Garten- und Wirtschaftsräume oder auch die Darstellung der Schifffahrt mit Weidlingen und Flössern sowie des Hafens an der «Landeren» in der Matte handelt. Plepp/Merians Darstellung wird bis zum Ende des 18. Jahrhunderts als Stadtplan Verbindlichkeit behalten, indem die Druckplatte von anderen Autoren verwendet und weiter bearbeitet oder die Darstellung selbst in Kopien übertragen wird.

Monumentalpläne

Die Gattung der Monumentalpläne setzt mit Carl Ahasver von Sinners «Grundriss von Bern, verfertiget (…) Anno 1790» in einer idealen Verkörperung an. Von Sinner bringt die Politik der Verfeinerung des Stadtkörpers, die während mindestens eines Jahrhunderts verfolgt worden war, auf eine bildliche Formel, indem er seinen Stadtplan in Winkel- und massgetreuer Projektion mit der Darstellung der wichtigsten Monumente, d. h. öffentlichen Bauten der Stadt und einer ausführlichen Legende kombiniert.
Das hervorragende Blatt vereint damit eine abschliessende Rückschau auf eine Epoche, deren kurz bevorstehenden Endes sich der Autor noch nicht bewusst ist, mit einer vermessungstechnisch zukunftsweisenden Darstellungsweise. Das Blatt ist nicht der einzige Monumentalplan Berns, aber sicherlich der Höhepunkt der Gattung, deren Echo in den bis vor kurzem verbreiteten Stadtplänen und Faltprospekten nachhallt.

Abbildung 5: «Grundriss von Bern, verfertiget von Carl von Sinner Anno 1790, gestochen von M. G. Eichler».

Der Sinnerplan hat mit seiner Präzision bis heute Massstäbe gesetzt und genügt gleichzeitig hohen künstlerischen Ansprüchen. Die Gestaltung des Blattes, die Modellierung der unterschiedlichen Planinhalte, die Hervorhebung der Monumente sowie die ausführliche Legende zeichnen das Blatt als Meisterwerk der Plangrafik ebenso wie der Kartographie aus. Damit ist der Plan auch eine Huldigung an die Stadt, die Ende des 18. Jahrhunderts einen Höhepunkt ihrer urbanen Qualität erreicht hat. Das Blatt verbildlicht wie kein anderes das Wesen der Altstadt in der Spätphase ihrer grossflächigen Überformung und Verschönerung gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Der Stolz des Verfassers auf die Stadt manifestiert sich u. a. in den sieben bildlich bzw. im Aufriss dargestellten Monumentalbauten (Münster, Stiftsgebäude, Burgerspital, altes Inselspital, Kornhaus, Münzstatt und Heiliggeistkirche), die mit Ausnahme des Münsters allesamt aus dem 18. Jahrhundert stammen. Die Akribie der Plandarstellung äussert sich in ihrer Aussagekraft hinsichtlich der aussenräumlichen Qualität der Stadt. Mit feinen Schattenkanten werden die Objekte modelliert, sodass die gesamte Darstellung eine ausgeprägte Plastizität annimmt. Eine Spezialität besteht darin, dass die Bauten nicht im Erdgeschoss, sondern in den Obergeschossen geschnitten, die Lauben dennoch eingezeichnet sind. Dadurch gewinnt die Abbildung zusätzliche Körperhaftigkeit.
Interessant ist auch die Systematik der Legenden: Zunächst kommen die Gassen und Plätze der Stadt, geordnet nach Vierteln, beginnend mit der «Vorstadt zwischen den Thoren», im unteren Register sind als «Hauptgegenstände in der Stadt» die Nutzungen bzw. Widmung der Bauten und Aussenräume dargestellt.

Vermessung und Kataster

Von Sinners Stadtgrundriss geht dem Aufkommen des modernen Katasterplanes voraus, in welchem Parzellen und Bauten massgetreu festgehalten werden. Als Autoren von Katasterplänen haben sich zwei Protagonisten besonders hervorgetan: im 18. Jahrhundert Johann Jakob Brenner (1711-1774),[16] im 19. Jahrhundert Johannes Oppikofer (1782-1864).[17] Ihre hervorragenden Vermessungspläne dienen heute als die präzisesten Quellen der Stadtgeschichte der Vor- und Frühmoderne. Während heute Parameter wie die Ausrichtung der Pläne nach Norden in Brenners Werk noch nicht konsolidiert sind, tritt uns das Vermessungswesen vor allem in Oppikofers Stadtgrundriss 1819-22 in technisch und gestalterisch hoch entwickelter Form entgegen (siehe *Abbildung 7).*

[16] www.erste-ingenieure.ch/engineer/brenner-johann-jakob/.

[17] hls-dhs-dss.ch/de/articles/031205/2009-10-26/.

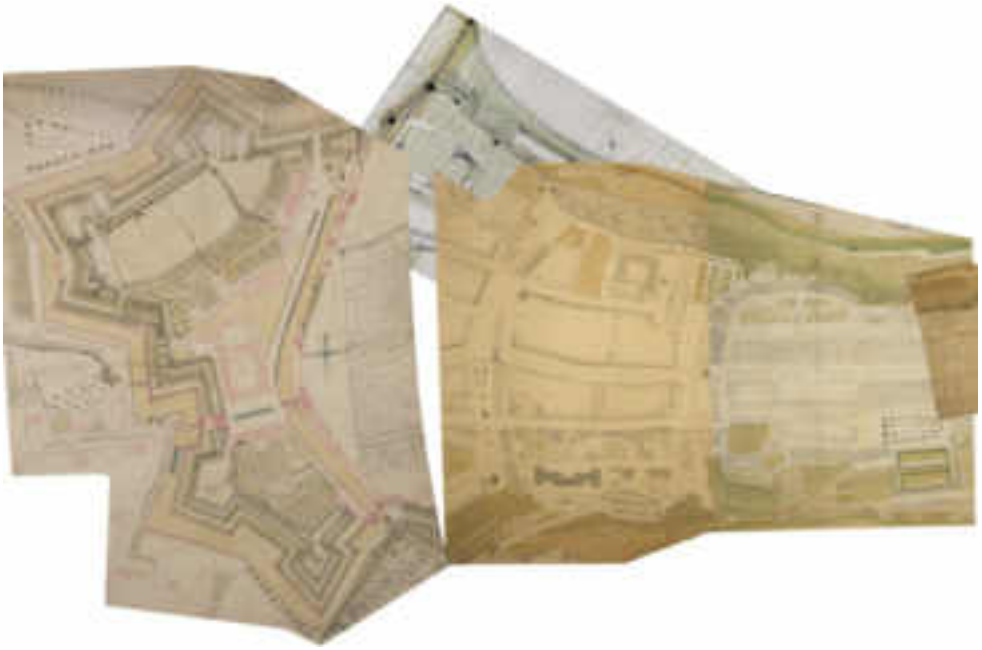

Abbildung 6: Zusammensetzung von Katasterplänen der Berner Altstadt von Johann Jakob Brenner, um 1750.

Abbildung 7: Stadtgrundriss von Johannes Oppikofer, datiert 1819-22.

Nach den Vermessungen von Johann Jakob Brenner in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde mit dem Oppikofer-Plan der Schritt zum modernen Katasterplan vollzogen. Die im Oppikoferplan dargestellten Inhalte setzen bei der Parzellenstruktur an, unterscheiden Bautypologien von Bürgerhäusern und öffentlichen Bauten bzw. Monumentalbauten und sind auch hinsichtlich der Grünräume aussagekräftig. Der Plan ist insbesondere eine verlässliche Quelle hinsichtlich der Laubenfronten und Kellereingänge. Besondere Bedeutung kommt dem Werk zu, weil es ein minutiöses Abbild der Wasserinfrastruktur liefert, und zwar sowohl in Bezug auf die offenen

und gedeckten Bereiche des Stadtbaches wie auch auf die Ehgräben, Brunnen und Deuchelleitungen.[18]

Kartographie

Die Plandarstellungen Brenners und Oppikofers korrelieren mit der Herausbildung der modernen Kartographie, für welche die Entwicklung der französischen Vermessungstechnik und die Einführung des metrischen Systems die entscheidenden Impulse gegeben haben. Diese Technologie kam gewissermassen mit der französischen Besatzung 1798 nach Bern.[19] Zum Stichwort Kartographie beschränken wir uns auf das Beispiel von Rudolf Jakob Bollin, dessen im frühen 19. Jahrhundert hergestellte Arbeiten die Einbettung der Stadt in den landschaftlichen Kontext in dieser Zeit auf einzigartige Weise dokumentieren.

[18] publiziert unter: map.bern.ch/stadtplan/?grundplan=Stadtplan_farbig_Geoportal|Stadtplan_farbig_Extern_Region&koor=2600918,1199619&zoom=4&hl=0&layer=Oppikoferatlas&subtheme=CatHistorisch, letztmals konsultiert am 23.08.2025.

[19] Mehr dazu unter: de.wikipedia.org/wiki/Metrisches_Einheitensystem#, letztmals konsultiert am 31.08.2024.

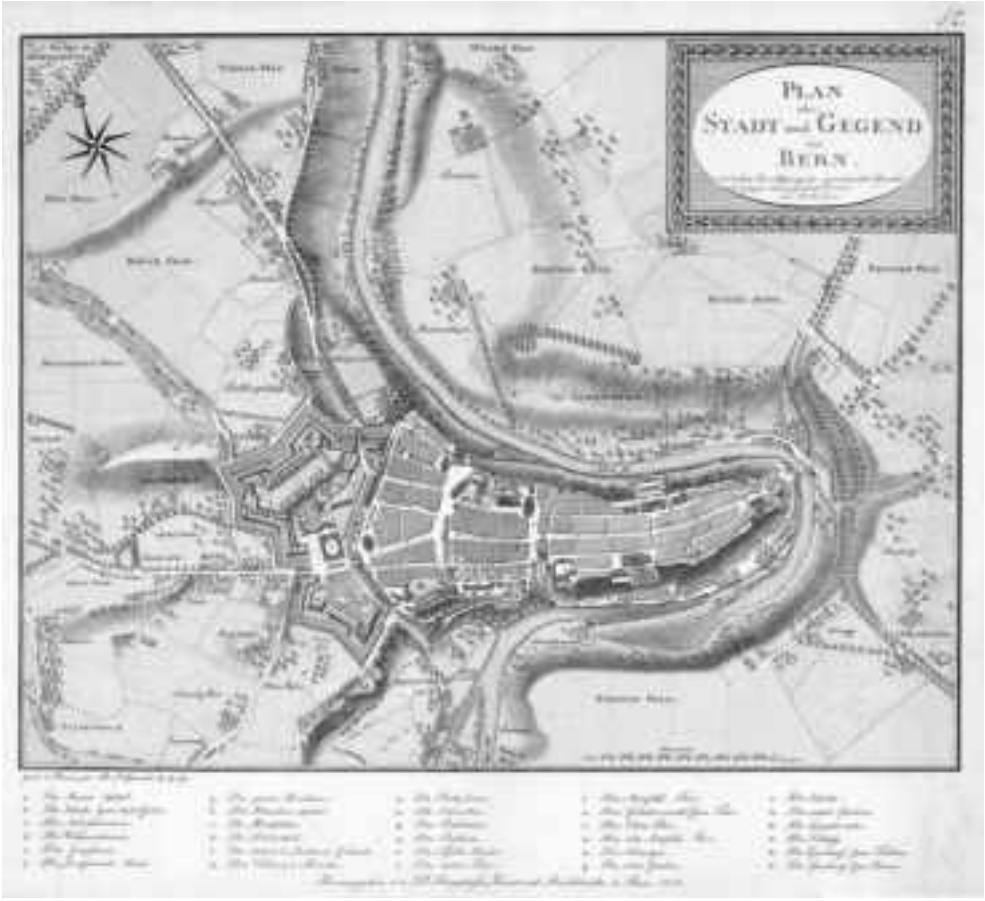

Abbildung 8: PLAN der STADT und GEGEND von BERN. mit hoher Bewilligung, aus geometrischen Grundrissen gezogen und gezeichnet Ao. 1807. von Bollin Geom: / Herausgegeben von J: J: Burgdorfer, Kunst- und Buchhändler in Bern. 1808.

Bollins kartographische Arbeiten führen in direkter Linie zur Dufourkarte und zur modernen Landestopografie, deren historische Grundlagen heute auf vorbildliche Weise aufgearbeitet und barrierefrei zugänglich sind.[20]

Gesamtansichten

Die so genannten Gesamtansichten sind Abbildungen der Stadt, welche diese als Ganzheit von aussen zeigen. Sie erfreuen sich quer durch die Jahrhunderte grosser Beliebtheit – von der frühesten Abbildung in einer Initiale in Diebold Schillings Spiezer Chronik bis hin zur heutigen Postkartenansicht zieht sich ihre eindrückliche Traditionslinie durch die gesamte Stadtgeschichte.

[20] Das Portal der Swisstopo ist heute eine der zentralen Quellen für jede Raumrecherche in der Schweiz: map.geo.admin.ch, letztmals konsultiert am 02.10.2024.

Abbildung 9: Diebold Schilling, Spiezer Chronik, 1484, Seite 39, Initiale I mit der ersten Darstellung der Stadt Bern (Ausschnitt).

Gattungsgeschichtlich betrachtet ist die Gesamtansicht ein Spezialfall der Vedute. Die Stadtvedute ihrerseits hat eine hohe Affinität zur Landschaftsmalerei. Dabei wird die Stadt in ihren ganzen Abmessungen als in die Landschaft eingebettetes Objekt dargestellt. Als Merkmale derselben werden das gebaute Ensemble und einzelne architektonische Merkpunkte, das Panorama, die Silhouette sowie die Einbettung in die landschaftliche Szenerie hervorgehoben.[21] Stets geht es darum, den Charakter und die Schönheit eines Stadtbildes festzuhalten, auch die Wehrhaftigkeit und den Reichtum der Stadt.
Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die Gesamtansichten die Möglichkeit bieten, auf Stadtveduten Inhalte und Qualitäten in den Vordergrund zu stellen, welche auf den erwähnten Planveduten oft dem pragmatischen Zweck untergeordnet werden müssen. Faszinierend ist in diesem Zusammenhang, dass zwei Meister, denen wir bedeutende Planveduten verdanken, auch zwei der zauberhaftesten Gesamtansichten angefertigt haben: Joseph Plepp und Johann Ludwig Aberli. Diese namhaften Künstler des 17.

[21] Eine besonders erhellende Zusammenfassung zum Thema ist unter dem Stichwort «Vedute» auf Wikipedia zu finden. (de.wikipedia.org/wiki/Vedute, letztmals konsultiert am 04.08.2023).

und 18. Jahrhunderts haben sich also auf mannigfache Weise mit der Stadt als Motiv auseinandergesetzt.

Abbildung 10: Joseph Plepp, Conrad Meyer, Gesamtansicht von Süden, 1638.

Zwischen den Gesamtansichten und den oben erwähnten Planveduten besteht oft ein fliessender Übergang. Joseph Plepp, der die Vorlage zur berühmten Planvedute von Merian geliefert hatte, hat auf diesem weniger bekannten Blatt ganz andere Qualitäten hervorgehoben: Die von zahllosen Türmen belebte, «gotische» Silhouette Berns oder die Einbettung der Stadt ins Aaretal. In der Gesamtansicht kann ein Stadtbild so zum Vehikel traumhafter Imagination, poetischer Aneignung und charakterlicher Überhöhung werden.

Abbildung 11: Johann Ludwig Aberli, Adrian Zingg, Prospect der Stadt Bern von der Morgen-Seite, 1738.

Die Faszination von Aberlis *Prospect der Stadt Bern von der Morgen-Seite,* 1738 beruht auf dem Detailreichtum und auf der Weitwinkelprojektion. Sie haben diesen Kupferstich zum direkten Vorläufer zahlreicher Ansichten

gemacht, welche besonders im 19. Jahrhundert angefertigt wurden – insbesondere mit den Mitteln der Fotografie. Als Aufnahmestandort kann ungefähr die Stelle an der Hangkante ausgemacht werden, wo der heutige kleine Muristalden in die Muristrasse übergeht (siehe Tavelplätzli, Kleiner und Grosser Muristalden).
Obwohl der Stilbegriff Rokoko für die Berner Kunst und Architektur selten verwendet wird – diesem wird stets der ernstere «Spätbarock» vorgezogen – lässt die bukolische Szene, welche als Repoussoir am linken Bildrand in die Darstellung hineinführt, an diesen verspielten höfischen Stil denken. Auch auf der hier gezeigten Darstellung faszinieren die Sichtweise des Künstlers und seine spezifischen Interessen; sie werfen ihrerseits ein interessantes Licht auf die Stadt: hier besonders die ausgeprägte Hell/dunkel-Perspektive, mit welcher die Darstellung über die Silhouetten des Vordergrundes, des Mattenquartieres, der Altstadt und der Landschaft im Hintergrund bis zu den dramatischen Wolkenformationen in die Tiefe gestaffelt wird. Als zweites Hauptmotiv fallen die Menschen auf, welche die Szenerie beleben: an der Schiffsanlegestelle auf der «Landeren» bei der Mattensäge, auf den Weidlingen, die zu Wasser fahren, in der vierspännigen Kutsche, welche den Aargauerstalden erklimmt. Interessant auch, mit welcher Aufmerksamkeit das Gewerbequartier in der Matte behandelt wird. Auffallend auch, wie Aberli seinen Standpunkt wählt – so nämlich, dass Christoffelturm, Heiliggeistkirche und Zeitglockenturm sowie zahlreiche andere kleine Turm- und Zeltdächer in einer vollendeten Komposition verzerrungs- und konfliktfrei nebeneinander dargestellt werden können.

Die Bedeutung der Gesamtansichten nimmt im 19. und 20. Jahrhundert ab. Der Brückenbau und das Quartierwachstum bewirken, dass die Altstadt im sich ausbreitenden Stadtkörper der gründerzeitlichen Quartiere «einwächst», allmählich aufgelöst wird. Dadurch erlischt die Faszination des Stadtbildes keineswegs, aber es werden nun eher Bildausschnitte und «Fenster» mit malerischen Staffagen gepflegt, mit denen das Stadtbild neu belebt wird (siehe Das Stadtbild).
Parallel dazu ist seit dem 17. Jahrhundert ein zunehmendes Interesse an der Abbildung der Gassen- und Platzräume Berns sowie im 18. Jahrhundert der Promenaden festzustellen. Auch hier verlaufen die Entwicklungsstränge von der Vielfalt an Darstellungsmitteln und -medien praktisch übergangslos zur Fotografie (siehe Künstlerische Darstellungen der Stadt und Fotografie).

Bern im Fokus der Wissenschaften

Geschichtsschreibung

Mit der Eroberung des Aargaus 1415 und des Waadtlandes 1538 wurde Bern zur grössten Stadtrepublik nördlich der Alpen.[22] 1848 wurde Bern Bundesstadt des Schweizerischen Bundesstaates. Die Entwicklung der Stadt kann nicht losgelöst von diesen grossräumigen politischen Prozessen und isoliert von ihrem Territorium betrachtet und verstanden werden. Die Pracht der Stadt ist ohne die Ressourcen, welche aus den umliegenden Herrschaftsgebieten in sie flossen, undenkbar. Dies gilt besonders auch für die Blütezeit vom 16. bis ins 18. Jahrhundert.
Vor diesem Hintergrund wird deutlich, weshalb die bereits weiter oben erwähnten Chroniken und Topografien städtebauliche und politische Themen stets in enger Verflechtung behandeln. Gleiches gilt über die überaus umfangreiche und gehaltvolle Literatur, welche in der Tradition der Chroniken seit Justinger und seit den oben erwähnten Deliciae Gruners, vor allem aber seit dem 19. Jahrhundert zur Geschichte Berns verfasst worden ist.
Zu den herausragenden Autoren gehören Anton Ludwig Tillier, (1750-1813) Heinrich Türler (1861-1933), Wolfgang Friedrich von Mülinen, (1863-1917), Karl Howald (1796-1869), Richard Feller (1877-1958), Hans Strahm (1901-1978), Hans-Georg Bandi (1920-2016), Berchtold Weber (1940-2017) und viele andere, die in diesem Buch zitiert werden.
Die aktuellste, kompakte und lesenswerte Zusammenfassung der Geschichte Berns verdanken wir einem Autorenkollektiv, in welchem bedeutende Stimmen der jüngeren Geschichtsforschung versammelt sind: Anne-Marie Dubler, Hans Grütter, Urs Martin Zahnd, Beat Junker, Bruno Fritzsche und Alfred Kuert haben den Beitrag über Bern im Historischen Lexikon der Schweiz in der Version vom 10.11.2016 verfasst.[23]

Stadtforschung

Waren die Sichtweisen auf die Stadt in früheren Jahrhunderten stets den individuellen Interessen der Autoren und ihrem Auftrag geschuldet, fächern die Perspektiven seit dem 19. Jahrhundert zwischen unterschiedlichen Fachdisziplinen auf. Dabei hat sich eine Vielfalt von Gewichtungen, Aufmerksamkeitsbereichen und Interpretationsansätzen herausgebildet und es entstanden hinsichtlich der Interpretation der Stadtgeschichte der frühen Jahrhunderte interessante neue Deutungsansätze:

Architektur und Städtebau: Eduard von Rodt

Unter den Autoren, welche sich bei der Erforschung der Stadt hervorgetan haben, nimmt Eduard von Rodt (1849-1926) als Architekt eine Sonderstellung ein. Zu Beginn seiner Laufbahn absolvierte er eine Bauzeichnerlehre

[22] Siehe hierzu vor allem: Zeichen der Freiheit, Ausstellungskatalog 1991.

[23] hls-dhs-dss.ch/de/articles/000209/2016-11-10/.

bei Gottlieb Hebler. Dieser war der Autor der neoklassizistischen Bebauung, welche für die erste und zweite Berner Baugesellschaft ab Mitte des 19. Jahrhunderts im Quartier zwischen Bundesgasse, Schauplatzgasse, Bubenbergplatz und Hirschengraben entstand und heute Teil des Welterbes ist (siehe Die südliche Peripherie). Gleichzeitig absolvierte er eine Lehre als Steinmetz in der Berner Münsterbauhütte. Danach studierte er Architektur an der Polytechnischen Schule in Stuttgart.[24]
Nebst der Leitung des eigenen Architekturbüros, mit welchem er nebst der eidgenössischen Waffenfabrik u. a. zahlreiche Villen im neuen Kirchenfeldquartier erbaute, widmete sich von Rodt früh historischen Recherchen, aus denen nach der *Bernischen Stadtgeschichte* (1886) unter anderem das sechsbändige Werk *Bern in XIII. und XIV. Jahrhundert* bis *Bern im XIX. Jahrhundert* hervorging. Wir haben von Rodt bereits als Herausgeber des Sickingerschen Stadtplanes *(Abbildung 2)* kennen gelernt. Bedeutende Wegmarken seiner Biografie waren u. a. die Direktion des (alten) Bernischen historischen Museums (am Neubau von 1891-1896 arbeitete er als ausführender Architekt), die Mitgliedschaft in der eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege und ein Ehrendoktorat der Universität Bern.
Von Rodt ist also einer der Akteure, welche das heutige Welterbe mitverantwortet haben. Sein Zugang zur Stadt war von einer pragmatischen Sichtweise durchdrungen; seine noch heute besonders plastischen, dadurch lesenswerten Schilderungen sind vom präzisen Blick, von technischer Versiertheit und vom spezifischen Sensorium eines Architekten für die Logik von Raum und Konstruktion geprägt. Mit diesem spezifischen Hintergrund widmete er schon seine Stadtgeschichte strukturellen und städtebaulichen Schwerpunkten, legte die Stadtsatzungen aus und befragte die Stadt aufgrund ihrer typischen Merkmale nach ihren städtebaulichen Prinzipien. Dabei diskutierte er auch die Frage der Areae bzw. Hofstätten sowie der Lauben.[25] Was die Stadtentwicklungsphasen anbelangt, postulierte von Rodt die gleiche Abfolge, die wir nach den Infragestellungen des 20. Jahrhunderts heute wieder annehmen (siehe Die Zähringerstadt).

Erziehungswissenschaften: Hans Morgenthaler
Stellvertretend für die meisten hier erwähnten Akteure, die sich auch vor einem pädagogischen Hintergrund, also als Vermittelnde, mit der Geschichte der Berner Altstadt auseinandergesetzt haben, sei hier Hans Morgenthaler (1886-1951), Pädagoge und Historiker, herausgegriffen.[26] Nachdem er erstmals 1919 mit einem Aufsatz über Daniel Heintz, den «Kirchenwölber» und Vollender des Münsters im 16. Jahrhundert, mit einem für die

[24] Mehr zu Leben und Werk von Rodts siehe: de.wikipedia.org/wiki/Eduard_von_Rodt sowie hls-dhs-dss.ch/de/articles/046211/2010-11-22/ (beide konsultiert im Dezember 2023).

[25] Von Rodt 1907, XIII und XIV. Jahrhundert, S. 67.

[26] Zu den wichtigsten Eckpunkten der Biografie Morgenthalers siehe Nachruf im «Bund» vom 9. Januar 1951: www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=DBB19510109-01.2.29.2. Morgenthalers Nachlass wird in der Burgerbibliothek Bern aufbewahrt: www.query.sta.be.ch/detail.aspx?ID=569. Morgenthaler ist nicht mit seinem bekannten gleichnamigen Zeitgenossen, welcher als Schriftsteller, Geologe und Alpinist bekannt wurde, zu verwechseln.

Altstadt relevanten Thema an die Öffentlichkeit trat, «konzentrierte» er sich später, wie in seinem Nachruf steht, «mehr und mehr auf die Hauptstadt».[27] In seinen *Bildern aus der älteren Geschichte der Stadt Bern* arbeitete er mit der klaren, packenden Sprache und dem systematischen Anspruch eines Pädagogen die grundlegenden Fragen zum Plan und zur Entwicklung der mittelalterlichen Stadt Bern heraus. Kurz nach seinem Tod erschien die zweite Arbeit, die für unsere Belange besonders relevant ist: der Aufsatz über *Die ältere Trinkwasserversorgung der Stadt Bern.* In der Zwischenzeit publizierte er u. a. über die Stadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts in den Quartieren. Morgenthaler verdanken wir nicht nur vorzügliche Beschreibungen der Altstadt und ihrer Erweiterungen, sondern auch eine Standorthypothese, mit welcher er begründete, weshalb die Gründung Berns nicht im Bereich der gallorömischen Siedlung auf der Engehalbinsel erfolgt ist – wegen der ungleichen Voraussetzungen bei der Wasserversorgung.

Geographie

Von besonderem Interesse für die Stadtgeschichte Berns zeugen die Beiträge verschiedener Geographen. 1943 erschien postum das Bändchen *Bern – Eine kleine Stadtgeographie* von Fritz Wyss. Der ausgebildete Sekundar- und Gymnasiallehrer verfasste mehrere Orts- und Stadtmonografien, von denen die letzte der Stadt Bern gewidmet war. Diese wird ausgehend von ihrer Lage im Städtenetz, ihrem geologischen Untergrund und der Topografie hergeleitet. Gründung und Erweiterungen werden im Kontext der naturräumlichen Voraussetzungen plausibel, indem die Logik der frühen Stadtentwicklung skizzenhaft umrissen wird. Ein Grossteil der Publikation ist der Entwicklung der Stadt Bern bis in die Moderne gewidmet und ist prosaisch mit Zahlen und Fakten untermauert. Für uns besonders interessant ist eine Planserie, welche, referenzierend auf den Sinnerplan Ende des 18. Jahrhunderts, die frühen Stadtentwicklungsphasen erklärt. Hier setzt sich Wyss mit Fragen der Bautypologie, der Entwicklung nach innen und einer raumplanerischen Sichtweise auseinander. Wyss' Studie wurde in der Stadtforschung kaum rezipiert.[28]

Ein anderer Akteur, welcher das Interesse der Geografie an Bern und den Beitrag des Fachs zur Wahrnehmung des Weltkulturerbes exemplarisch verkörpert, war Georges Grosjean.[29] Aus seinem breiten Schaffen sei hier sein couragierter Auftritt an der Kundgebung zum Erhalt der Ischi-Häuser herausgegriffen (siehe Schutz von unten: Die Ischi-Häuser). Dabei mahnte Grosjean einen grundsätzlichen Positionsbezug hinsichtlich Authentizität und Wahrheit an. An dieser Veranstaltung wurde er dem Publikum als

[27] Der Bund, Band 102, Nummer 12, vom 9. Januar 1951, S. 3, www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=DBB19510109-01.2.29.2, letztmals konsultiert am 07.09.2025.

[28] Wyss 1942, kleine Stadtgeografie.

[29] Die Eckdaten von Grosjeans professioneller und wissenschaftlicher Biografie sind u. a. seinem von Hans-Rudolf Egli und Karl Wälchli verfassten Nachruf in der Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Bd. 64, 2002, S. 121-123 zu entnehmen.

Kunsthistoriker vorgestellt, später konsolidierte er sein Wirkungsfeld in Richtung Kulturgeografie und Kartographie – die Fächer also, die er später als Ordinarius am geographischen Institut der Universität Bern vertrat. So tat sich Grosjean viele Jahre später in dem unter seiner Leitung entstandenen Planungsatlas des Kantons Bern mit einer eigenen Interpretation des Hofstättenschemas[30] und 1986 als Mitautor des Dächerplans hervor (siehe Denkmalpflege im Welterbe). Der vielseitige Forscher – ein Grenzgänger zwischen Geschichte, Kunst und Geografie – arbeitete später im Raum Grindelwald am UNESCO-Programm «Man and the Biosphere» – das Gebiet bildet heute nicht zufällig die nördliche Peripherie des Weltnaturerbes Jungfrau-Aletsch. In der Tradition der Geographen als Impulsgeber für Welterbeprojekte wirkt heute Piet Messerli, Professor für Nachhaltige Entwicklung und Mitglied der Schweizerischen Unesco-Kommission.[31]

Geschichte, Kunst- und Architekturgeschichte

Der weitaus grösste Anteil an der Erforschung der Berner Altstadt ist den geisteswissenschaftlichen Fächern zu verdanken. Die Zahl der Autor*innen ist so gross, dass diese hier nur summarisch gewürdigt werden können. In diesem Zusammenhang sei auf die Zusammenstellung zu Literatur und Medien im Anhang dieser Publikation verwiesen. Die Beiträge der wichtigsten Autor*innen sind auch in bedeutenden Sammelpublikationen bzw. Reihen zusammengetragen worden – unter ihnen ragen die weiter hinten kurz besprochenen *Kunstdenkmäler der Schweiz* und in jüngster Zeit die Reihe *Berns Zeiten* besonders heraus. Letztere hat die Stadtentwicklung in einen breit ausgelegten kulturhistorischen Kontext eingebettet und dabei auch den Fokus der politischen Geschichte auf neue Themen wie die Pest, Pogrome und Sozialpolitik etc. gerichtet. Die Reihe ist nach Epochen bzw. Jahrhunderten gegliedert.

Stellvertretend für eine ganze Zunft seien hier einige wenige Namen herausgegriffen. Zunächst Hans Strahm, welcher das Thema der gründungszeitlichen Stadtanlage und ihrer Logik als erster in neuerer Zeit zur Diskussion stellte.[32] Der Berner Stadtforscher schlechthin war Paul Hofer. Mehrere Bände der erwähnten Kunstdenkmälertopografie *Kunstdenkmäler der Schweiz* sind unter seiner Leitung und Autorschaft erarbeitet worden. Die *Kunstdenkmäler* stellen ein Werk von monumentalen Dimensionen und grösster wissenschaftlicher Akribie dar. Dabei wurde die Berner Altstadt im Rahmen der Systematik der Gesellschaft für Schweizer Kunstgeschichte flächendeckend erfasst. Der Umfang dieses Projekts wird bei den Verdankungen im Vorwort des 5. Bandes deutlich, mit denen sich die Autoren Paul Hofer und Luc Mojon an sämtliche beteiligten Mitautor*innen und Mitarbeiter*innen wenden.[33] Hier lesen wir die Namen des für weitgehend alle

[30] Grosjean 1973, Planungsatlas, Beilage.

[31] www.unesco.ch/.

[32] Strahm 1948, Gründungsplan. Siehe hierzu besonders auch das Kapitel Die Zähringerstadt.

[33] Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. VII-VIII.

Quellenstudien zuständigen Stadtarchivars Walter Biber, Georg Germanns – Architekturtheoretiker von internationalem Format, des Fotografen Martin Hesse, des Historikers Michael Stettler, von Bernhard Furrer, der später als Denkmalpfleger die Aufnahme Berns in die Welterbeliste verantwortete (siehe Bern als Welterbe), Albert Knöpfli und Hans Maurer als Repräsentanten der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte und vieler anderer.
Auch neben diesem Werk hat sich Paul Hofer mehrmals publizistisch mit Berner Themen befasst – beispielsweise mit einer Arbeit zu den Wehrbauten,[34] einer zu seiner Zeit als Professor der ETH Zürich publizierten Aufsatzsammlung[35] oder mit dem so genannten Kellerplan (siehe Keller).[36]

Archäologie
Die moderne Archäologie im Kanton Bern beginnt 1969/70 mit der Gründung des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern.[37] In neuerer Zeit sind es, wie in der Literatur mehrfach betont wird,[38] häufig Archäolog*innen, welche unserem Wissen über die Ursprünge und die historische Substanz der Berner Altstadt neue Mosaiksteine hinzufügen.
Die wesentlichen archäologischen Erkenntnisse aus der Region Bern und aus der Zeit vor der Stadtgründung stammten meist aus Einzelfunden.[39] Wenn Albert Jahn 1850 mehrfach erwähnt, Fundstellen seien «durchwühlt» worden,[40] und Paul Hofer sich noch 1952 von den «1759 bis 1764 und 1841-1854 nicht durchwühlten Teilen des Baugrundes» wesentliche Erkenntnisse zur Geschichte der Burg Nydegg verspricht,[41] so gibt dies ein beredtes Bild früher archäologischer Aktivitäten ab. Derweil die Sensibilität für archäologische Substanz seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts stark zugenommen hat und der methodische Werkzeugkasten des Faches stark weiterentwickelt worden ist, werden Publikationen wie beispielsweise Jakob

[34] Hofer, Paul, Die Wehrbauten Berns, Bern: 1953.

[35] Hofer 1970, Fundplätze Bauplätze.

[36] Hofer 1982, Kellerplan.

[37] Siehe hierzu: Archäologie macht Geschichte. Funde aus dem Kanton Bern. 50 Jahre Archäologischer Dienst. Bern 2020.

[38] z. B. Baeriswyl 2014, Zähringer und Bären, S. 203.

[39] Der aktuelle Stand der archäologischen Fundstellen im Kanton Bern ist auf der Website des archäologischen Dienstes und im Geoportal des Kantons Bern dokumentiert: www.kultur.bkd.be.ch/de/start/themen/archaeologie/archaeologie-im-kanton-bern/archaeologische-fundstellen.html

[40] Jahn 1850, Der Kanton Bern deutschen Theils, S. 19, 111, 120, 487.

[41] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 65.

Wiedmers 1909 über die Funde auf der Engehalbinsel erschienener Aufsatz[42] noch heute kontrovers diskutiert und kritisch hinterfragt.[43]
Wesentliche Erkenntnisse der Architektur- und Städtebaugeschichte des 20. Jahrhunderts basierten früh auf archäologischen Befunden, doch galten diese selten als mehr denn Ergänzungen, Hypothesen oder Annahmen. Das hat sich inzwischen grundlegend geändert: Zweimal haben archäologische Erkenntnisse als Auslöser für grundlegende Neuorientierungen zur Theorie der frühen Stadtentwicklung Berns gedient: Paul Hofers Auswertung von Grabungen an der Kreuzgasse, mit welcher er die Hypothese der ersten Stadtbefestigung daselbst untermauerte[44] und die Grabungen des archäologischen Dienstes des Kantons Bern, mit welchen Armand Baeriswyl ebendiese Hypothese widerlegt hat (siehe Die Zähringerstadt).[45] Im vorliegenden Managementplan und Handbuch für das Weltkulturerbe ist der Archäologie ein eigener Leitfaden gewidmet.

Der Blick von aussen

Die zähringische Gründungsstadt gehört unter den wenigen idealtypischen mittelalterlichen Planstädten zu den bedeutendsten Beispielen. Sie verkörpert dabei eine Entwicklung, die sich an der Wende zum 13. Jahrhundert in zahlreichen Stadtgründungen manifestierte.[46] Ähnlich wie in der mittelalterlichen Architektur, wo zwischen Vorbild und Kopie zuweilen erstaunliche formale Unterschiede auszumachen sind, ist es im Städtebau der Zeit oftmals schwierig, eindeutige Typologien, Traditionen oder Entwicklungslinien auseinanderzuhalten. Bei Gesamtanlagen, Plätzen, Bebauungen von Blöcken, Raum- und Haustypologien kommt es freilich oftmals zu Analogien und motivischen Übereinstimmungen von Themen, wie sie weiter unten im Kapitel Elemente der städtebaulichen Typologie und des Freiraums aufgelistet sind: Gassenmarkt, Kreuzform, zweireihige langgezogene Blöcke mit Vorder- und Hinterhaus etc.
Freilich kann beispielsweise im Rahmen des zähringischen Städtebaus kein reproduzierbares Schema ausgemacht werden, welches eine eindeutige Zuordnung zu einem entsprechenden Typus zulassen würde. Françoise Divorne hat eine erhellende Grundlage zur vergleichenden Betrachtungsweise gelegt, jedoch keine eindeutige Klärung des Sachverhalts

[42] Wiedmer 1909, Engehalbinsel.

[43] «Eine unsystematische und schlecht dokumentierte Ausgrabung konnte Funde und Daten für die Wissenschaft wertlos machen wie im Fall der Grabung auf der Engehalbinsel 1908.» siehe: de.wikipedia.org/wiki/Jakob_Wiedmer-Stern, konsultiert am 31.12.2023.

[44] Eine schöne Reproduktion von Hofers Aufzeichnungen ist zu finden in: Heege, Baeriswyl 2019, Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 53.

[45] Baeriswyl 2003, Stadt Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter, S. 179.

[46] Zwei aktuelle Darstellungen der Entwicklung im Mittelland sind dem Historischen Lexikon der Schweiz unter den Stichworten «Stadt» und «Städtegründung» zu entnehmen: hls-dhs-dss.ch/de/articles/007875/2018-02-01/, hls-dhs-dss.ch/de/articles/007872/2015-05-07/, beide konsultiert im Januar 2024.

erzielt.[47] Armand Baeriswyl hat 2018 das Fazit gezogen, es gebe «von den Zähringern gegründete Städte, aber (…) keine «Zähringerstädte».[48]
Auf einer anderen Betrachtungsebene wurde versucht, Bern in die übergeordnete Sichtweise der mittelalterlichen europäischen Städtebaugeschichte einzuordnen. So gehört Bern in Anthologien zu den unverzichtbaren Beispielen für den Städtebau der Zeit um 1300 – beispielsweise in Leonardo Benevolos Geschichte der Stadt, die mit einer doppelseitigen Abbildung des Stiches von Plepp/Merian aufwartet.[49] Bei der Präsentation Berns greifen die Werke ausschliesslich auf die städtebauhistorische Einordnung Paul Hofers in den Kunstdenkmälerbänden zurück, wobei der Fokus zumeist auf die Zähringerstadt und ihre heutige, besonders im 18. Jahrhundert überformte Gestalt gerichtet wird. Fragen prozesshafter Entwicklung über die Jahrhunderte bleiben dabei oftmals ausser Acht.[50] Es geht also immer wieder um die Regelmässigkeit, die Linearität und die lang gezogenen Parallelen der Blöcke in der zähringischen Planstadt, und weniger um die Frage, weshalb die beiden mittelalterlichen Stadterweiterungen zwar ähnliche Gassenbilder, jedoch weitaus weniger regelmässige Grundrisse besitzen. Noch weniger beschäftigt sich die Literatur mit der Frage der Überformungen des mittelalterlichen Stadtkörpers besonders im 19. und frühen 20. Jahrhundert.
Für den Blick von aussen auf Bern seien hier stellvertretend zwei Autoren herausgegriffen: Einerseits Wolfgang Braunfels, der – so der Titel seines Standardwerks – die «abendländische Stadtbaukunst» unter dem Gesichtspunkt von «Herrschaftsform und Baugestalt» untersuchte.[51] Braunfels verglich Bern mehrmals mit der Hansestadt Lübeck, welche seit 1226 wie Bern das Privileg der Reichsunmittelbarkeit genoss.[52] Dabei unterstrich er Analogien im Stadtgrundriss mit der Typologie der langgezogenen Blöcke und regelmässigen kleinteiligen Aufreihung der Bürgerhäuser ebenso wie die soziale Struktur der beiden Bürgerstädte. Mit einem Vergleich zwischen Bern und Siena wies er auf die stadträumliche «Abgeschlossenheit» der beiden Städte hin. Seinen Fokus auf den Rahmen seiner Betrachtungen – die Stadtbaukunst – rundete er mit einem Paradox ab, das uns weiter oben bereits beschäftigt hat: «Die Regelmässigkeit der Häuserzeilen und ihre Sauberkeit brachten Bern früh den Ruf einer der schönsten Städte Europas ein. Allerdings wurde noch 1732 eine Schrift über die Schönheit der Stadt: 'Deliciae Urbis Bernae' verboten. (…)»[53]

---

47 Divorne 1991, Berne.

48 Baeriswyl 2018, Mythos Zähringerstädte, S. 128-134.

49 Benevolo 1983, Geschichte der Stadt, S. 559-560.

50 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 23 ff.

51 Braunfels 1976, Stadtbaukunst, besonders S. 41, 44, 66, 69-72, 102, 130, 134, 155, 331.

52 Einen Einstieg in die Geschichte Lübecks bietet Wikipedia unter: de.wikipedia.orgc/wiki/Lübeck, konsultiert am 28.01.2024.

53 Braunfels 1976, Stadtbaukunst, S. 72.

Eine Würdigung im Kontext der europäischen Städtebaugeschichte hat die Zähringerstadt unlängst im zweiten Band von Vittorio Magnago Lampugnanis Atlas zum Städtebau erfahren.[54] Der erste Band des Werkes ist den Plätzen gewidmet, der zweite den Gassenräumen. Dabei fungiert die Kramgasse als einer unter 39 ausgewählten Strassenräumen des europäischen Städtebaus aus der Zeit vom Mittelalter bis in die Moderne. Für das Werk ist die typologische Einordnung in die Städtebaugeschichte von eher untergeordneter Rolle, entsprechend rudimentär ist die Zusammenfassung historischer Hintergründe, die sich auf Paul Hofers Kunstdenkmälerbände abstützt. Im Zentrum stehen die minutiösen, grossmassstäblichen Pläne. Mit diesen wird die Kramgasse auf der bildlichen, räumlichen und massstäblichen Betrachtungsebene mit einer bislang ungekannten Präzision und hervorragenden Darstellungsweise studiert, beispielsweise mit Querschnitten durch das Gassensystem und die gesamte Aarehalbinsel.
Diese Bearbeitung zielt unter anderem darauf ab, Städtebauer*innen im Entwurfsprozess ein präzises Analyseinstrument und verlässliche Unterlagen zu ausgewählten, aufgrund ihrer Qualität herausragenden Stadträumen in die Hand zu geben. Im Vorwort fasst Vittorio Magnago Lampugnani unter dem Titel *Eine Auslegeordnung von stadträumlichem Wissen* den hinter der Publikation stehenden «Ehrgeiz» zusammen, «Grundlagen, Hinweise und Inspirationen für das Entwerfen von Stadträumen zu bieten.»[55]
Dass die Wahl auf die überformte Berner Gründungsstadt fällt, weist darauf hin, dass diese nicht nur als historisches Beispiel, sondern als einer der aufgrund seiner heutigen räumlichen Qualität und Schönheit hervorragenden Stadträume schlechthin zu den bedeutenden Beispielen des Städtebaus gehört.

Ursprünge

In diesem Kapitel soll ein Streiflicht auf die Siedlungsgeschichte im Berner Mittelland vor der Stadtgründung geworfen werden. Grundlegend ist dabei die Feststellung, dass auf dem Perimeter der eigentlichen Zähringerstadt zwischen der Burg Nydegg und der Zeitglockenbefestigung bislang keine Spuren älterer Besiedlungen haben nachgewiesen werden können. Die Zähringerstadt ist also auf einer sogenannten Tabula Rasa als reine Planstadt entstanden.[56] Die Klarheit, Einfachheit und Gradlinigkeit dieses Planes bestätigen, dass er auf keine vorbestehenden gebauten Strukturen Rücksicht nehmen musste.
Damit unterscheidet sich die Zähringerstadt wesentlich von den gebauten Strukturen im Bereich der Nydegg und der späteren Stadterweiterungen.

[54] Lampugnani 2018, Atlas zum Städtebau, S. 72-81.

[55] Lampugnani 2018, Atlas zum Städtebau, Bd. 1, S. 13.

[56] Siehe hierzu u. a. Baeriswyl 2014, Zähringer und Bären, S. 199 sowie weiter unten das Kapitel *Die Zähringerstadt.*

Im Folgenden werden die wesentlichen Lesarten dieser Vorgeschichte zusammengetragen.

Ur- und Frühgeschichte

Die Besiedlung des Berner Mittellandes reicht, wie archäologische Funde belegen, mindestens in die Steinzeit zurück. Während der Kanton Bern und besonders der Jurasüdfuss reich an stein- und bronzezeitlichen Siedlungsspuren sind, treten entsprechende Funde im Raum der heutigen Stadt Bern nicht mit besonderer Häufung auf. Aus römischer Zeit stammen mehrere Gutshöfe in der näheren und weiteren Umgebung. Es ist also unbestritten, dass die Gegend Berns und seiner näheren Umgebung schon lange vor der Stadtgründung besiedelt war und bewirtschaftet wurde.

Das Oppidum auf der Engehalbinsel

Im Zusammenhang mit der heutigen Stadt Bern hat das keltisch-römische Oppidum Brenodurum auf der Engehalbinsel besondere Relevanz. Das Interesse für diese Siedlung und andere Siedlungsspuren der Antike war schon im frühen 19. Jahrhundert gross. Einen Einblick in den damaligen Stand der Forschung gibt Albert Jahn 1850:

> *Indem wir die Spuren eines Lagerplatzes , welche im anstoßenden kleinen Bremgarten vorkommen, hier bei Seite lassen, weil sie mit den später nachzuweisenden großartigen Spuren römischen Daseins auf der Enge-Halbinsel im Zusammenhang' stehen, wollen wir, an Bümplitz wieder anknüpfend und von den dortigen Römerspuren ausgehend, die nächsten Umgebungen Bern's in alterthümlicher Beziehung beschreiben.*[57]

Weiter unten ist zu lesen:

> *Die Halbinsel scheint ein Oppidum der Kelto-Helvetier gewesen zu sein, das heißt einer der von Natur festen und durch Kunst noch mehr befestigten Wohn- und Wehrplätze, welche bei den keltischen Völkern vielfach vorkamen und von Jul. Cäsar in seinem Gallischen Kriege öfters beschrieben werden. Einen solchen werden wir weiter unten in der Enge-Halbinsel kennen lernen, welche unserer Halbinsel in Lage und natürlicher Beschaffenheit so ähnlich ist, daß schon in Betracht dieser Aehnlichkeit eine gleichartige Benutzung des hiesigen Terrains höchst wahrscheinlich wird.*[58]

Zu dieser Siedlung und der Ur- und Frühgeschichte der Gegend um Bern ist seither im Rahmen einer bald 200-jährigen Forschungskontinuität

[57] Jahn 1850, Der Kanton Bern deutschen Theils, S. 162.

[58] Jahn 1850, Der Kanton Bern deutschen Theils, S. 172.

umfangreiches Wissen erarbeitet worden. Die Funde und Erkenntnisse sind in zahlreichen Publikationen aufgearbeitet.[59] Der archäologische Dienst des Kantons Bern widmet der Engehalbinsel ein eigenes Wissensportal, auf dem der aktuellste Stand der Erkenntnisse anschaulich nachgeführt wird.[60] Im Zusammenhang mit der Siedlung auf der Engehalbinsel wurde die Frage aufgeworfen, ob und inwiefern zwischen dieser und der zähringischen Gründungsstadt eine Beziehung in Form eines *Siedlungskontinuums* hergestellt werden kann. Eine definitive Antwort auf die Frage steht aus, hier die wesentlichen Überlegungen, vor deren Hintergrund diese Frage diskutiert wird:

- Neue Aktualität hat die Hypothese eines Siedlungskontinuums im Zusammenhang mit der Zinktafel mit der Ortsbezeichnung *Brenodurum* gewonnen (siehe Alternative Hypothesen zur Namensgebung). Sollte sich die Vermutung bestätigen, dass die Tafel echt ist und zwischen den Namen «Brenodurum» und «Bern» ein direkter Zusammenhang besteht, würde dadurch zur Frage des Siedlungskontinuums eine neue Ausgangslage entstehen.
- Gegen ein Siedlungskontinuum sprechen die im Kapitel Die Stadtgründung als Bestandteil einer territorialen Strategie angestellten Erwägungen, wonach die Gründung von Bern Teil einer grossangelegten Erschliessungs- und Kolonialisierungsstrategie für die Hausgüter der Zähringer gewesen ist.
- Bereits im Kapitel Erziehungswissenschaften: Hans Morgenthaler ist angesprochen worden, dass der Standort auf der Aarehalbinsel gegenüber der Engehalbinsel den entscheidenden Vorteil einer zuverlässigen Versorgung mit Brauch- und Trinkwasser hat. Von einem Siedlungskontinuum könnte in diesem Zusammenhang am ehesten gesprochen werden, wenn Brenodurum bis ins 12. Jahrhundert bestanden hätte und wegen des Wasserproblems auf die Aarehalbinsel verlegt worden wäre – für beide Punkte fehlen konkrete Hinweise.
- Von einem Siedlungskontinuum zu sprechen, würde einen Akt der Translokation, des Umzuges, also die Aufgabe eines Siedlungsstandortes und der Bezug eines neuen Standortes voraussetzen. Eine solche Handlung, gewissermassen eine bewusste Neugründung, wäre zweifellos in den Stadtmythos eingeflossen. Da es keine Überlieferung von dergleichen gibt, ist es plausibel, den Abgang und die Neugründung als zwei räumlich und zeitlich voneinander unabhängige Vorgänge zu verstehen.

[59] Eine Zusammenstellung des Wissensstandes zur Ur- und Frühgeschichte des Raumes Bern finden wir in Hofer 1952, KDM Bern 1, besonders S. 18.

[60] www.kultur.bkd.be.ch/de/start/themen/archaeologie/archaeologie-im-kanton-bern/archaeologische-ausflugsziele/bern--engehalbinsel.html.

Bern auf der Tabula Rogeriana

Während der Diskussion über Berns Ursprünge sind immer wieder Stimmen erklungen, welche den Ursprung der Stadt deutlich vor dem Stadtgründungsjahr 1191 vermuten, wie es von den Chronisten überliefert wird. In diesem Zusammenhang fasziniert die Erwähnung einer Stadt namens *Barna* auf der so genannten Tabula Rogeriana – einer Weltkarte, die der arabische Gelehrte al-Idrisi 1138-1154 für König Roger II von Sizilien in Palermo schuf.[61] Diese Karte wurde 1928 vom deutschen Kartographen Konrad Miller umgezeichnet und publiziert.[62]
Das Dokument zeigt ein Abbild der damaligen Welt. Weite Gebiete Norditaliens und Frankreichs sind auf der Tabula Rogeriana mit überraschendem Detailreichtum, grosser Informationsfülle und nachvollziehbaren Angaben dargestellt. Der Alpenbogen hingegen ist auf einige eher schwierig interpretierbare Informationen reduziert. In der Nachbarschaft des erwähnten Barna sind immerhin Basel, Genf, Augsburg und Ulm identifizierbar, ebenso südlich der Alpen Verona, Mantua, Pavia und andere. Eine Verwechslung zwischen Verona und Bern kann also ausgeschlossen werden. Besonders interessant ist die Auswahl und Darstellung der Flüsse: eindeutig erkennbar sind die Rhone, welche bei Genf dem Genfersee entspringt, die Drau und der Rhein. Die Quelle der Donau verortet der Kartograph in der Nähe Berns in den Alpen und somit im Widerspruch zu ihrer tatsächlichen Herkunft aus dem mittleren Schwarzwald.

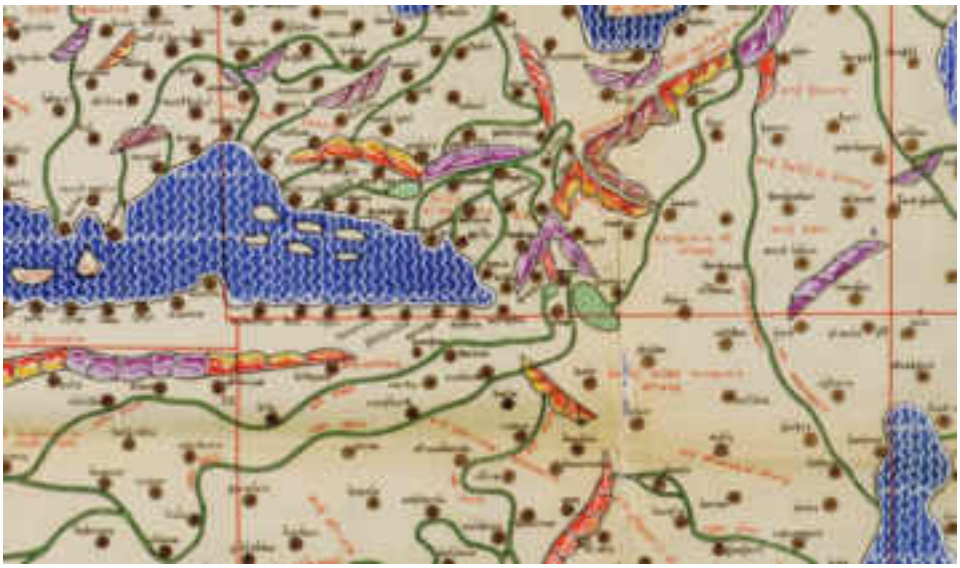

Abbildung 12: Detail aus der Tabula Rogeriana in der Umzeichnung von Konrad Miller, 1928.

[61] de.wikipedia.org/wiki/Al-Idrisi#, letztmals konsultiert am 02.09.2024. Hier auch der vollständige Name des Kartographen: Abu Abd Allah Muhammad ibn Muhammad ibn Abd Allah ibn Idris al-Idrisi. Ausserdem: www.britannica.com/biography/Muhammad-al-Idrisi, letztmals konsultiert am 02.09.2024.

[62] de.wikipedia.org/wiki/Konrad_Miller, letztmals konsultiert am 02.09.2024.

Die Auswirkungen von Millers Publikation auf die Auslegung der Berner Gründungsgeschichte sind schwer einzuschätzen. Dass das Thema in Schriften und Zeitschriften der 1930er und 1940er Jahre mehrfach publiziert wurde,[63] war sicher ein Grund, die überlieferten Schilderungen der Stadtgründung genauer unter die Lupe zu nehmen. So entschloss sich beispielsweise Hans Strahm 1948 dazu, das von ihm als Hypothese vorgebrachte «ältere Burgum» – also die untere Hälfte der Zähringerstadt – entgegen der Überlieferung auf die Zeit «nach 1152»[64] zu datieren. Strahm kannte die Literatur zu Idrisi, erwähnte diesen jedoch in seinem wegweisenden Aufsatz zum Gründungsplan nicht mehr. Es gibt Hinweise darauf, dass die Idrisi-These von den Zeitgenossen kontrovers diskutiert wurde, worauf sie versandete. In den Datierungen Strahms und Hofers und der Hypothese vom älteren und jüngeren Burgum geistert Idrisis Darstellung Berns dennoch, wenn auch unerwähnt, durch die Geschichtsschreibung der Zähringerstadt. In der jüngeren Literatur wird das Thema gemieden.

Die Stadtgründung als Bestandteil einer territorialen Strategie

Zahlreiche Autorinnen und Autoren haben auf die wirtschaftlichen und politischen Ursachen hinter den früh- und hochmittelalterlichen Stadtgründungswelle hingewiesen, in deren Rahmen auch die Gründung der Berner Zähringerstadt vollzogen wurde. In den Aktivitäten der Herzöge von Zähringen überlagern sich unterschiedliche strategische Ziele, die in ihrer Gesamtheit durch die Stadt Bern verkörpert werden. Bern ist – um eine Formel Georges Grosjeans zu verwenden – aus einer *geopolitischen Dynamik* hervorgegangen.[65]
Die Herkunft und die wechselhafte Geschichte der Zähringerdynastie sind in den Enzyklopädien in ihren zahlreichen Verästelungen gut dokumentiert. Aus stadthistorischer Sicht interessant ist die Energie, welche die Zähringer in die Erweiterung bestehender und die Gründung neuer Stadtanlagen investierten. Zum Kreis dieser Anlagen gehört eine eindrückliche Liste bedeutender Orte wie Bern, Burgdorf, Freiburg im Breisgau, Freiburg im Üechtland, Murten, Offenburg, Rheinfelden, Thun, Villingen und andere.[66] Dass sich alle hier erwähnten Städte über das Aussterben der Zähringer mit Berchtolds Tod 1218 bis heute behauptet haben, untermauert den Erfolg und die Nachhaltigkeit seiner Bemühungen.

---

[63] Siehe beispielsweise H. B., Wurde Bern von den Zähringern gegründet? doi.org/10.5169/seals-646637, letztmals konsultiert am 12.11.2024.

[64] Strahm 1948, Gründungsplan, S. 391.

[65] Überschrift zu Kapitel 2 im Planungsatlas des Kantons Bern: «Die geopolitische Dynamik». Grosjean 1973, Planungsatlas, S. 25.

[66] Hierzu und zur Typologie der Zähringerstädte siehe u. a. die Einträge «Zähringer» auf Wikipedia und «von Zähringen» im Historischen Lexikon der Schweiz, beide letztmals konsultiert am 31.07.2023. Wichtige Buchtitel zur Geschichte der Zähringer sind in der Bibliografie aufgeführt.

Die territoriale Verteilung dieser Städte entspricht den Hausgütern der Zähringer in Südbaden und besonders in den heutigen Kantonen Bern, Aargau und Freiburg. Im Zusammenhang mit diesen Stadtgründungen fällt auf, dass die Zähringer ihre städtebaulichen Aktivitäten auch im Bemühen entfaltet haben, ihr Territorium mit einem Verkehrsnetz zu erschliessen. In diesem Netz können die Zähringerstädte als Knoten verstanden werden, sind also Bestandteile eines übergeordneten Systems von Infrastrukturen.

Abbildung 13: Françoise Divorne: Der Machtbereich der Herzöge von Zähringen
Françoise Divorne hat auf dieser Karte die räumliche Komplexität des zähringischen Städtebauprogramms über mehrere Generationen in die gleichzeitige Entwicklung der umliegenden Gebiete eingebettet.

Im Ausbau von Verkehrsrouten werden nicht nur Anstrengungen der Zähringerherzöge deutlich, den überregionalen Verkehr an ihre Territorien zu binden, sondern es scheinen auch politische und militärische Ambitionen durch. So überliefert die Chronica Briganorum, dass Berchtold V. im Jahr 1211, also 20 Jahre nach der Gründung Berns, mit einem grossen Heer im Oberwallis eingedrungen sei und bei *Gestinun* in einer blutigen Schlacht geschlagen worden sei.[67] Dieser Feldzug wird u. a. dahingehend ausgelegt, Berchtold habe von Bern aus die Erschliessung einer Alpenquerung über die Grimsel und den Griespass angestrebt – ein Vorhaben, das mit der erwähnten militärischen Niederlage zu Fall gebracht wurde. Verschiedenenorts ist weiter darauf hingewiesen worden, dass Berchtold V. nach

[67] Wikipedia, «Schlacht bei Ulrichen (1211)», konsultiert am 31.07.2023.

dem Scheitern seiner Bemühungen im Wallis seine Kräfte von Zürich aus auf die Eröffnung des Gotthardpasses konzentriert habe – und dabei erfolgreich war.[68]
Die Idee, Bern zum Ausgangspunkt des alpenquerenden Verkehrs zu machen, war mit diesem ersten misslungenen Versuch nicht aus der Welt geschafft. Freilich stehen der Grimselpass und seine Alternativrouten bis heute im Schatten des Gotthards.[69] Dies auch aus geografischen Gründen: Während der Gotthard die Wasserscheide der Hochalpen an einer einzelnen Stelle überwindet, erfordern sämtliche von Bern ausgehenden Alpenquerungen die Bewältigung zweier Pässe, zwischen denen das Wallis und seine Seitentäler liegen. Dieses Handicap konnte erst mit der Eröffnung des Lötschbergtunnels 1913 überwunden werden, von dem aus die Eisenbahnlinie ohne Gegensteigung über die Simplonbahn bis nach Domodossola hinunter führt.

Der Siedlungskontext zur Zeit der Stadtgründung

Bern ist nicht in ein räumliches Vakuum hinein gegründet worden, sondern in eine bereits besiedelte Gegend. Die kürzeste Zusammenfassung der räumlichen Einbettung der Gründungsstadt in den nachbarlichen Kontext hat Berchtold Weber geliefert:

> *Bern gehörte territorial zum Reichshof Bümpliz und kirchlich zur Augustinerpropstei Köniz. Von 1276 an trennte der Graben östlich des Heiliggeistspitals die Kirchgemeinden B. und Köniz.*[70]

[68] Siehe hierzu u. a. Ernst Tremp im Historischen Lexikon der Schweiz: hls-dhs-dss.ch/de/articles/029225/2014-11-18/, letztmals konsultiert am 16.09.2024.

[69] Siehe hierzu Hans von Rütte unter dem Stichwort «Grimselpass» im Historischen Lexikon der Schweiz: hls-dhs-dss.ch/de/articles/008851/2006-01-30/, letztmals konsultiert am 16.09.2024.

[70] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 31.

Abbildung 14: Die Region Bern um 1200 mit archäologisch oder urkundlich nachgewiesenen Siedlungen.

Eine Übersicht der archäologisch und urkundlich nachgewiesenen Siedlungen in der Region Bern um 1200 zeigt in der Siedlungslandschaft rings um Bern viele Analogien zur heutigen Situation.[71] Vor diesem Hintergrund nimmt die Einzigartigkeit des Vorgangs, mit dem die Stadt gegründet wurde und die alten Siedlungsstrukturen überflügelte, Konturen an.

Der zähringische Gründungsmythos und der Name Bern

Als Konrad Justinger gegen 1430 als erster Chronist die Geschichte von der Stadtgründung und Namensgebung Berns aufschreibt, greift er auf ein längst etabliertes Narrativ zurück. Lassen wir ihn hier direkt zu Wort kommen:

> *9. Daz die Stat genempt wart Berne. Und won vil gewildes Luff in demselben Eichwalde, do wart Hertzog Berchtold ze rate mit sinen Reten, er wolte die stat nennen nach dem ersten Tiere so in dem Walde gevangen wurd. Nu wart des ersten ein Ber gevangen, darumb wart die stat Bern genempt; und gab do den Bürgeren in der*

[71] Baeriswyl 2018, Mythos Zähringerstädte, S. 130.

Stat ein Wappen und Schilt, nemlich einen swartzen Bern in einem wissen Schilt (…).»[72]

Dieser Mythos wird bis hin zu den KI-Texten, welche die Suchdienste im Internet heute ihren Resultatlisten voranstellen, in kaum veränderter Form wiedergegeben.[73] Er erklärt den Namen Bern und das Bernerwappen, welches einen laufenden Bären darstellt. Justingers Schilderung zufolge sind die heute gebräuchlichen heraldischen Farben rot, gelb und schwarz im 15. Jahrhundert noch nicht etabliert.

Alternative Hypothesen zur Namensgebung

Der Mythos, wonach die Stadt Bern ihren Namen nach dem ersten Tier erhalten habe, welches der Zähringerherzog Berchtold V in dem Eichenwald auf der Aarehalbinsel erlegt worden sei, ist von verschiedenen Seiten kritisch hinterfragt worden. Alle alternativen Theorien zur Namensgebung würden die oben geschilderte Gründungsgeschichte relativieren.

- Die erste Relativierung steht im Zusammenhang mit dem keltisch-römischen Oppidum auf der Engehalbinsel. in den 1980er Jahren wurde im Thormebodenwald das weiter oben bereits erwähnte, Zinktäfelchen von 11 x 14 cm gefunden, welches ins 1. oder 2. Jahrhundert nach Christus datiert wird. Es trägt die Inschrift: «Dobnoredo Gobano Brenodor Nantaror».[74] Die Echtheit dieses Fundes ist angezweifelt worden. Freilich ist die Ortsbezeichnung Brenodor seither oftmals linguistisch in einen Zusammenhang mit dem Namen des mittelalterlichen Berns gebracht worden.[75] Die Hypothese lautet, dass der Name Bern als Anagramm der ersten Silben im Namen Brenodurum zu verstehen sei.
- Verschiedentlich ist darauf hingewiesen worden, dass der Stadtname auf das (gallische) Toponym *berna «Kluft» oder «Schlitz» bzw. das mittelirische Femininum bern, berna «Kluft» zurück geführt werden könne.[76]
- Eine weitere Deutung fusste auf der Analogie zwischen lateinisch «Taberna» (Taverne) und dem Namen der Stadt.[77]

---

72 Studer 1871, Justinger, S. 8.

73 www.google.com/search?q=bern+b%C3%A4r+stadtgr%C3%BCndung, letztmals konsultiert am 10.08.2024, sowie de.wikipedia.org/wiki/Bern#Name, letztmals konsultiert am 17.08.2024.

74 de.wikipedia.org/wiki/Berner_Zinktafel, letztmals konsultiert am 17.08.2024.

75 Den aktuellsten Stand dieser Diskussion hat Armand Baeriswyl in Berns mutige Zeit, 2003, S. 27 zusammengefasst.

76 de.wikipedia.org/wiki/Bern#, letztmals konsultiert am 01.09.2024. Durheim vertritt bereits 1859 in seiner Historisch-topographischen Beschreibung der Stadt Bern und ihrer Umgebungen eine keltische Namenshypothese.

77 Zusammen mit allen anderen geläufigen Theorien zusammengefasst in Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 21.

- Um die Wende zum 20. Jahrhundert genoss eine Hypothese grosse Beliebtheit, wonach Bern die nördlich der Alpen gelegene Entsprechung zu Verona («Welschbern») sei.[78] In diesem Zusammenhang spielt die Sagenfigur Dietrich von Bern eine wesentliche Rolle.[79] Die phonetische Übereinstimmung ist freilich die einzige glaubwürdige Analogie zwischen den beiden Städtenamen. Daher ist die Diskussion um diese Theorie heute gänzlich verstummt.

Eine Botschaft aus der frühen Stadtgeschichte: Die Goldene Handfeste

Ein ebenso erratisches wie bedeutendes Dokument, welches Einblicke in die Frühzeit der Stadt bietet, ist die so genannte Goldene Handfeste.[80] Das Dokument ist auf das Jahr 1218 datiert, seine tatsächliche Herkunft ist von der Forschung in den Zusammenhang des Interregnums gestellt worden, also in die Periode zwischen der Absetzung Kaiser Friedrichs II durch Papst Innozenz IV im Jahr 1245 und der Wahl Rudolfs I im Jahr 1273. Laut aktuellem Forschungsstand haben sich die Berner das Machtvakuum in dieser Zeit zu Eigen gemacht, indem sie sich mit einer Fälschung das Privileg der Reichsfreiheit beurkunden liessen und diese auf das Todesjahr Berchtolds V von Zähringen 1218 zurückdatierten.[81]
Das Dokument ist für die Stadtgeschichte unmittelbar relevant, weil es die Hofstätten von 60 auf 100 Fuss erwähnt, mit denen die Parzellen im System der bernischen Gründungsstadt beschrieben werden (siehe Mythos Hofstättenschema?).[82]
Bereits in den 1880er Jahren entbrannte über die Echtheit der Handfeste eine Diskussion, welche vor nicht allzu langer Zeit mit der Erkenntnis beigelegt wurde, das im 13. Jahrhundert hergestellte Dokument sei eine Fälschung.[83] Dieser Echtheitsdiskussion liess Urs Martin Zahnd freilich den entscheidenden Hinweis folgen, das Dokument sei «am 15. Januar 1274 von den Bernern dem frischgewählten König Rudolf von Habsburg

[78] Siehe hierzu u. a. Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 3, Türler 1896, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, S. 7, von Rodt, Bernische Stadtgeschichte, 1886, S. 11, sowie Mülinen 1891, S. 2, 6.

[79] de.wikipedia.org/wiki/Dietrich_von_Bern#, letztmals konsultiert am 03.09.2024.

[80] Das Original befindet sich im Bernischen Staatsarchiv, 1218.04.15 (Archiveinheit), www.query.sta.be.ch/detail.aspx?ID=34994.

[81] Siehe Schmid 2019, Die Berner Handfeste. Roland Gerber schliesst seinen Beitrag in dieser grundlegenden Publikation mit der Feststellung: «Es kann (...) davon ausgegangen werden, dass die inhaltliche Verfälschung der Stadtrechtsurkunde Kaiser Friedrichs II aus dem Jahr 1218 zwischen 1256 und 1268 durch den zwölfköpfigen Rat veranlasst wurde.»

[82] Zum originalen lateinischen Wortlaut sowie dem Wortlaut der ersten deutschen Übersetzung siehe: SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 39-59.

[83] Siehe dazu Rainer C. Schwinges, *Erfolgreich gefälscht — die Goldene Handfeste* in: Berns mutige Zeit, 2003, S. 231–232. Eine Zusammenfassung der Erkenntnisse ist nachzuschlagen unter: de.wikipedia.org/wiki/Goldene_Handfeste, letztmals konsultiert am 05.10.2024.

vorgelegt worden», der es «bestätigte und dadurch rechtlich sanktionierte.» Was das bedeutet, umriss Zahnd wie folgt:

> *Damit verfügte Bern spätestens seit 1274 über ein königliches Privilegium, das ihm die unveräusserliche Zugehörigkeit zum Königsgut und zum Reich, das Münz- und Marktrecht, eine umfassende Rechts- und Verwaltungsautonomie, Dienst- und Steuerfreiheiten sowie das bisher geübte, auf zähringischen Wurzeln beruhende Privat- und Strafrecht garantierte.*[84]

Die Auswirkungen der Reichsfreiheit auf die Entwicklung der Stadt sind materiell nicht unmittelbar nachweisbar. Unbestritten ist freilich die beeindruckende Prosperität der Stadt. Schon in den zwei ersten zwei Jahrhunderten konnte Bern seine ursprüngliche Fläche verdoppeln und grosse Territorien an sich binden.

Stadtstruktur, soziale und politische Organisationsstruktur

In der Frühzeit der Stadt beruhte ihre politische Organisation auf einem Rat von zwölf Ministerialen, welche dem Stadtgründer Berchtold V nahe standen und dem 1223 erstmals erwähnten Schultheissen, welcher die Stadt anführte. Das erste Jahrhundert der Stadtgeschichte war ein Prozess der Emanzipation aus den Einflusssphären des Adels, während dem die politische Gewalt schliesslich im Rahmen einer Verfassungsreform 1294 dem Rat der Zweihundert übertragen wurde.[85] Diese Erstarkung kann ursächlich auf den Schutz und die Handlungsoptionen zurückgeführt werden, also mit den Worten Konrad Justingers: «fride und schirm», welche die Stadt ihrem Bürgertum gewährte.[86]
Doch lassen sich noch konkretere Bezüge zwischen Stadtgestalt und politischer Organisation herstellen? Roland Gerber hat darauf hingewiesen, dass

> *die vier Berner Stadtviertel, die wahrscheinlich bereits vor 1294 unter der Verwaltung der sogenannten Venner militärische und steuertechnische Verwaltungseinheiten bildeten, je vier Vertreter ins Sechzehner-Kollegium stellen konnten.*[87]

Weiter hat Gerber auf die Gruppe der «haushäblichen Männer» hingewiesen, «die persönlich frei und wirtschaftlich unabhängig waren». Auch in der

---

[84] Berns mutige Zeit, 2003, S. 109.

[85] Die komplexe politische Frühgeschichte ist aufgearbeitet worden u. a. in Berns mutige Zeit, 2003, besonders in den Kapiteln *Politisches Leben* von Roland Gerber (S. 224-230 sowie *«Edel notveste lüte» - der niedere Adel* von Mathias Kälble (S. 151-162).

[86] Studer 1871, Justinger, S. 7.

[87] Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 23.

Stadtverfassung waren die politischen Rechte bzw. die Ausübung der Bürgerrechte und -pflichten an die Gründung eines Hausstandes gebunden.[88] Zur Frage, inwiefern es in der Frühzeit Hausbesitz und Grundeigentum gab, siehe das Kapitel Besitz und Eigentum.
Ohne einen verfassungsrechtlichen Mechanismus konstruieren zu wollen, sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass die Gestalt der Stadt, die Manifestation ihrer Bauten stets auch ein Abbild der gesellschaftlichen und politischen Struktur darstellten.

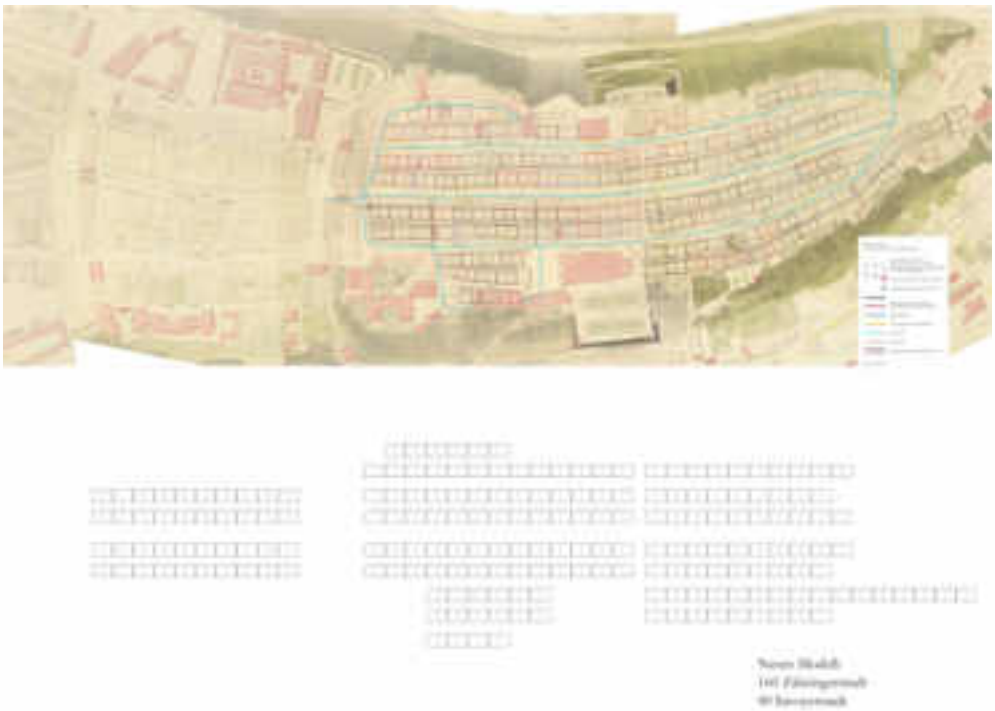

Abbildung 15: Die bei der Einsetzung des Grossen Rates Ende des 13. Jahrhunderts gewählte Zahl von 200 Ratsmitgliedern entspricht in etwa der Anzahl von Hausplätzen der damaligen Stadt, die gemäss dem Neuen Modell angenommen werden dürfen. Schematische und hypothetische Darstellung zur Veranschaulichung der Grössenverhältnisse.

Die Zahl der 200 Mitglieder, aus denen sich ab 1294 der Grosse Rat konstituierte, entspricht in der Grössenordnung der Anzahl von Hofstätten, die im Neuen Modell (siehe Hypothesen zur Gründungsstadt) angenommen werden: ca. 160 in der Zähringerstadt sowie ca. 40 in der Savoyerstadt. In diesem Zusammenhang ist auch die mittelalterliche Bevölkerungszahl der Berner Altstadt interessant, die in unterschiedlichen Schätzungen auf eine Zahl zwischen 2500 und 6000 Personen beziffert wird.[89]

[88] Berns mutige Zeit, 2003, S. 224 und 226.

[89] Berns mutige Zeit, 2003, S. 208. Siehe besonders auch: www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/bevoelkerungs-und-stadtentwicklung, letztmals konsultiert am 31.08.2024.

Stadtgestalt als Abbild übergeordneter historischer Prozesse

In der Gestalt einer Stadt lagern sich stets auch Entwicklungen übergeordneter historischer Prozesse ab, die von aussen auf sie wirken. So wird Bern, um einige dieser Aspekte hervorzuheben, während des dreissigjährigen Krieges wie fast jede vergleichbare Stadt Mitteleuropas mit einem aufwendigen Schanzengürtel befestigt. Weniger sichtbar, doch für die Bevölkerung folgenreich waren Ereignisse wie Pestzüge[90] und Pogrome[91]; letztere finden in der stadträumlichen Struktur im Bereich des Bundeshauses Ost einen fernen Nachhall (siehe Die südliche Peripherie – Topographie und Areale).
Die Auswirkungen technischer, militärischer, gesellschaftlicher, medizinischer und anderer Entwicklungen im Einzelnen und vollständig nachzuweisen, würde unseren Rahmen sprengen. Freilich haben sie in ihrer Summe die zahlreichen Bauten und Situationen, ja die Stadt massgeblich geprägt. Dies wird besonders angesichts historischen Bildmaterials deutlich, dessen Faszination u. a. davon herrührt, dass es die Atmosphären, die Stofflichkeit, die *material Culture* abbildet, welche das Lebensgefühl der jeweils abgebildeten Epoche geprägt haben. Mehr dazu im Kapitel Transitorische Elemente, Ausstattungen und Nutzungen.

Brückenschläge

Eine der typischen Entwicklungen, die von aussen auf die Stadt gewirkt haben, war die Industrialisierung im 19. Jahrhundert und das mit dieser verbundene Bevölkerungswachstum. Die Stadt konnte dieses nur aufnehmen, indem sie über ihre einstigen Grenzen hinaus wuchs. Dabei wurde das Zentrum über neue Stichstrassen mit den Quartieren verbunden. Dieser Vorgang hatte besondere Auswirkungen auf die Altstadt: Mit dem Bau der Hochbrücken erfuhr das Stadtbild grundlegende Veränderungen, wurde die Stadt gleichsam inmitten einer neuen Kulisse inszeniert.
Die Entwicklung der Stadt im 19. Jahrhundert wird zuweilen als zerstörerischer Prozess kritisiert: Die Eisenbahn dringt ein und setzt bisher ungekannte Energien frei, die Bauten des jungen Bundesstaates verändern das Antlitz der Südflanke der Altstadt etc. im grossen Massstab. Die Stadt wächst zunächst in den Mattenhof und in die Länggasse, nach dem Bau der Nydeggbrücke gegen den Obstberg, mit der Roten Brücke in die Lorraine. Auf der Strasse im Fachwerk des Kastenträgers dieser 1856-58 erbauten roten Brücke scheuen die Pferde und der Gedanke an die offenen

[90] www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/bevoelkerungs-und-stadtentwicklung/rueckgang-und-stagnation-im-15-jahrhundert/pest-und-seuchenzuege, letztmals konsultiert am 31.08.2024.

[91] www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/buerger-und-einwohner/sondergruppen-im-buergerrecht/geldhaendler-und-wechsler/juden/prognom-von-1293, letztmals konsultiert am 31.08.2024.

Toiletten der oberhalb fahrenden Züge raubt diesem wichtigen Infrastrukturbau jeglichen Glanz.[92] In der Lorraine entsteht deshalb ein sozial ebenso marginalisiertes wie heute besonders wertvolles Äquivalent zur Matte. Die kritische Bewertung solcher Entwicklungen relativiert sich angesichts der neuen Qualitäten, die sie mit sich gebracht haben: Wenn um die Wende zum 20. Jahrhundert die Kirchenfeld- und die Kornhausbrücke zwei der bis heute schönsten Quartiere Berns erschliessen, gleicht dieser Vorgang der Metamorphose eines Schmetterlings, der seine jahrhundertelange Verpuppung aufbricht und die Flügel ausbreitet.

Entwicklung nach innen

1857 wird Bern an das europäische Schienennetz angehängt und erhält einen Bahnhof, der so nahe wie möglich ans Stadtzentrum herangeführt wird. Der Kopfbahnhof, der direkt ins Zentrum der Oberstadt dringt, wird schon nach kurzer Zeit von einer Anlage abgelöst, deren Gleisfelder tangential am Länggassplateau vorbei Richtung Westen weiter führen. Innerhalb weniger Jahre werden damals – im wörtlichen Sinn – städtebauliche Weichenstellungen vollzogen, die bis in die Gegenwart nachwirken. Bis heute haben sich im Stadtraum Bahnhof Bern in hoher Kadenz neue Prioritäten und Bedürfnisse abgebildet. Mehr dazu im Kapitel Stadtraum Bahnhof Bern.
Wie in früheren Epochen wird ein Teil des Wachstums im Innern der Altstadt selbst aufgefangen. Im Bereich der äusseren Neuenstadt entstehen ab dem späten 19. Jahrhundert um das Gravitationszentrum Bahnhof herum mehrere Ensembles fünfgeschossiger Bauten, mit denen die Altstadt nicht nur neue geschäftliche und soziale Aktivitäten, sondern auch eine neue Festlichkeit feiert. In diese Epoche baulicher Transformation gehören nebst Hotels und Geschäftshäusern beispielsweise auch die Passagen.
Auf die Komplexität der Prozesse, vor deren Hintergrund diese neue Bühne des städtischen Lebens entsteht, kann hier nicht erschöpfend eingegangen werden, sie ist jedoch als Gegenstand der Historiographie längst erkannt.[93]
Unbestritten wird die äussere Neuenstadt in dieser Zeit zu einem Stadtteil von hoher Qualität transformiert, welcher die Identität des Welterbes massgeblich mitprägt (siehe Die Quartiere des 19. und 20. Jahrhunderts).
Die Veränderungen der oberen Altstadt im 20. Jahrhundert betreffen nebst dem Stadtraum und den Hochbauten vor allem die Verkehrsinfrastrukturen und die ephemeren Objekte. Der Wandel der Stadtgestalt und Atmosphäre vollzieht sich nun vor allem auch im Bereich von Strassenbelägen, -markierungen und Signalisationen, neuer (Bau)materialien, neuen Stadtmobiliars, neuer Werbungen und Beschriftungen. Stadträumlich gerät die Altstadt

[92] de.wikipedia.org/wiki/Rote_Brücke_(Bern), letztmals konsultiert am 14.11.2024.

[93] Ausführlich dargelegt beispielsweise in: Robert Barth, Emil Erne und Christian Lüthi, Die Stadt Bern im 19. und 20. Jahrhundert. Bestandesaufnahme und Projektskizze für eine Stadtgeschichte, in Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 4, 1998, S. 219-253. www.bezg.ch/img/publikation/98_4/219.pdf.

unter den Druck des motorisierten Individualverkehrs. Die neue Mobilität löst den Bau von Parkhäusern und Verkehrsverbindungen wie die Schütte-strasse (Brunngasshalde, Postgasshalde) aus. Sie wird damit auch zur Verursacherin von Nutzungskonflikten und technisch bedingten Abbrüchen (siehe Transitorische Elemente, Ausstattungen und Nutzungen).
Es sind nebst den Erfahrungen zweier Weltkriege vor allem solche Entwicklungen, vor deren Hintergrund das Bewusstsein für die Verletzlichkeit der Altstadt und die ihr drohenden Gefahren wächst. Dadurch entsteht, besonders in der Nachkriegszeit, auch der Widerstand gegen die möglichen Auswirkungen. Das Beispiel der Ischi-Häuser steht für ein neues Bewusstsein, welches der Geschichte der Berner Altstadt eine neue Ausrichtung gegeben hat.

2

Stadt gestalten,
Stadt verantworten

Die Protagonisten dieses Kapitels sind die Menschen, die sich um die Stadt gekümmert haben und kümmern und damit das Wesen, die Seele derselben verantworten. Sie haben Katastrophen erlebt und bewältigt, aus ihnen gelernt, in kleinen Schritten auf ein Resultat hin gearbeitet, das uns heute als überwältigendes Ganzes entgegentritt. Viele von ihnen sind heute vergessen; die Erinnerung an sie lebt in der Stadt weiter.
Hier werden auch grundsätzliche Fragen städtebaulicher Art angeschnitten, zentral für die Eigenart der Stadt Bern und unser Verständnis derselben. Wie wurde Bern zur steinernen Stadt? Welche Kräfte und Überlegungen haben zu den Lauben geführt? Welches waren die Hintergründe, vor denen die Instrumente für den Umgang mit der Stadt entwickelt worden sind? Der Buchteil wird mit städtebau- und denkmaltheoretischen Erwägungen, auch zum Welterbestatus, abgerundet.

Jahrhunderte kontinuierlicher Pflege

Mit Blick auf die heutige Realität im Bauwesen und im Städtebau erlauben wir uns hier eine Vorbemerkung: Bauprojekte sind hinsichtlich ihres Ortes, ihrer Trägerschaft, ihres Programmes stets spezifisch. Bei jedem noch so guten Baugesetz müssen bei der Umsetzung auf den Einzelfall, auf die spezifische Situation, Grenzen ausgelotet werden. Nach heutiger Rechtsauffassung sind diese Grenzen verhältnismässig hart formuliert. In der jahrhundertelangen Tradition, welche zur Entstehung des Welterbes Berner Altstadt führte, gab es mehr Ermessensspielräume und es gab Personen, die zwischen dem Individuum, den Regeln und der Politik vermittelten, indem sie Verantwortung übernahmen. So konnten Resultate erzielt werden, welche nach heutigen Massstäben nicht mehr möglich sind. Dieser Sachverhalt trägt massgeblich zum «outstanding value» des Welterbes bei; von ihm handelt das folgende Kapitel. Es geht also auch um die Frage, in welcher Hinsicht in der baukulturellen Qualität und Fülle der Berner Altstadt eine umsichtige Politik und das Wohlergehen der Gesellschaft zur Deckung gekommen sind.
Die architektonische und städtebauliche Qualität der Berner Altstadt ist nur aus einer jahrhundertelangen Kontinuität obrigkeitlicher Aufsicht heraus erklärbar. Bei der Entstehung des Welterbes war das Zusammenspiel zwischen einer konsistenten Gesetzgebung und deren konsequenter Anwendung entscheidend. Derweil sich mit den Jahrhunderten, besonders nach den Erfahrungen mit Brandkatastrophen (siehe Feuer), neue städtebauliche und technische Maximen herauskristallisierten und mit den Jahren präzisiert wurden, haben sich bei deren Anwendung Gewohnheiten und Praxen eingespielt, die nicht selten durch politisches Nachhaken korrigiert oder bekräftigt werden mussten. Auch hier haben Menschen Verantwortung übernommen.

Quellenlage

Die Bedeutung der Gesetzgebung und des Baubewilligungswesens für die baukulturelle Qualität der Altstadt ist kaum zu überschätzen. Freilich kämpft die Forschung, die sich mit diesen Fragen befasst, oft mit knappen Ressourcen. Die Archivrecherche in den in zahlreichen Abschriften redigierten und vervielfältigten, deshalb nicht immer übersichtlichen Satzungen ist zeitraubend und konfrontiert Bearbeiter*innen auch mit ihren sprachlichen und kognitiven Grenzen. Dank der Edition der Rechtsquellen im 20. Jahrhundert ist der Zugang zu diesen Satzungen wesentlich erleichtert worden. Daraus sind interessante Recherchen hervorgegangen und wesentliche Erkenntnisse zutage gefördert worden. Das Potential der Schriftquellen ist bis heute freilich nicht restlos ausgeschöpft.[94] Unter den jüngeren Büchern, Kapiteln und Aufsätzen haben besonders die Arbeiten von Roland Gerber die

[94] Hofer 1970, Fundplätze Bauplätze, bes. S. 70-73, Bietenhard 1974, Bauwesen 18. Jahrhundert, Schnell 1999, Sprüngli, bes. S. 89.

Erkenntnisse früherer Forschender geklärt und vertieft.[95] Auch die Digitalisierung und barrierefreie Erschliessung hat in jüngerer Zeit den Zugang zum umfangreichen Konvolut der Rechtsquellen wesentlich erleichtert.[96] Weitere Quellen werden folgen.
Derweil die Geschichte der Altstadt und ihrer Bausubstanz vor dem Hintergrund der behördlichen und baurechtlichen Instrumente bis 1798 inzwischen gut ausgeleuchtet ist, fächern die Ansätze beim Versuch, den Bogen bis in die Gegenwart zu spannen, noch auf. Onlineangebote wie das Baugedächtnis, die Bestände diverser Archive, das Bauinventar der Stadt Bern, das Webportal Digibern oder Publikationen wie der Ausstellungskatalog *Rettet die Altstadt*[97] haben sich daran gemacht, die Lücken zu schliessen. Für die weitere Erforschung wird eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Inhalten empfohlen, die in den Kapiteln Literaturverzeichnis, Digitale Daten und Onlinekataloge und Quellen am Schluss des hier vorliegenden Buches aufgearbeitet sind.

Baubehörden und Bauamt

In den Anfängen der Stadt werden die Belange des Bauens Akteuren übertragen, über deren Qualifikationen, Kenntnisse und Karrieren wir wenig wissen. Mit Ausnahme des Ministerialen von Bubenberg, dem der Legende nach die Planung der Gründungsstadt übertragen war (siehe Hypothesen zur Gründungsstadt), sind kaum Namen überliefert.
Nach den verheerenden Brandkatastrophen der Frühzeit, namentlich des späten 13. Jahrhunderts, setzte sich die Erkenntnis durch, dass eine wirksame obrigkeitliche Beaufsichtigung des Bauens für das Überleben der Stadt unabdingbar ist. Daher wurden mit Satzung vom 24. Mai 1310 vier «ehrbare Männer»,[98] die sogenannten Bauherren, «eidlich dazu zu verpflichtet, den Wiederaufbau der durch den letzten Stadtbrand zerstörten Häuserzeilen westlich der Kreuzgasse zu organisieren».[99] Diese Ernennungen folgten, wie die kurz zuvor erfolgte politische Reform anlässlich der Einsetzung des Grossen und kleinen Rates, dem Prinzip, dass jedes Viertel anteilmässig einen Vertreter für dieses Amt stellen durfte.
Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Zahl der Bauherren auf zwei reduziert.[100] Fortan legte der Bauherr *vom Rat* dem Kleinen oder täglichen Rat Rechenschaft ab und der Bauherr *von Burgeren* unterstand dem Grossen

[95] Siehe u. a. Gerber 1994, öffentliches Bauen und Gerber 2006, Städtebau und sozialer Wandel.

[96] Siehe Literaturverzeichnis, Kapitel *Die Sammlung schweizerischer Rechtsquellen.*

[97] Schnell 2005, Ausstellungskatalog Rettet die Altstadt.

[98] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 164.

[99] Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 24.

[100] Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 27, Fussnote 88.

Rat bzw. dem Rat der 200.[101] Die Bauherren waren mit zahlreichen Kompetenzen ausgestattet, waren gegenüber einer Vielzahl von Akteuren weisungsberechtigt und wurden von Bauherrenschreiber, Bauherrenweibel und anderem Personal unterstützt.[102] Nebst der Leitung und Beaufsichtigung des Bauamtes wurden ihre primären Pflichten 1538 wie folgt umschrieben:

> *sampt den Werchmeistern an Zymmer und Murwerch allenthalben die Buw beschouwen und wie sy sömliches in der Statt an allen Orten finden, also an – die Rhät bringen, und waß daselbs demnach geraten und beslossen wirt, dem – trulichen – nachzekomen.*[103]

Die Bauherren hatten also den Auftrag, zwischen Bauherrschaften und Politik zu vermitteln. Sie nahmen die Aufsicht über das Baugeschehen, die Baukontrolle und baupolizeiliche Aufgaben wahr. Sie waren weiter beauftragt, Schatzungen durchzuführen. Detaillierte Hinweise über die Aufgaben der Bauherren sind der auf den 25. Juli 1473 (oder später im 15. Jh.) datierten Abschrift der Bauherrenordnung[104] und Bauherreneiden[105] zu entnehmen. Auch Aufgaben, die heute der Planung zuzurechnen sind, gehörten zu den Obliegenheiten der Bauherren – beispielsweise die Bereinigung von Baulinien.
In der Phase vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis ins späte 18. Jahrhundert nahm das Bauamt eine konsistente administrative Struktur an. Um eine Vorstellung zu gewinnen, welche weitreichenden Zuständigkeiten dem Bauamt zukamen, greifen wir hier die wesentlichsten Akteure heraus, deren Angelegenheiten in Ordnungen und Eiden geregelt waren: Brunnmeister, Bachmeister und Wegmeister, die städtischen Werkleute, Zimmerleute und Steinhauer, die Sager (mit dem Sägen des Holzes Beauftragte), die Schiffleute und Fuhrhalter, die Kärrlisleute (siehe Kehricht und Entsorgung), die Schwellenmeister sowie die Werkmeister des Wagnerhandwerks.[106] Den Bauherren stand eine Baukommission zur Seite.
Nebst den Bauherren, deren Aufgabe mit der des heutigen Bauinspektorats und der Baupolizei vergleichbar ist, trat der Staat Bern quer durch die Jahrhunderte auch als Bauherrschaft auf. Zu den Planenden und Ausführenden

---

[101] Zu den Bauherren und zum Bauherrenamt siehe u. a. Gerber 1994, öffentliches Bauen, Bietenhard 1974, Bauwesen 18. Jahrhundert, besonders S. 67-80, Berns mutige Zeit, 2003, besonders S. 234-236. sowie die Internetpublikation Gott ist Burger zu Bern.

[102] Zum Beispiel in: SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 46.

[103] SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 40.

[104] SSRQ 1959, Bern 1, Bd. 5, S. 33-37.

[105] Z. B. SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2.

[106] SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 38-83.

gehörten die Werkmeister[107] des Steinwerks und Holzwerks, der Münsterwerkmeister, Wegmeister und Bachmeister – eine Belegschaft, deren Aufgaben am ehesten mit denen den beiden heutigen Abteilungen Hochbau und Tiefbau Stadt Bern verglichen werden können.[108]
Zur Neuorganisationen der Bauaufsicht im 19. und 20. Jahrhundert zitieren wir in leicht gestraffter Form den Eintrag zum Bauinspektorat im Katalog des Stadtarchivs:

> *Die erstinstanzliche Beurteilung von Baustreitigkeiten und Beschwerden lag zwischen 1803 und 1888 bei den zuständigen Kommissionen (Bau- und Strassenkommission, Finanzkommission, Polizeikommission etc.), zu deren Mitgliedern seit 1840 der Bauinspektor zählte. Für bau- und feuerpolizeiliche Massnahmen war bis 1854 das (burgerliche) Bauamt zuständig. Als die Leitung des Hochbaus 1867 dem Stadtbaumeister übertragen worden war, ging auch die Baupolizei an ihn. Die Baupolizei wurde 1895 und endgültig 1912 verselbständigt sowie dem Bauinspektor zugewiesen.*
> *1920 wurde die Baupolizei zu einer selbständigen Verwaltungsabteilung innerhalb der Baudirektion. Die neue Gemeindeordnung teilte das Bauwesen in die Baudirektion I (Tiefbau) und die Baudirektion II (Hochbau). Die Bau- und Feuerpolizei ging an die der Baudirektion II, wobei das Bauinspektorat zu einer eigenständigen Abteilung erhoben wurde.*
> *Am 14. Dezember 1969 stimmte der Souverän der Reorganisation des städtischen Planungs- und Bauwesens zu. Das Bauinspektorat wurde aus der Hochbaudirektion herausgelöst und der Präsidialabteilung zugeordnet.[109]*

Das Bauinspektorat verblieb anlässlich der Verwaltungsreform und der Reduktion des Gemeinderates auf 5 Personen ab 2005 in der der Präsidialdirektion. Im Rahmen einer Reorganisation ist das Bauinspektorat ab 2018 der Direktion für Sicherheit, Umwelt und Energie SUE unterstellt worden.[110]

Satzungen, Bauordnungen, Reglemente

Sämtliche Bestimmungen, die direkt oder mittelbar mit dem Bauen in der Altstadt überliefert sind, hier wiederzugeben, würde den Rahmen dieser

---

[107] www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/buerger-und-einwohner/ratsaemter-und-behoerden/weitere-aemter-und-behoerden/stadtwerkmeister.

[108] www.bern.ch/politik-und-verwaltung/stadtverwaltung/prd/hochbau-stadt-bern, www.bern.ch/politik-und-verwaltung/stadtverwaltung/tvs/tiefbauamt.

[109] Stadtarchiv Bern - Stadtgemeinde Bern – Verwaltungsarchiv - Planung, Bau und Umwelt - Hoch- und Tiefbau - Bauinspektorat (Bau- und Feuerpolizei), Signatur: Stadtarchiv SAB_1038. Webportal: archiv.bern.ch/.

[110] www.bern.ch/mediencenter/medienmitteilungen/aktuell_ptk/bauinspektorat-und-wirtschaftsamt-wechseln-direktionen.

Untersuchung sprengen. Allein der erste Doppelband der Rechtsquellen, welcher «Handfeste, Satzungenbücher, Stadtbuch und Stadtsatzung 1539» zum Gegenstand hat, umfasst an die 800 Seiten Transkription.[111] Dabei sind die wenigen baurechtlich relevanten Inhalte oftmals vermischt mit strafrechtlichen und anderen Bestimmungen, Ordnungen, Eiden etc.
Quer durch die Jahrhunderte ist zu beobachten, wie die einzelnen, anlässlich konkreter Fragestellungen formulierten Satzungen zuerst kopiert, dabei oft präzisiert, später auch redigiert und thematisch zusammengestellt werden. Nachdem erste baurechtliche Festlegungen aus dem frühen 14. Jahrhundert datieren, wird das Regelwerk vor allem nach dem Stadtbrand 1405 ausgebaut. 1539 werden die Satzungen in einer Form zusammengefasst, die als Bauordnung bezeichnet werden kann.[112] Die zuvor stets handschriftlich tradierten Bestimmungen werden 1786 in Form einer Broschüre von 22 Seiten publiziert.[113]
Die erste Revision des «Baureglements» in der Zeit nach der französischen Besatzung wird 1839 in Kraft gesetzt sowie 1862 und 1878 geringfügig modifiziert und kommentiert.[114] 1877 erscheint eine eigene Bauordnung für den Stadtbezirk (also die Aussenquartiere), welche 1907 grundlegend überarbeitet wird.[115] 1928 werden die beiden Regelwerke zusammengeführt und erstmals gemeinsam mit dem bis heute weiterentwickelten Bauklassenplan in Kraft gesetzt. Damals taucht auch erstmals der Begriff «Altstadt» in der Bauordnung auf, mit der Empfehlung, dem Charakter derselben «in erhöhtem Masse Rechnung zu tragen». In den Jahren 1955, 1979 und 2006 treten grundlegend überarbeitete neue Bauordnungen in Kraft. 1955 wird ein Altstadtartikel aufgenommen (siehe Schutz von unten: Die Ischi-Häuser).

[111] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2.

[112] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 624.

[113] Im vollständigen Wortlaut wiedergegeben in: SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 73-83. Ein gedrucktes Exemplar wird im Staatsarchiv aufbewahrt: Ma 1.8, Baureglement für die Stadt Bern, 30.08.1786, Hochobrigkeitliche Buchdruckerei.

[114] Stadtarchiv Bern, SAB_R_6_0_33: Baureglement für die Stadt Bern vom 7. März 1839.

[115] Stadtarchiv Bern, SAB_R_6_0_214: Bauordnung für den Stadtbezirk Bern, 20. Dezember 1877.

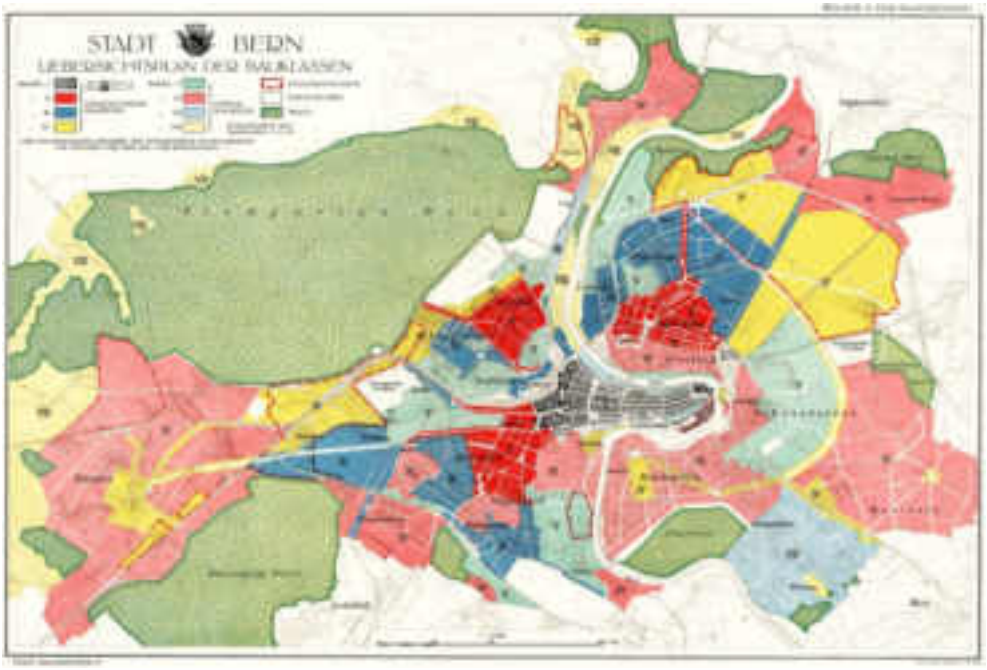

Abbildung 16: Stadt Bern, Übersichtsplan der Bauklassen (Bauklassenplan), 1928.
Auf diesem wichtigen Instrument der modernen Stadtplanung ist der Altstadtperimeter bereits in einer dem heutigen Welterbe-Perimeter ähnlichen Form ausgewiesen. Ein besonders wichtiges Detail in der oberen Altstadt sind die Baulinien für fünfgeschossige Bauten.[116]

Themen und Inhalte von baurechtlichen Bestimmungen

Mit der nachfolgenden Zusammenstellung soll ein Eindruck des baurechtlichen Rahmens und der Themen vermittelt werden, mit welchen Obrigkeit und Behörden vom Mittelalter bis in die Gegenwart das Welterbe geformt haben. Dabei fällt auf, dass zwischen dem mittelalterlichen Baubewilligungswesen und der heutigen Praxis eine teilweise erstaunliche Kontinuität und zahlreiche inhaltliche und strukturelle Analogien bestehen. Die nachfolgend zusammengestellten Themen sind in der erwähnten Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen quer durch die Jahrhunderte dokumentiert und transkribiert.[117] Viele dieser Satzungen und Bestimmungen werden weiter hinten in spezifischen Kapiteln des hier vorliegenden Buches herausgegriffen und vertieft.

Ein komplexes, unter Kooperation zahlreicher Akteure erstelltes bauliches Gebilde wie die Berner Altstadt ist ohne strenge Regulierung nicht denkbar. Daher bestand seit der Stadtgründung eine Bewilligungspflicht für Bauten. Analog zu dieser bestand auch ein Abbruchverbot. Für illegal erstellte

[116] Siehe auch: katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=115210.

[117] Es handelt sich dabei um das hier mit dem Kürzel SSRQ behandelte Konvolut der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, welche für Bern besonders von Friedrich Emil Welti und Hermann Rennefahrt in jahrzehntelanger philologischer und rechtshistorischer Feinarbeit transkribiert und editiert wurde. Die in Kleinauflagen publizierten Bände stehen heute unter www.ssrq-sds-fds.ch/projekte/ssrq-online/ als im Volltext durchsuchbare Digitalisate zur Verfügung. (Siehe auch Literaturverzeichnis.)

Bauten konnte der Rückbau verfügt werden. Bei Verstössen gegen Bewilligungsauflagen wurden Sanktionen verhängt. Bei den Eigentümern wurde immer wieder der Unterhalt der Ehgräben angemahnt.
Die Baukontrolle und die baupolizeilichen Befugnisse wurden, wie oben festgestellt, von spezialisierten Behörden wahrgenommen. Die Weisungsberechtigung und die Befugnisse der Bauherren beispielsweise als Schatzer wurden in umfangreichen Ordnungen geregelt. Diese bildeten die Voraussetzung für ein mit den Jahrhunderten zunehmend verfeinertes Subventionswesen, in welchem Beitragszahlungen an Fassaden, Halbdächer, brandsichere Treppen etc. oder Ausgleichszahlungen, beispielsweise für Brandmauern, gewährt wurden. Unterstützungsbeiträge konnten auch in Form von Naturalien, beispielsweise Dachziegeln, geleistet werden (siehe Subventionen, Ziegel, Terrakotta).
Einen wesentlichen Teil der Vorschriften machten stets die feuerpolizeilichen Bestimmungen aus. Dabei wurden Durchbrüche in Brandmauern, die Machart von Feuerstellen, Abzügen oder Kaminen etc. geregelt. Mit dem Verbot von Holzbauten und Schindeldächern ging die Förderung von Lehm- und Steinbauten mit Ziegeldächern einher. Diese wurden nicht nur mit Beiträgen unterstützt, sondern es wurden auch städtebauliche Anreize wie das Bauen «für füre», also auf die Gassen hinaus, geschaffen, bei dem der Bau teurer brandsicherer Fassaden mit dem Privileg zusätzlicher Fläche über den Lauben motiviert wurde (siehe Dritte Hypothese: Das Laubenprivileg).
Ein weiterer Schwerpunkt der baurechtlichen Bestimmungen betraf städtebauliche Themen wie lokale Bereinigungen von Baulinien. Dabei genossen die Bauherren auch Spielräume, um im Interesse des Gassenbildes Entscheide beispielsweise zu Gunsten weniger bemittelter Bauherrschaften zu treffen. Konkret bedeutete dies, dass die für steinerne Häuserzeilen vorgesehenen Alignements ausnahmsweise mit Lehm- oder Riegbauten geschlossen werden durften. So finden wir beispielsweise an der oberen Herrengasse Situationen, in denen Riegbauten auf die gleiche Fassadenflucht wie die angrenzenden Steinbauten «nach vorne» gebaut worden sind *(Abbildung 22).* Mit dem städtebaulichen Alignement wurden auch restriktive Handhabungen von Klein- und Anbauten, Giebeln und Erkern sowie Bestimmungen über Vorscherme und Dachränder durchgesetzt.[118]
Geregelt war auch die Geschossigkeit der Bauten. Während in der Frühzeit die Limite bei drei Geschossen lag, waren spätestens seit dem frühen 17. Jahrhundert vier, seit Mitte des 19. Jahrhunderts fünf Geschosse die Norm (siehe Gassen sowie Geschossigkeit, Schichtung). Zu den Geschossbegrenzungen kamen Höhenbegrenzungen und Laubenmasse hinzu. Selbstverständlich fanden auch Masse und Bestimmungen technischer und konstruktiver Art wie Querschnitte von Fassadenkonstruktionen, Geschosshöhen oder Mindestbreiten bei der Aufteilung von Liegenschaften Eingang

[118] SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 73: «Baureglement für die Stadt Bern, 1786 August 30. / 7. Satzung. Gegen offene plätze und gassen soll nichts aussen an die Häuser gehenkt noch gebauet werden, es seyen Ergel, Stegen, Lauben, Perron und Balcons, so auf käpfer liegen, oder sonst einige anhenker, was namens sie immer haben (...)»

in die Vorschriften. Die Diversität aller baulichen Aktivitäten äusserte sich besonders im 18. Jahrhundert in einem hohen Differenzierungsgrad solcher baupolizeilicher Festlegungen.
Schliesslich wurden auch Fragen zum Umgang mit gemeinen Gütern geregelt. Besonders umstritten war die Nutzung der Gassen, auf welchen die Behörden in regelmässigen Abständen die Lagerung von Brennholz, Hausrat, Kehricht und den Bau von Kleinbauten verbieten mussten. Geregelt wurden auch Baustelleninstallationen bis hin zum Verbot, Abbruchmaterial auf die Gasse hinunter zu werfen (siehe Die Lauben, Kehricht und Entsorgung).
Abgerundet wurden die baulichen Bestimmungen durch umfangreiche Ordnungen und Eide für Steinbrecher, Steinhauer, Ziegler, Schiff- und Fuhrleute etc.

Katastrophen und Zerstörungen

Zu den Besonderheiten Berns gehört der einmalig gute Erhaltungszustand von Strukturen und Substanz aus mehr als acht Jahrhunderten. Die Stadt präsentiert sich in weiten Teilen als unverfälschtes Zeugnis mittelalterlicher Stadtbaukunst in neuzeitlicher Überformung. Die prägendste, weitgehend unversehrt überlieferte Phase dieser Überformung ist das 18. Jahrhundert. Anders als in vielen anderen mitteleuropäischen Städten wird das Bild der Berner Altstadt also kaum von Wunden und Fehlstellen beherrscht, die auf katastrophale Zerstörungen jüngerer Zeit zurückgehen. Dennoch: Obwohl die Stadt beispielsweise nie durch kriegerische Auseinandersetzungen in Mitleidenschaft gezogen worden ist – eine eher amüsante Ausnahme bildet das sorgfältig konservierte und wiederverwendete Einschussloch einer Kanonenkugel aus dem Stecklikrieg 1802 am alten Rathaus Mattenenge 2[119] – haben sich militärische Bedrohungen tief in das Weichbild der Stadt eingegraben: In Gestalt der Befestigungen des 12. bis 17. Jahrhunderts (siehe Stadtbefestigungen und Wehrbauten).
Bei alledem war die Geschichte der Stadt keineswegs frei von tatsächlichen katastrophalen Ereignissen. Besonders in der Frühzeit, aber eigentlich regelmässig bis ins 18. Jahrhundert, wurde Bern von Feuersbrünsten heimgesucht. Im Bestreben, die zerstörerischen Kräfte des Feuers in den Griff zu bekommen, durchliefen Behörden und Gesellschaft einen Lernprozess, dem die wohl wichtigsten konstituierenden und identitätsprägenden Elemente der Stadt zu verdanken sind: Die Lauben, die Sandsteinfassaden, die Brandmauern, die Ziegeldächer. Alle diese Elemente, die heute vorwiegend aus ästhetischen Gründen geschätzt und geschützt werden, liessen sich nur mit der erforderlichen Konsequenz durchsetzen, weil sie für die Brandsicherheit unabdingbar waren (siehe Baumaterialien und Konstruktionsweisen, Die Lauben sowie Fazit).

[119] de.wikipedia.org/wiki/Stecklikrieg, letztmals konsultiert am 23.01.2025.

Obwohl das Denkmal Berner Altstadt ohne diese Lernprozesse nicht existieren würde, ist erstaunlich wenig über sie bekannt. Wir kennen nur das Resultat – ein empirisch erworbenes und kulturell transportiertes Wissen, das in den bereits erwähnten Satzungen Niederschlag fand. Wir beschränken uns hier darauf, auf die zahllosen Zyklen von Schadensanalysen an Brandruinen, die auf diese jeweils folgende Legiferierung und den politischen Prozess der Abwägung, Prioritätensetzung und Finanzierung hinzuweisen, wie sie im Konvolut des altbernischen Stadtrechts ihren faszinierenden Niederschlag gefunden haben. Diese Prozesse haben in Bern wie wohl in vielen anderen Städten auch im Rahmen epochenübergreifender Bemühungen, mehr noch: jahrhundertelanger kontinuierlicher Anstrengungen stattgefunden.

Katastrophen waren stets auch Auslöser baulicher, wirtschaftlicher und kultureller Entwicklungen. Am deutlichsten wird dies am Stadtbrand von 1405, der einen erstaunlichen wirtschaftlichen, sozialen und künstlerischen Aufbruch auslöste: Ohne die Expertise der ausländischen Bauleute und die Konjunktur der Bauwirtschaft wären für die Stadt so bedeutende Projekte wie der Bau des neuen Rathauses oder des Münsters undenkbar gewesen.[120]

Die Geschichte Berns seit der frühen Neuzeit ist auch eine Geschichte menschengemachter Zerstörungen. Viele der heute besonders geschätzten Elemente der Stadt sind auf Kosten von älteren, kleinteiligen, diversen Strukturen entstanden. Mit dem «Embellissement», dem wir das grossartige Bild der spätbarocken Berner Gassenzüge verdanken, ging eine breitangelegte Beseitigung historischer Bausubstanz einher. Später standen mit der Industrialisierung, besonders dem Eisenbahnbau, Energien und Ressourcen zur Verfügung, welche bislang ungekannten baulichen Druck ausübten. Der Prosperität der Stadt mussten bedeutende Baudenkmäler wie das alte Inselspital, die alte Reitschule, das Spitalkornhaus oder – im Rückblick oft als besonders traumatisierend empfunden – der Christoffelturm weichen (siehe Christoffel). Auch das Bauen selbst hat sich also auf die althergebrachten Bestände durchaus als katastrophisch erwiesen.[121]

Aus heutiger Sicht hatten Katastrophen auch eine vielleicht unerwartete materielle Konsequenz: Anders als in vielen Städten wurde der Schutt der Feuersbrünste nicht flächig verteilt, sondern dazu verwendet, die alten Stadtgräben aufzuschütten. Dies betrifft besonders die Stadtfugen Kornhausplatz-Theaterplatz-Casinoplatz und Bundesplatz-Bärenplatz-Waisenhausplatz. In diesen Aufschüttungen werden bis heute grosse Mengen archäologisch wertvoller Fundgüter vermutet. Auch sonst haben die Archäolog*innen immer wieder Spuren von Zerstörungen freigelegt, die durch Brände verursacht wurden – hier liegt ein wesentliches Tätigkeitsfeld der fortlaufenden historischen Stadtforschung.

---

120 Siehe dazu Hofer 1947, KDM Bern 3, S. 1-200 sowie Mojon 1960, KDM Bern 4.

121 Andreas Heege und Armand Baeriswyl, Gassengeschichten – Ausgrabungen und Funde in der Markt-, Kram- und Gerechtigkeitsgasse von Bern. Hefte zur Archäologie im Kanton Bern: Vol. 5. Bern: Archäologischer Dienst des Kantons Bern, 2019, siehe besonders S. 201 («Fazit»).

Feuer

Die Grössenordnung der Brandkatastrophen, welche die Stadt Bern heimgesucht haben, sprengt jede Vorstellungskraft. 1285 und 1287 brachen zwei verheerende Stadtbände aus, «während denen die westlich der Kreuzgasse gelegenen Häuserzeilen bis zum heutigen Käfigturm grösstenteils niederbrannten».[122] Beim Stadtbrand von 1405, dem zweiten übrigens im gleichen Jahr, wurde praktisch das ganze Gebiet von der Verbindung Münstergässchen-Schaalgässchen an stadtaufwärts bis an den Bärenplatz erneut ein Raub der Flammen.[123] Eine Vorstellung vom Ausmass dieser Katastrophe bietet die Zahl von 600 Häusern und 100 Todesopfern, welche Heinrich Türler für diesen Stadtbrand bilanzierte.[124] Grössere Feuersbrünste sind u. a. auch für die Jahre 1302, 1380, 1536, 1575 und 1678 überliefert.[125] Dabei wurden meist grössere Ensembles von Bauten oder ganze Gassenzüge eingeäschert. Die Auswirkungen solcher Katastrophen und die Furcht vor denselben waren so einschneidend, dass die Chroniken über Jahrhunderte hinweg über sie berichteten.
Die Feuersgefahr war eine ständige Begleiterin des städtischen Lebens. In den vielen hundert Häusern besass jeder Haushalt eine Kochstelle. Die in den Anfängen offenen Feuer wurden ab dem 18. Jahrhundert zunehmend eingehaust.[126] (Bis heute wird der Begriff «Herd» als Synonym für «Haushalt» verwendet.) In Öfen und Cheminées wurde eingeheizt, künstliches Licht war in Form von Kerzen, Öllampen, später Laternen im Gebrauch. Auch in den Werkstätten im Erdgeschoss arbeiteten Menschen am offenen Feuer, und in den Höfen wurden regelmässig Back- und Waschöfen eingeheizt. In den Stadtsatzungen sind Verbote überliefert, mit offenem Licht Ställe oder Gaden zu betreten, in denen Stroh, Heu oder Sägemehl gelagert wird.[127]
Dass die Flammen Nahrung fanden, war vor allem darauf zurückzuführen, dass in Dachstühlen, Zimmerdecken, Täfern, Ausstattungen etc. grosse Mengen brennbaren Materials, also vor allem Holz, verbaut waren. Dächer waren mit Schindeln gedeckt, das Trag- und Rahmenwerk von Rieghäusern bestand aus Holzbalken. (Mehr zu den verbauten Werkstoffen siehe Baumaterialien und Konstruktionsweisen.)

---

[122] Roland Gerber in: Berns mutige Zeit, 2003, S. 228. Quelle: Jahrzeitenbuch des St. Vinzenzenmünsters, s. Fontes 1880, Bd. 3, S. 378 und 431.

[123] Eine ausführliche Beschreibung des Stadtbrandes von 1405 und seiner Auswirkungen ist zu finden in: Berns grosse Zeit, 2003, S. 36-40.

[124] Türler 1896, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, S. 58.

[125] Siehe hierzu u. a. Diebold Schillings Spiezer Chronik sowie Gruners Deliciae Urbis Bernae. Weiter: Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 24 f.

[126] de.wikipedia.org/wiki/Herd, letztmals konsultiert am 19.07.2025.

[127] Beispielsweise «waz der liden sol, der ane laternen in ein gaden oder stal gat mit einem liecht, dar inne strö oder höw oder sagmel liget.» - Satzung, datiert 1406, SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 134.

Seitens der Behörden hatten Massnahmen gegen die existenzbedrohende Gefahr von Bränden höchste Priorität. Selbst für einfachste Brandbekämpfungsmittel wie die ledernen Feuereimer, welche alle Haushalte bereitzuhalten hatten, existierten penible Vorschriften, die von Inspektoren überprüft wurden.[128] Auf eine vollständige Zusammenstellung aller Massnahmen, mit denen die Feuerwehren, Feuerwachen und die Pflichten der Bürgerschaft organisiert wurden, wird hier mit Hinweis auf die umfangreichen Quellen verzichtet.

Erdbeben

Die Gefahr, die von Erdbeben ausgeht, wird oft als geringer wahrgenommen als diejenige von Bränden. Während es jedoch gelungen ist, die Auswirkungen von Feuersbrünsten weitgehend unter Kontrolle zu bringen, bleibt die Gefahr von Erdbeben ein Damoklesschwert bis heute. Prognosen sind im Grunde genommen nicht möglich, daher verschaffen wir uns mit empirischen Mitteln einen Überblick über die Erdbebenhistorie. Dabei greifen wir beispielsweise auf Jakob Durheims *Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Bern und ihrer Umgebungen*[129] zurück, die sich besonders detailliert mit der Erdbebenchronik befasst hat:

- Verhältnismässig kurze Zeit nach der Gründung wurde Bern am 18. Oktober 1356 von dem Erdbeben heimgesucht, das als so genanntes Erdbeben von Basel in die Annalen eingegangen ist. Wie Justinger berichtet, stürzten in der Leutkirche (dem Vorgängerbau des Münsters) Gewölbe und der Wendelstein ein und das Mauerwerk vieler Häuser barst.
- Im Sommer 1394 wurden an verschiedenen Orten Erdbeben verspürt, die jedoch keinen Schaden verursachten.
- Sowohl am 22 . wie am 23. September 1577 wurden in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr Erdbeben verspürt.
- Das Erdbeben vom 4. März 1584, bei welchem die waadtländischen Dörfer Corbeyrier und Ivorne bei Aigle «fast ganz von der Erde verschlungen und bei 200 Gebäude mit 122 Personen verschüttet» wurden, war auch in Bern zu spüren.
- 1601 suchte ein starkes Erdbeben, bei dem das Münster «an den äussern Verzierungen einigen Schaden gelitten.»[130], fast die ganze Schweiz heim.
- 1682 wurde in Bern wie auch in andern Landesgegenden ein Erdbeben verspürt.
- Am 9. Dezember 1755 wurde Bern durch ein «heftiges Erdbeben (…), das fast in der ganzen Schweiz verspürt wurde», erfasst. Durheim weist

[128] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 287: «152. Denn so sol man ouch ieclichem hus einen kübel geben mit der stat Zeichen, vnd dar zuo sol ieclich hus ouch einen eimer han».

[129] Durheim 1859, Bern und Umgebungen.

[130] Probst 1839, Das Münster zu Bern, S. 6.

darauf hin, dass dieses Beben 38 Tage nach der Zerstörung der Stadt Lissabon durch das denkwürdige Erdbeben daselbst erfolgte.
- 1773 erfasste ein starkes Erdbeben die ganze Schweiz, «besonders aber die kleinen Kantone.»
- Mehrere Erdbeben ereigneten sich am 23.-24. Januar 1837 und am 13. Oktober 1847.

Über zwei jüngere Erdbeben berichtet die Berner Münster-Stiftung 2014 wie folgt: 1898 wurde beschlossen, die Kreuzblume auf dem Turmhelm mit einer Stahlstange zu sichern, nachdem in Kandersteg ein Erdbeben der Magnitude 4.8 aufgetreten war. Am 25. Januar 1946 wütete in Sierre «mit einer Magnitude von 6.1 das stärkste Erdbeben in der Schweiz im 20. Jahrhundert».[131] Die durch diese Erdbeben verursachten Schäden wurden zum Anlass genommen, die Kreuzblume des in den 1890er Jahren aufgesetzten Turmhelmes mit einer weiteren Stahlkonstruktion zu sichern. Erst vor kurzem ist der gesamte Helm nochmals mit einer Stahlkonstruktion auf das so genannte Turmoktogon hinunter gebunden und damit gegen die Auswirkungen künftiger Erschütterungen gerüstet worden.

Baulicher Brandschutz

Dass die verheerenden Grossbrände mit den Jahrhunderten seltener wurden, ist vor allem dem baulichen Brandschutz zu verdanken. Brandschutzüberlegungen standen am Anfang fast aller wichtigen Bauvorschriften – sie haben in mancher Hinsicht die Gestalt des Welterbes geprägt. Dabei ging es in erster Linie um den Ersatz der brennbaren Materialien durch Stein und andere mineralische Werkstoffe, in zweiter Linie um gestalterische und konstruktive Massnahmen wie das Verbot von Aufzuggiebeln, welches 1616 erlassen wurde (siehe Giebel).[132] Die Massnahmen wurden mit mehreren sich überlagernden Strategien umgesetzt, von denen nachfolgend die Rede sein soll:

Vorschriften, Verbote und Bussen

Früh wurden Vorschriften, Verbote und Bussen erlassen. Dies funktionierte vor allem bei den Ziegeldächern, die erstmals 1310 als Ersatz für Schindeldächer vorgeschrieben wurden.[133] Dass daraus eine Daueraufgabe werden sollte, ist einer Kampagne des frühen 16. Jahrhunderts zu entnehmen, bei der der Rat 1534, 1536, 1542 jeweils erneut eine Ziegelpflicht in seine Manuale schreiben liess. 1547 wurde dann in der Stadtsatzung bei Androhung

[131] Berner Münster-Stiftung, Tätigkeitsbericht 2014, S. 14.

[132] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 59.

[133] Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 24.

einer Busse festgehalten, dass endlich auch Scheunen, Ställe und Schöpfe mit Ziegeldächern gedeckt werden müssen.[134]
Vorschriften wurden auch hinsichtlich der Machart von Brandmauern und Wänden erlassen, wobei sich die Bestimmungen im Verlauf der Jahrhunderte tendenziell verschärften. Unter dem Eindruck von Brandkatastrophen konnten durchaus auch Weisungen erlassen werden, Häuser oder ganze Strassenzüge aus Stein neu erbauen zu lassen. So wurden die Bauherren vom Rat erstmals nachweislich im Jahr 1420 ermächtigt, den Bau von Steinhäusern vorzuschreiben.[135] Wie bei so manch anderem Erlass dürfte jedoch auch hier die wirtschaftliche Realität oftmals einer direkten Umsetzung des politischen Willens im Wege gestanden sein. Nur so ist es zu erklären, dass die Aufforderung über Jahrhunderte hinweg in regelmässigen Abständen immer wieder bekräftigt werden musste.

Subventionen

Wohl früh muss sich die Einsicht durchgesetzt haben, dass private Hausbesitzer*innen nicht zur Umsetzung solcher Massnahmen gezwungen werden konnten, wenn sie nicht über die notwendigen Mittel verfügten. Daher wurde spätestens ab dem frühen 14. Jahrhundert mit Ausgleichszahlungen begonnen. Der erste Eintrag dazu steht in einer Satzung von 1310: Wer sein Haus mauern und mit Ziegeln decken will, dem sollen seine Anstösser einen von den Bauherren festgesetzten Beitrag zahlen.[136] Solchen nachbarlichen Ausgleichszahlungen folgten bald einmal auch behördliche Subventionen. So lesen wir nach dem Stadtbrand von 1405:

> *Wer sein Haus in der Stadt mit Hurden und Lehm baut und mit Ziegeln deckt, dem entrichtet die Stadt den Halbteil des Daches. Und für die Fassade (alz wit daz hus vor vnder ougen ist) gibt die Stadt fünf Pfund Stebler pro Fuss. Dazu sollen ihm seine Anstösser oben und unten an jeden Rieg ebenfalls den Halbteil nach Schatzung unserer Bauherren geben.*[137]

---

[134] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 189: «wer von dem Platz vff vntz an die indren ringmur zwüschent den gassen vnd hinder den hüsren in der Nüwenstat sunnenhalb vnd vor den Predijeren dehein schür, stal oder wand machen wil, daz der das ouch in ziegel tegken sol, es sin schüren, hüser oder stell, zwüschent den vorgnanten gassen.»

[135] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 259: «venre jerlichs ordnen söllent in ieclichem vierteil etwie meng steinhus ze buwend, vnd mit den lüten, so die hofstett oder hüser zuo gehörent, ze verschaffent ingiblett werden; vnd wie oder an weihen enden si dz ordnent, des sollent si uollen gewalt han, vnd des glich in ziegel ze teken.»

[136] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 164: «Wer och sin hus muren wil old mit zieglen deken, dem sol sin stüdgebure die stüre geben mit phenning, alz die viere heissent».

[137] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 116: «Anno etc. c c c c ° v ° sabato ante Johannis baptiste samnoten die rete vnd die c c, daz, weler sin hus in der stat mit hürden vnd in leime buwet und in ziegel teket, da gibet die stat den halbteil dez taches, vnd alz wit daz hus vor vnder ougen ist, da git ouch die stat von je dem schuo v ß stebler, darzuo sol ouch im sin nachgebur an ietwederm rig niden vnd oben, wz der kostet, glichlich den halbteil geben nach schatzung vnser buherren.»

Zahlungen waren bis ins 18. Jahrhundert ein fester Bestandteil behördlicher Brandschutzpolitik, wobei sich der Fokus auf den Bau brandsicherer Fassaden, Ziegeldächer, Wände, Treppen und Feuerschirme sowie auf den Bau von Kaminen richtete.[138] Hierfür unterhielt die Obrigkeit eigene Ziegelhütten und steuerte unter gewissen Bedingungen die Hälfte der zum Decken der Dächer benötigten Ziegel als Naturalien bei – die sogenannten «Halbdächer».[139] Während Riegfassaden mit Ausfachungen aus Lehm und Hurden (siehe Lehm, Riegbauten) in der Frühzeit beitragsberechtigt waren, wurden diese Baumaterialien im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts zunehmend vom Stein aus dem Stadtbild gedrängt und in der Bauordnung von 1839 schliesslich ganz verboten (siehe Das Steinprivileg).[140]
Seit dem Stadtbrand 1405 galt die Vorschrift, dass abgehende Holzhäuser in Stein neu gebaut werden müssen, was jedoch bei finanzschwachen Grundeigentümer*innen zu unlösbaren Problemen führte. In der Bauordnung vom 4. Dezember 1615 lesen wir:

> *Anweisung an die Venner, gemäss den alten Ordnungen nicht zu gestatten, dass anstelle alter Holzhäuser andere hölzerne Häuser gebaut werden, sondern zu befehlen, diese mit steinernen Fassaden («mit Steinen vornen») aufbauen zu lassen. Wo dies aus Armut oder anderen Gründen nicht möglich ist, sollen ihre Gnaden angegangen werden, dass nach altem Brauch den Bedürftigen für solche anständigen Bauten eine Unterstützung geleistet wird.*[141]

Wir dürfen davon ausgehen, dass die Stadt für bedürftige Bauherrschaften die Mehrkosten für feuersichere Gebäudeertüchtigungen nicht pauschal übernahm, sondern sich die Möglichkeit offen liess, fallweise Unterstützung zu leisten, beispielsweise, wenn sich die Gelegenheit bot, an einer wichtigen Stelle eine Lücke in einer Sandsteinfront zu schliessen. Dies konnte, wie das Beispiel Herrengasse 24-34 zeigt *(Abbildung 22)* unter Umständen auch mit Rieg- und Lehmbauten geschehen.
Auf den frühen Stadtansichten Hans-Rudolf Manuels *(Abbildung 1)* oder Gregor Sickingers (*Abbildung 2)* präsentiert sich die Stadt mit einheitlichem Bild und durchgehenden Laubenfassaden. Hier mag einiges der Wirklichkeit entsprochen haben, etliches aber auch dem Wunschdenken geschuldet sein. Wir dürfen annehmen, dass die Lauben- und

---

138 Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 39-42.

139 SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 194: Brandschutzordnung gemäss Satzungenbuch W, um 1400-1436.

140 Stadtarchiv Bern, SAB_R_6_0_33: Baureglement für die Stadt Bern vom 7. März 1839, §34, S. 22.

141 SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 58: «Anweisung an die Venner, gemäß den alten Ordnungen nicht zu gestatten, daß an Stelle alter Holzhäuser andere höltzine hüser gebaut werden, sondern gebieten ze laßen, dieselbigen mit steinen vornen ufbuwen ze laßen; und wo verweigerens uß armuot oder sonst anderen ursachen begegnete, die sach an ir gn langen laßen, die nach dem bruch, so etwan hievor geübt worden, den mangelhaften zü solchen anstendigen büwen etwas sthürs thün werdendt.»

Steinfassadenkampagne über Jahrhunderte hinweg vorangetrieben wurde – mit zunehmendem Erfolg. Dabei scheint es gelungen zu sein, das Ideal einer steinernen Stadt mit einheitlichem Ausdruck vor allem auch in den Köpfen zu verankern. Die Vollendung dieses Vorhabens nahte in der unteren Altstadt gegen Ende des 18. Jahrhunderts und dauerte in der oberen Altstadt bis in die gefühlte Gegenwart.

Abbildung 17: Die Sonnseite der Spitalgasse um 1900.
Im frühen 20. Jahrhundert präsentierte sich die Spitalgasse noch als Sammelsurium von Bauten mit verschiedensten Bauzeiten, Massstäben, Konstruktionsweisen und Architektursprachen.

Dass es so weit kommen konnte, ist also wesentlichen Anreizen zu verdanken: nebst der zusätzlichen Fläche, welche Bauherrschaften auf den Obergeschossen über den Lauben beanspruchen durften (siehe nächstes Kapitel) vor allem auch den ausgezahlten Geldern. Auch bei der «Beysteür an die haußfaces von stein» gab es, wie wir gesehen haben, Interpretationsspielräume. Während eine Satzung von 1729 festhielt, diesen Zustupf «allein denen unbemitleten Burgeren zudienen, die Bemitleten aber darvon außgeschloßen seyn sollen», wurde 1754 ohne Einschränkung festgehalten, dass

> *wie bis dahin für jede Fassade, die von Holz oder Riegwerk zu einer viergeschossigen Fassade aus Steinquadern umgebaut wird und an offenen Plätzen oder Gassen steht, der Breite nach gemessen, vier*

Taler pro Fuss von der Deutschseckelschreiberei als obrigkeitlicher Beitrag bezahlt werden soll.[142]

Diese Bestimmung dokumentiert zudem die gewandelte Politik gegenüber Rieg- bzw. Lehmbauten: nachdem diese nach dem Stadtbrand von 1405 noch explizit Gegenstand der Förderpolitik gewesen waren, wird jetzt, im 18. Jahrhundert, ihr Ersatz durch viergeschossige Steinhäuser propagiert. Im Ingress zu dieser Satzung wurde in jeder erdenklichen Kürze zusammengefasst, wozu das Ganze diente – nämlich

damit die Statt vor Feürsgefahr versicheret und mit anständigen Gebaüden je mehr und mehr außgezieret werde.[143]

Die Lauben

Bern ist eine Stadt der Lauben. Diese Feststellung ist ebenso typologische Eigenart wie Bestandteil des folkloristischen Narrativs. Nehmen wir zum Einstieg in das Thema eine Schilderung Johann Rudolf Gruners. Dieser wählte in seinem 1732 erschienenen Buch *Deliciae Urbis Bernae* Worte, die sinngemäss auch in einer touristischen Publikation unserer Zeit stehen könnten:

Das schönste und kommlichste aber, welches an gar wenig Orthen sonst zu sehen, ist, daß alle Häuser in allen Gassen, ausser gar wenigen, mit Arcaden, Schwibbögen und Gewölben gebauet eine schöne Laube formiren, welche mit gantzen steinernen Blatten besetzet; Unter diesen Arcades kan man durch die gantze Stadt auch bey dem grösten Regen=Wetter sehr kommlich trocken und sicher gehen. In den Lauben sind auch meistens die Kram=Läden und untere Stuben, welche von gemeiner Burgerschafft, die keine eigene Häuser haben, bewohnt werden, und zu ihren Werckstätten dienen.[144]

[142] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 62. «wie biß dahin von einer jeglichen auß holz oder rigwerk in stein verwandlenden haußface mit quaterstuken drey etages hoch über das pleinpied hinaufgeführt, und gegen offene pläz und gaßen sehend, 4 thaler per schuh, der breite nach gemeßen, von obrigkeit wegen in der Teütschen sekelschreyberey bezahlt werden solle.»

[143] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 62.

[144] Gruner 1732, Deliciae, S. 18-19.

Abbildung 18: Kramgasse 6, Ansicht der Laube stadtaufwärts, um 1883.

Die Lauben, in den Quellen und fachsprachlich oft auch als «Bogen» oder «Arkaden» bezeichnet, sind in den Erdgeschossen zur Strasse hin einseitig offene, durchgehende Bogengänge. Voraussetzung für den Bau von Lauben ist die geschlossene Bauweise, bei welcher Häuser entlang einer Baulinie eine zusammenhängende Front bilden.
Bern zählt zusammen mit Beispielen wie die Welterbestadt Bologna oder Münster in Westfalen zu den bedeutendsten Städten mit Arkaden.[145] Der Typus geniesst weite Verbreitung – wir treffen in vielen anderen Städten im näheren und weiteren Umfeld Berns auf verwandte, wenn auch weniger spektakuläre Beispiele. Solche überdeckten Räume können sich, wie im Berner Kornhaus, auch zu offenen Erdgeschosshallen weiten. Von den antiken Agoren und Foren bis hin zu den Hallen der mittelalterlichen Rathäuser sind Lauben ein Typus der bürgerlichen Zusammenkunft, des öffentlichen Lebens, weil sie im Sozialraum Stadt witterungsgeschützte Flächen zur Verfügung stellen.
Zur Entstehung der Lauben in Bern haben sich zahlreiche Autor*innen geäussert. Die dabei formulierten Hypothesen lassen sich in drei Hauptstränge aufgliedern:

Erste Hypothese: Versteinerte Kleinbauten

Diese Hypothese, die vor allem von Paul Hofer vertreten und mit anschaulichen Skizzen unterlegt wurde, erklärte die Lauben aus einem Prozess der «Versteinerung» von Verkaufs- und Handwerksbuden, die früh vor den Häusern der Stadt aufgestellt gewesen seien. In der *Studie Bern* schreibt Hofer:

[145] de.wikipedia.org/wiki/Arkade, letztmals konsultiert am 10.10.2024.

Frühestens seit Mitte 13. Jhdt wird die vordere Baulinie durch Vorziehen über die (vormals mobilen) Marktbuden gassenseitig verlegt.[146]

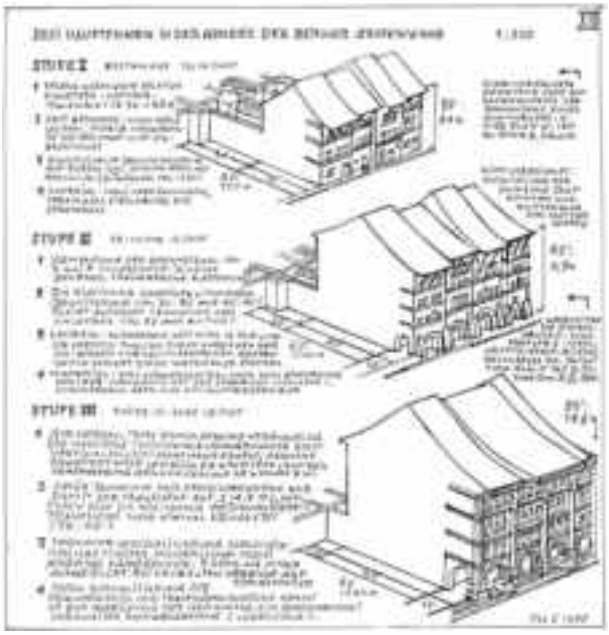

Abbildung 19: Paul Hofer, Die Hauptphasen in der Genesis der Berner Gassenwand.
In der Studie Bern schlug Paul Hofer für die Entwicklung der Laubenfassaden ein dreistufiges Modell vor.

Dabei wäre der heute über den Lauben liegende Teil der heutigen Stadthäuser quasi per Gewohnheitsrecht in die Hand der Hausbesitzer*innen übergegangen. Über die Beschaffenheit solcher Fahrnisbauten werden in zahlreichen Quellen späterer Jahrhunderte freilich ganz andere Dinge berichtet: Die Behörden forderten die Stadtbewohner*innen immer wieder dazu auf, ihre Kleinbauten und «Misthäufen» aus den Gassen zu entfernen. So halten die Stadtsatzungen schon im frühen 14. Jahrhundert fest:

Wer von jetzt an (Zusatz von anderer Hand: sei es unter der Laube oder vor dem Haus) einen Schweinestall hat, der soll einen Monat weggewiesen werden und unserer Stadt zur Einigung ein Pfund bezahlen, bevor er wieder zurückkommt. Und soll uns und unseren

[146] Hofer, Schneebli, Rüegg 1974/75, Studie Bern, S. 25.

Nachkommen versprechen, sich auch daran zu halten. Erlassen in der Osterwoche 1313.[147]

(Leider ist der handschriftliche Zusatz nicht datiert, sonst wäre er der früheste schriftliche Beleg für die Lauben.) Ein ähnlicher Wortlaut, jedoch mit zusätzlichen Inhalten angereichert, begegnet uns auch in der deutlich jüngeren Polizeiordnung vom 9. Juni 1580:

Es ist bekannt, dass Plätze und Gassen nicht mit Fässern, Brennholz, Bauabfällen, Mist oder anderem Unrat überstellt werden sollen. Trotzdem fehlte die Einsicht, und so hat solcher Missbrauch wieder dermassen eingerissen, dass diese Stadt eher einem Dorf als einer aufgeräumten Stadt gleicht. Dies auch, weil die ausgesprochenen Bussen von den Übeltätern nicht eingezogen wurden.
Damit aber solcher Missbrauch abgestellt und die Stadt sauberer und gesünder wird, sollen die Schweineställe in Häusern und Scheunen dahingehend überprüft werden, dass von ihnen kein übler Geruch ausgeht und ob die Nachbarn wegen des ungesunden Gestanks krank werden. Wo solche Ställe gefunden werden, sollen sie umgebaut oder an einen andern Ort versetzt werden.[148]

Dass das Ziel über die Jahrhunderte hinweg das Gleiche blieb, nämlich die Gassen von Waren, Unrat und auch Kleinbauten freizuhalten, ist, nochmals deutlich später, einem Eintrag in der etwas geschraubten Amtsprosa des 18. Jahrhunderts dem Instruktionenbuch von 1711 zu entnehmen:

Deß Mstr. Bremgartner Meüßlins an seinem Hauß gebauwtes Lädelein, dan findend MegHn. unanständig, und daß solches das Gäßlin um den Platz der Enden ziemlich einschrenke und schmal mache. / Derohalben sie selbiges auch abzuschaffen nöhtig erachtet.[149]

---

147 SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 253. «Wer dehein swinstal vor sinen Türen (Zusatz am Rand von anderer Hand: es sye vnder den louben oder daruor.) uon nu hin hat, der sol darumb varen I manod von vnser stat vnd I lb geben zuo einung, e er harwider in kumett, vnd loben dis für vns vnd vnser nachkomen stet ze hann. Datum anno domini M° ccc ° xiii in octava pasce."
Im gleichen Konvolut siehe auch S. 158, Ausserdem: Stadtsatzung 1539, S. 627-628: «110. Niemants sol wider der buwherren gheiß vber die strassen buwen, 111. Man soll nützit vssen an die hüser buwen.

148 Baupolizeivorschriften 1580, siehe: SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 52: «Und wiewol verschyner jaren ein nutzlich insechen geschächen, domit die plätz und gaßen nit also mit fäßeren, brenholtz, buw (oder) mist und anderem unrhat verleit, noch die straßen verschlagen wurdind, hat doch semlichs (von wägen, das man die ufgesetzten buoßen von den überträtteren nit bezogen) nit sovil erschoßen, dan das sölicher mißbruch dermaßen wyderumb ingrißen, das dise statt meer einem dorf, dan einer verruompten statt zuo verglichen; domit aber semlicher mißbruch ouch abgestellt und die statt nit allein dester süberer, sunder ouch gsünder möge erhalten würden, sollend ettliche verordnet werden, die in den hüsern und schüren besechend, wo schwynställ sind, ob die an orten und änden gebuwen, darvon kein böser geschmack und insonders den nachpuren von deß bösen und ungsunden gestancks wägen kranckeyt wyderfare; wo sy dan semliche unkhomliche ställ finden, verschaffen, das die verenderet und an andere ort gesetzt würden.»

149 Stadtarchiv Bern, Instruktionenbuch, Nr. 123, Bd. 1, S, 277.

Zu einer politischen Kehrtwende weg von behördlichem Widerstand und rigider Kontrolle, wie sie in den oben zitierten Quellen und in vielen weiteren Wiederholungen belegt sind, hin zur Duldung, der Legalisierung und dem geförderten Ausbau solcher Kleinbauten, wie sie die Versteinerungshypothese voraussetzen würde, fehlen die Anhaltspunkte. Wir nehmen dies zum Anlass, die Versteinerungshypothese mit Vorbehalten zur Kenntnis zu nehmen bzw. einen anderen Ursprung zu vermuten – siehe unten.

Zweite Hypothese: Die Lauben als Primärelement?

Die zweite Hypothese geht davon aus, dass die Lauben Bestandteil bereits des ursprünglichen Stadtplanes gewesen seien. Diese Vorstellung erscheint angesichts der einheitlichen Gestalt der Hauptgassen als plausibel. Als Vertreter dieser Hypothese begegnen wir Eduard von Rodt, der 1886 in seiner *Bernischen Stadtgeschichte* festhält:

> *Eine Specialität Berns ist die unter den Strassenfaçaden durchgehende Laubenanlage, eine Bauart, von der wohl angenommen werden kann, dass sie eine ursprüngliche gewesen sei, indem privatrechtliche Gründe ihre Einführung später kaum gestattet hätten. Es fehlt nicht an urkundlichen Belegen, dass die Städte, welche unter ähnlichen Verhältnissen wie Bern gegründet waren, ebenfalls Laubenanlagen erhielten. So hatte Freiburg im Breisgau drei Lauben, das benachbarte Freiburg in seiner Neuenstadt sehr alte Arcaden, die 1428 abgebrochen wurden. In Thun, Burgdorf, Murten, Erlach, Laupen sieht man ebenfalls Laubengänge.*[150]

Allerdings existieren bis heute in der Altstadt Gassenzüge, die ein sehr bewegtes Bild von Bauten mit und ohne Lauben abgeben. Im Bereich von Postgasse 28-32 finden wir beispielsweise eine Zwischenform mit einfachen Pfeilerstellungen und geraden Stürzen, über denen sich verputzte Riegfassaden erheben. Dieser Fassadenabschnitt tritt einen deutlichen Betrag hinter das Alignement der benachbarten Steinfassaden zurück. Nicht weit davon entfernt liegen Abschnitte, in denen Häuser mit und ohne Lauben sich teilweise von Hausnummer zu Hausnummer abwechseln (Postgasse 35, 39, 53, 55). Andernorts, beispielsweise in der an der Stadtsüdseite gegenüberliegenden Junkerngasse, verjüngt sich der Gassenquerschnitt stadtabwärts auf eine Weise, bei der die Lauben an willkürlich erscheinender Stelle ansetzen.
Beides und vieles mehr spricht gegen einen planmässigen Umgang mit Lauben in der Gründungsstadt und eher für individuelle Entstehungszeiten derselben. Die Argumente, welche für das Zutreffen der zweiten Hypothese sprechen, lassen sich aufgrund widersprüchlicher Befunde gerade in Strukturen, welche frühe Prägungen aufweisen, kaum bestätigen.

[150] von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte, S. 226.

Dritte Hypothese: Das Laubenprivileg

19 Jahre und manche Recherche später gibt der gleiche Autor Eduard von Rodt eine in wesentlichen Belangen revidierte Auffassung von der Entstehung der Lauben wieder. Zu seiner neuen Interpretation ist er wohl unter dem Eindruck von Hinweisen Gottlieb Samuel Studers und anderer Autoren gelangt, die sich mit Tschachtlans Chronik auseinandergesetzt hatten.[151] Tschachtlan zufolge seien die anlässlich des verheerenden Stadtbrandes von 1285 zerstörten Häuser beim Wiederaufbau neu mit Lauben errichtet worden (siehe Feuer). Wahrscheinlich auf die gleiche Quelle hatte sich, wenn auch ohne Nachweis, schon 1859 Jakob Durheim bezogen, als er schrieb: «Als im Jahr 1283 in der Osterwoche (19.-24. April) der untere Theil der Stadt abbrannte, wurden die neuen Häuser auf Lauben (Arkaden) gebaut.»[152] 1895 gab Jakob Sterchi in seiner Edition der Berner Stadtchronik folgende Zeilen wieder: «1283. In diesen Tagen (19. 24. April) brannte der untere Teil der Stadt Bern fast ganz ab. (Beim Neubau wurden dann Arkaden [Lauben] angelegt.)»[153] Die genaue Herkunft dieser Information hatte Studer geklärt, als er schrieb:

> *Die Notiz, daß bei dem Wiederaufbau «die Bogen» (Arkaden) angebracht wurden, steht weder in der Stadtchronik, noch in dem älteren Texte Justingers; erst Tschachtlan fügte die Worte hinzu: «und ward die stat harnach aber gebuwen uf die wyß mit den Bogen als vorhin».*[154]

Von Rodt nimmt diesen Faden auf und weist darauf hin, dass im Unterschied zur Handfeste Freiburgs in der Berner Handfeste (also im frühen 13. Jahrhundert) keine Lauben erwähnt seien und dass der Laubenboden, wie oben erwähnt, zum öffentlichen Grund gehört habe. Wollen wir dieser Auslegung folgen, hat die Typologie der Laubenbögen also erst im Nachhinein im Berner Stadtbild Einzug gehalten. Dies würde zur Situation des späten 13. Jahrhunderts passen, in eine Zeit also, in der die Stadt bereits ein erstes Mal mit der inneren Neuenstadt bzw. Savoyerstadt erweitert worden war, aber schon wieder aus allen Nähten zu platzen drohte.

Anreize zur brandsicheren Bauweise

Die aus unserer Sicht entscheidende Überlegung besteht darin, die Lauben im Zusammenhang mit dem Brandschutz zu verstehen. Wie die Bauuntersuchung an der Rathausgasse 61 (siehe Das Haus als Prozess und

[151] Studer 1863, Studien über Justinger, S. 533-534.

[152] Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 2.

[153] Sterchi, Stadtchronik, 1895-96, S. 85.

[154] In diesem Zitat ist ein in der Publikation irrtümlich vergessenes Abführungszeichen, welches das ansonsten im gesperrten Satz gekennzeichnete Zitat Tschachtlans eingrenzt, korrigierend vervollständigt. Zu Benedikt Tschachtlan siehe: de.wikipedia.org/wiki/Benedikt_Tschachtlan, letztmals konsultiert am 02.08.2025.

Abbildung 46) bestätigt hat, konnte ein typisches Berner Altstadthaus durchaus über mehrere Phasen erweitert und aufgestockt worden sein, bevor der bauliche Schritt mit einer Laube hinaus auf die Gasse erfolgte. Wir gehen hier davon aus, dass eine solche Praxis nicht erst anlässlich des Stadtbrandes von 1405 erlassen wurde, sondern bereits im Zusammenhang mit der Einführung der Lauben nach den Stadtbränden des späten 13. Jahrhunderts. Mit dieser Auffassung stützen wir auch auf einem von zahlreichen Autoren zitierten Streitfall der frühen Stadtgeschichte ab. In einer Satzung vom 19. Juli 1311, die als Präzedenzfall in zahlreiche Abschriften der Stadtsatzungen Eingang fand, ist zu lesen,

> *daz Burkart von Zimerwalt, Burger ze Berne, gebotten wart von der Stat wegen von Berne, sin Hus, daz da lit an der Meritgassen an dem huse Johans Juppen, ze buwenne für füre vnd teken mit Zieglen.*[155]

In unserem Zusammenhang ist weniger das an dieses Zitat anschliessende Urteil interessant, wer die Kosten zu tragen habe, sondern vor allem die Formel «für füre». Dem Schweizerischen Idiotikon entnehmen wir Hinweise, wie der noch heute im Dialekt gebräuchliche Begriff «füre» zu verstehen ist: im Sinn von «*fürhin* – 1. Räumlich a) vorwärts, nach vorn, voran, voraus.»[156] Mit «füre» ist also nicht irgendeine Form von Feuer gemeint. Zwei Autoren der jüngeren Forschung ist diese Formulierung ebenfalls aufgefallen: Roland Gerber las sie als «bündig an die Baulinie»,[157] für Paul Hofer bedeutete sie, die Front des Hauses «in das Alignement der Gassenflucht vorzuziehen».[158] Beide Autoren bleiben die Präzisierung schuldig, ob mit der Baulinie nun die strassenseitige Grenze der Hofstatt (also die heutige Laubenrückfassade) oder die Baulinie der heutigen Laubenfassaden gemeint gewesen sei. Nach unserer Auffassung geht es darum, dass der oben erwähnte, behördlich vorgeschriebene Neubau Burkarts von Zimmerwald nicht an die Grenze zwischen Hofstätte und Gasse (also die Laubenrückfassade), sondern eben mit einer Laubenfront auf die Gasse hinaus errichtet werden sollte.[159]
Werfen wir vor diesem Hintergrund nochmals einen Blick auf die Bauuntersuchung, die 2021 zum Haus Capitol bzw. zur westlichen Brandmauer des

---

155 SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 255.

156 Schweizerisches Idiotikon, Bd. II, S. 1344 (www.idiotikon.ch). Eine Verwechslung mit einer Deutung, die in diesem Zusammenhang plausibel wäre, nämlich «Feuer», ist deshalb unwahrscheinlich, weil dieses in der Regel «Feür» oder «Feüwr» geschrieben und transkribiert wird.

157 Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 25.

158 Hofer 1970, Fundplätze Bauplätze, S. 70.

159 Diese Ansicht wird hier vertreten, obwohl heute bekannt ist, dass damit auch der Übergang von den Solitärbauten der ersten Generation, die mit den Stadtbränden Ende des 13. Jahrhunderts zerstört wurden, noch nicht durchwegs an die Grenze zwischen öffentlichem Gassenraum und Hofstätte gebaut waren, dass also durchaus auch der Grenzanbau an die Gassen hätte gemeint sein können. Im Kontext der zuvor formulierten Annahmen gehen wir hier allerdings davon aus, dass dieser Schritt angesichts der Platzknappheit bereits in der Phase von dem ersten grossen Stadtbrand vollzogen worden war.

Gebäudes Rathausgasse 61/63 publiziert wurde (siehe Das Haus als Prozess und *Abbildung 46)*. Wir stellen fest, dass dieses Gebäude mindestens drei Entwicklungsstufen bis zur dreigeschossigen Randbebauung an der Rathausgasse durchlief, bevor der Schritt in die Gasse hinaus bzw. der Bau einer Laubenfassade ins Werk gesetzt wurde. Dieser Befund legt nahe, dass der Bau der Laubenfront – typisch für eine Nebengasse – zu einem verhältnismässig späten Zeitpunkt in Angriff genommen worden ist. Angesichts der Gesamtheit aller Aspekte gewinnt die dritte Hypothese eine nur schwer widerlegbare Plausibilität – nämlich, dass die Lauben nachträglich und auf den Anreiz zum Bau brandsicherer Fassaden hin Eingang im Stadtbild gefunden haben, und zwar ab der Wende zum 14. Jahrhundert.

Diese Überlegungen zu den Lauben wollen wir mit einem Auszug aus L. Königs 1810 erschienener *Description de la ville de Berne* abrunden:

> *Les maisons , surtout celles des rues principales sont en général d'une architecture simple, uniforme, et construites en pierres de taille grise. La plupart sont à trois étages; la façade en est soutenue par des arcades, qùi 'reposent sur des piliers de la même pierre . Ces arcades, à l'exeption de quelquesunes des rues latérales, se prolongent dans toute la ville avec une uniformité admirable. Elles forment des allées ou quatre personnes peuvent marcher de front; les piliers en sont assés éloignés les uns des autres pour permettre à une lumière parsimonieuse d'éclairer les atteliers, les boutiques, les comptoirs, les bureaux &c. Ces arcades bien commodes dans le mauvais temps pour les personnes à pied, nuisent beaucoup à l'apparence des édifices, dont elles obscurcissent l'entrée et le plein-pied; sans parler du courant d'air presque continuel auquel on s'y trouve exposé et qui n'est rien moins que favorable à la santé.*[160]

Es ist amüsant, wie König seiner wohlwollenden Beschreibung eine beissende Kritik an der Architektur der Laubenfassaden, an der Verschattung der Hauseingänge und am Durchzug hinterherschiebt. Diese Themen sollen hier nicht diskutiert, sondern lediglich mit dem Hinweis versehen werden, dass es möglicherweise genau solche Aspekte sind, auf denen die Zukunftstauglichkeit des Bautyps Laube im Hinblick auf mögliche Herausforderungen der Zukunft wie die Stadthitze beruht.

Das Steinprivileg

In den nach dem Stadtbrand 1405 redigierten Stadtsatzungen lesen wir:

[160] König 1810, Description De La Ville De Berne, S. 2.

78. Wie man nach der Brunst buwen sol - Denn mit dem Holtzwerch sol iederman hinder dem Steinwerch vierdhalb Schuo beliben (...).[161]

Diese Bestimmung bedeutet, dass Bauherrschaften, die steinerne Fassaden bauen, das Privileg geniessen, ca. 1.30 m weiter in die Gasse hinaus bauen zu dürfen als mit «Holtzwerch». Dieses ist hier nicht näher definiert; es ist davon auszugehen, dass sowohl Holz- wie auch Riegfassaden gemeint sind. Da Vor- und Rücksprünge aus brandschutztechnischer Sicht heikel sein können, weil sie mehr Angriffsfläche für das Feuer bieten, geht es hier eher um den Anreiz, statt Lehm- bzw. Riegfassaden Steinfassaden zu bauen.
Das erwähnte Mass reicht übrigens nicht für eine Laubentiefe aus, sondern beträgt nur rund ein Drittel derselben. (Die durchschnittliche Laubentiefe beträgt an die 4 m, also rund 12-15 «Schuo» bzw. Bernfuss.) Daher kann diese Privilegierung losgelöst vom Laubenprivileg betrachtet werden.
Eine Quelle von 1728, also aus einer ganz anderen Epoche, lässt uns diesen Vorgang besser verstehen. Es handelt sich um die behördliche Antwort auf das Ersuchen der Witwe Lässer, den Neubau ihres Hauses in der Schauplatzgasse mit Laube zu bewilligen und finanziell zu unterstützen:

Die Witwe des Werkmeisters Lässer selig hat angefragt, ob sie beim geplanten Bau ihres Hauses an der Schauplatzgasse bis über die Laube hinaus fahren und mit einer finanziellen Unterstützung rechnen dürfe. Ihre Gnaden stellen fest, dass sie, sofern sie mit Holz oder Rieg an ihr Haus bauen lassen will, nicht weiter auf die Gasse hinaus bauen darf, sondern bis dort bauen muss, wo sich die Fassade heute befindet. Wenn sie aber ihr Haus, so wie die anderen Steinhäuser an der Gasse, ebenfalls in Stein ausführt, wird ihr bewilligt, bis an die gezogene Linie hinaus zu fahren. In dem Fall werden ihr auch wie gewohnt zwei Taler pro Fuss in der Breite als Unterstützung entrichtet.[162]

Auch das Instruktionenbuch überliefert hier also eine Praxis, die den Bau steinerner Fassaden mit Subventionen unterstützt. Der Quelle entnehmen

[161] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 252.

[162] Stadtarchiv Bern, A 126, Instruktionenbuch, S. 57. «An Meinen hochgeehrten Herren Bauwherren Mutach, daß die Frauw Läßeren Ihr Geboüw an den alten Plaz stellen, oder steinig bauwen wan sie weiters in die Straaß biß in die Linien fahren will. / Über das demühtige Nachwerben des Werkmeisters Läßers sel: Wittib, daß Ihra vergönt werden möchte mit Ihrem aufzubauwen vorhabenden Hauß an der Schauwplatz-gaßen weiters hinaußfahren zumögen, sie dan mit einer Steüwr zu begnaden? habend Ihr Gnd: erkennt, daß wan sie fr Läßeren von Holz oder Rig an Ihr Hauß bauwen laßen will, sie nicht weiters heraußfahren, sonderen auf dem Plaz, wie er dißmahl sich befindt verbleiben; Wann aber selbige Ihr Hauß von Steinen, gleich übrigen Steinernen Heüseren an der selben gaß, aufführen laßen thut, Ihro solchen fahls bewilliget seÿ biß an die gezohgene Linien hinaußfahren zumögen, Ihra denzumahlen auch das gewohnte zur Steür, namblich ZweÿThaler per Schuch in der Breite entrichtet werden solle: Deßen Ihr Mein hochgeEhrter Herr Bauwherr mit Zuschikung der Läßeren Supplication, zu Eüwerer Nachricht verständiget werdet; Act. d. 22. Julij 1728 CanzleÿBern.»

wir die zusätzliche Information, dass die öffentliche Hand zu jener Zeit von der Praxis abgekommen ist, auch Lehmbauten finanziell zu unterstützen.

Fazit

Fassen wir also zusammen: Schon kurz nach der Stadtgründung wurde im 13. Jahrhundert der Platz so knapp, dass die erste Stadterweiterung (siehe Die innere Neuenstadt (Savoyerstadt)) notwendig wurde. Indem die Behörden den Hausbesitzer*innen die Möglichkeit gaben, mit ihren Laubenfassaden auf die Gassen hinaus zu bauen, sofern sie brandsichere Stein- oder Lehmfassaden errichteten, gelang es, mehrere Anliegen elegant unter einen Hut zu bringen: mehr Nutzfläche, also eine Entwicklung nach innen, und besseren Brandschutz. Dabei führte das System von Vorschriften, Verboten und Bussen allein, wie den oft wiederkehrenden Wiederholungen zu entnehmen ist, nicht zum Ziel. Die entscheidenden Impulse gingen von einem Paket ineinander greifender Massnahmen aus, welches Subventionen, das Laubenprivileg und das Steinprivileg umfasste. Diese Politik nimmt erstmals in den Stadtsatzungen um 1310 Konturen an, wird nach dem Stadtbrand 1405 bekräftigt und behält während vieler Jahrhunderte Gültigkeit.

Stadttheoretisches Intermezzo

Bevor wir uns in den folgenden Buchteilen mit den typischen, später den spezifischen Elementen der Berner Altstadt befassen, sollen hier einige Themen und Phänomene angesprochen werden, die für stadttheoretische Betrachtungen grundlegend sind, die in die Erörterung konkreter Situationen und Motive eingebettet zu werden jedoch wenig Sinn macht. Wir nehmen dies zum Anlass für eine theoretische Überleitung.

Genius Loci

Der Begriff des Genius Loci wird hier nicht deshalb eingeführt, weil er im Verlauf des vorliegenden Buches ausführlich zitiert und verwendet würde, sondern weil er stellvertretend für eine Haltung steht, die auch die theoretische Grundierung des Buches ausmacht. Den nicht nur analytisch, sondern auch architektur- und entwurfstheoretisch relevanten Terminus hat Christian Norberg-Schulz mit dem 1980 erschienenen Buch *Genius loci: towards a phenomenology of architecture* geprägt. (Der Buchtitel wird hier in der englischen Originalfassung zitiert, da die «Phänomenologie» aus dem deutschen Untertitel verschwunden ist.)
Tatsächlich kann und will das hier vorliegende Buch nicht die Fragen der Phänomenologie in allen ihren Verästelungen studieren oder auf ihre Herkunft in der Philosophie Martin Heideggers und Edmund Husserls zurück verfolgen. Vielmehr sollen hier auf einfache, anschauliche Weise die Bezüge zwischen dem baukulturellen Artefakt und dem Ort, an dem es errichtet ist, benannt und hergeleitet werden. Es geht dabei um eine akribische

Lektüre des Artefaktes und des Ortes. Daraus erhoffen wir uns Anhaltspunkte zur Atmosphäre, zur Aura und zur Identität des Welterbes Berner Altstadt.
Die meisten Charakterisierungen des Welterbes beginnen mit den naturräumlichen Vorgaben und der Akropolislage der Stadt auf der Aarehalbinsel. Die Stadt wird als Artefakt beschrieben, das gleichsam in einem natürlichen Prozess aus dem Untergrund heraus «gewachsen» ist. Was die Verknüpfung zwischen Untergrund, Baumaterialien und Konstruktionsweise anbelangt, ist diese Sichtweise durchaus plausibel (siehe Lage).
Beim Versuch, das typisch Bernische zu erfassen, spielen aber auch kulturelle Elemente eine zentrale Rolle, beispielsweise im Kontext der Architektur oder der *Material Culture.* Auch hier finden wir Elemente, mit denen die räumlichen Ausdifferenzierungen beispielsweise von Stadtteilen und der Charakter der Stadt begründbar sind. Das typisch Bernische, die strukturellen Besonderheiten der Stadt, könnten also aus der Überlagerungen des Ortes und eines kulturellen und politischen Bodensatzes heraus erklärt werden. Dies sind Themen der folgenden Buchteile.

Ressourcen und Resilienz

Die Verfügbarkeit von Ressourcen, also Werkstoffen und Energie, und ihre Auswirkungen auf die Entwicklung einer Stadt und ihre Gestalt stehen in der Stadttheorie selten im Vordergrund. Bis zur Industrialisierung waren Ressourcen weitgehend lokal oder regional limitiert. Städte des Mittelalters und der frühen Neuzeit mussten im Vergleich zu heute mit einer hohen Autarkie funktionieren. Dies gilt auch für Bern.
Daneben wurde der Ausbau von Transportwegen vorangetrieben, welcher neue Ressourcen erschloss. Die Zufuhr von Ressourcen, die beim Bauen gebraucht wurden, konzentrierte sich in Bern lange Zeit schwergewichtig auf schiffbare Güter. Baumaterialien wie Holz, Ziegel, Kalk, Gips etc. wurden früh aus dem Oberlauf der Aare bzw. der Thunerseeregion nach Bern gebracht (siehe Baumaterialien und Konstruktionsweisen). Im 18. Jahrhundert wurde der Bau «moderner» Überlandstrassen vorangetrieben, was sich auch im unmittelbaren Umfeld der Berner Altstadt mit Grossprojekten wie dem Bau der Rampe in der Gerechtigkeitsgasse, dem neuen Aargauerstalden, später der Nydeggbrücke und dem neuen Muristalden auswirkte (siehe Historische Alleen und Baumreihen). Diese Modernisierungen gingen parallel mit dem «Embellissement» der Altstadt im 18. Jahrhundert einher.
Mit der Industrialisierung sollte sich der «Stoffwechsel» der Stadt zunehmend beschleunigen und verändern. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert waren Baumaterialien teuer und Arbeitskraft günstig gewesen. Seit der Industrialisierung hat sich dieses Verhältnis ins Gegenteil verkehrt. Dies hatte nicht nur gravierende Auswirkungen auf die Produktionsverhältnisse, sondern auch auf den Raum und die Architektur. Dass sich die Verfügbarkeit der Materialien von lokalen Ressourcen emanzipiert hatte, führte beispielsweise dazu, dass der traditionelle Sandstein nicht mehr deshalb

verbaut wurde, weil er als lokales Baumaterial für brandsichere Steinkonstruktionen verfügbar war, sondern weil ästhetische Erwägungen dies geboten.
Weil die Kosten für Ressourcen seit der Moderne weniger zu Buche schlagen als die Kosten für Arbeitskraft, fördern solche wirtschaftliche Mechanismen zunehmend Tabula-Rasa-Lösungen. Dabei werden freilich die materiellen Spuren von Orten und ihrer Herkunft oft verwischt oder gar zerstört. Das damit verbundene Verschwinden unauffälliger, bescheidener Elemente hat besonders schwere Konsequenzen – unter diesen Prozessen leidet letztlich die Identität von Orten.
Wesentliche Inhalte dieses Zwischenkapitels werden im nächsten Buchteil anhand konkreter Beispiele vertieft.

Überformung, Tabula Rasa und Beharrungsvermögen

Im traditionellen Bauen sind bauliche Interventionen stets aus wirtschaftlichen Gründen mit Zurückhaltung vollzogen worden. Bestehende Substanz wurde wo immer geschont und wiederverwendet, besonders Holz, Stein, Ziegel etc. Wo geflickt, abgeändert und überformt werden konnte, wurde auf Neubau verzichtet. Diese Haltung hat in der Morphologie der Stadt überall Spuren hinterlassen. So existieren in der Mehrzahl der Gebäude in der unteren Altstadt Strukturen, die auf die frühen Jahrhunderte der Stadtgeschichte zurückgehen. Dazu gehören Fundamente, Brandmauern, weniger häufig auch Wände und Dachkonstruktionen – insbesondere bei Bauten, welche seit dem 17. Jahrhundert neue Fassaden erhalten haben oder aufgestockt worden sind. Während also das Bild der Altstadtgassen heute mehrheitlich von Bauten des 18. bis 20. Jahrhunderts geprägt ist, gehen viele *Strukturen* im Innern der Bauten auf frühere Phasen der Stadtgeschichte zurück.
In diesem Zusammenhang kann auf das Prinzip der Systemtrennung hingewiesen werden, dem zufolge in Bauten Elemente unterschiedlicher Lebensdauer vorhanden sind. Dies gilt in historischen Städten nicht nur für Einzelbauten, sondern auch im städtebaulichen Massstab.
Solche Erkenntnisse haben Auswirkungen auf die Gestalt und die Lektüre der Stadt. Es gibt Bereiche und Elemente, die sich noch weitgehend an ihrer ursprünglichen Lage befinden und es gibt andere, die im Zug grösserer Eingriffe oder von Katastrophen Veränderungen erfahren haben. So haben im Anschluss an das Münster und den Kirchhof an seiner Westseite ältere Strukturen weichen müssen. An ihre Stelle ist im 18. Jahrhundert mit dem Münsterplatz eine barocke Platzanlage getreten, welche eine gänzlich andere Typologie aufweist als die Zähringerstadt. Noch grossflächiger sind die Interventionen aus der Zeit zwischen dem 18. und dem 20. Jahrhundert an der Süd-, West- und Nordflanke der Altstadt, in deren Verlauf eine Klammer von bedeutenden, mehrheitlich öffentlichen Neubauten um die bestehenden Stadtteile gelegt wurde (siehe Die Quartiere des 19. und 20. Jahrhunderts).

Die vor diesem Hintergrund vorgenommene Lektüre ist der Ausgangspunkt des hier gewählten stadtmorphologischen Ansatzes.[163] Dieser erlaubt es beispielsweise, die Zähringerstadt mit ihrer Regelhaftigkeit ebenso wie ihren «Fehlern» als Gesamtplanung zu verstehen. In dieser Planstadt konnte bei einem hohen Freiheitsgrad eine Parzellenstruktur von auffallender Regelmässigkeit entstehen. Später, als die Savoyer- und die äussere Neuenstadt angelegt wurden, waren bereits Bauten und Parzellierungen vorhanden, welche die Stadtplaner zwangen, die neuen Stadtstrukturen um diese herum zu arrangieren. Das Beharrungsvermögen solch vorbestehender Elemente erklärt, weshalb die Blöcke zwischen Kocher- und Zeughausgasse sehr unterschiedliche Geometrien aufweisen oder weshalb die Spitalgasse die regelmässige Fächerstruktur der äusseren Neuenstadt mit einer Diagonale «stört».
Dabei ist es nicht immer einfach, Ursache und Wirkung auseinander zu halten – hier ein Beispiel: Wegen des geringen Gefälles im Bereich der äusseren Neuenstadt bzw. der heutigen Spitalgasse wurde der Stadtbach von Anbeginn in einer Gerade an der höchsten Stelle über den Rücken der Aarehalbinsel geführt. Entlang dieser Linie verlief auch die Ausfallstrasse Berns nach Westen, an der sich wiederum 1233 das Spital und die Kirche zum Heiligen Geist ansiedelten.
Weiter unten in der Stadt entstand unmittelbar ausserhalb des Grabens, an welchem die Zeitglockenbefestigung der Zähringerstadt errichtet worden war, das Predigerkloster. Bauliche Setzungen wie diese beiden Klosterbauten mussten im Zug der Stadterweiterungen respektiert und in diese integriert werden, was zu den in der oberen Altstadt anzutreffenden unregelmässigen Geometrien der Häuserblöcke beitrug.
Im Vergleich dazu waren die Verhältnisse in der Zähringerstadt günstig, konnte die Anlage des Stadtbaches und der Ehgräben frei gewählt werden, was quer über die Aarehalbinsel eine überaus regelmässige, weitgehend symmetrische Gesamtanlage ermöglichte. Wenn in der unteren Hälfte der Gerechtigkeitsgasse Parzellen vorhanden sind, deren Umrisse aus dem orthogonalen System ausbrechen und verzogen sind, ist dies wiederum auf das anspruchsvolle Gelände zurück zu führen: Fundamente wurden aus Gründen der Ökonomie wenn möglich stets entlang der Höhenlinien und in der Falllinie angelegt.
Besonders ausgeprägtes Beharrungsvermögen besitzen Strukturen, an denen mehrere Eigentümer beteiligt sind. Dies gilt für Parzellengrenzen, Brandmauern, Laubenrückfassaden etc. Rekombinationen von Häusern setzen voraus, dass mehrere Liegenschaften zuvor vom gleichen Besitzer erworben werden können, was eher selten der Fall ist. Das Beharrungsvermögen der erwähnten Elemente führte dazu, dass trotz Katastrophen und Überformungen über Jahrhunderte hinweg viele alte Strukturen erhalten geblieben sind. Das Resultat wird in der Städtebautheorie als Palimpsest bezeichnet – ein komplexes Gebilde, in dem die Spuren alter

[163] Themen und Inhalte der Stadtmorphologie sind in einem bemerkenswerten Wikipedia-Beitrag umfassend dargestellt: de.wikipedia.org/wiki/Stadtmorphologie, letztmals konsultiert am 02.12.2024.

Konstellationen und früheren Gebrauchs sich ablagern, durchschimmern und das Ganze zu komplexen, spannungsvollen Räumen «aufladen».[164]

Denkmal Altstadt

Das Sorgetragen zu Baudenkmälern war, wie oben beschrieben, längst vor der Einführung der Denkmalpflege ein wesentlicher Teil der baulichen Praxis. Politik und Behörden verfolgten zudem, beispielsweise in der Zeit nach dem Stadtbrand 1405, das Ziel eines einheitlichen Stadtbildes und würdiger Repräsentationsbauten. Spätestens seit dem 17. Jahrhundert begannen Bauherrschaften, mit dem künstlerisch bzw. architektonisch gepflegten Auftritt ihrer Bauten untereinander in Konkurrenz zu treten. Auch die öffentliche Hand setzte mit ambitionierten Bauvorhaben Glanzpunkte, welche den Stadtkörper bis heute gliedern, zusammenhalten und organisieren.
In diesen Zusammenhängen ist auf die Thematik des *decorums,* also des angemessenen oder «anständigen» Auftrittes, hinzuweisen, der besonders in der Aufbruchsphase nach dem Stadtbrand 1405 seinen Anfang genommen haben dürfte. Das von der Obrigkeit angestrebte Bild einer einheitlichen Altstadt mit egalitärem Ausdruck fand einen Niederschlag in der Metapher vom «disziplinierten Gleichschritt der Bürgerhäuser in ihrem zurückhaltend barocken Kleid», die von Paul Hofer im ersten Band der Kunstdenkmäler geprägt wurde.[165] Der Satz gehört zu den meistzitierten Versuchen der neueren Zeit, das Wesen der Berner Altstadt auf einen knappen Nenner zu bringen. Ihm sei die Charakterisierung Goethes zur Seite gestellt, welcher 1779 notierte:

> *in Bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut, all aus einem graulichen weichen Sandstein, die Egalitaet und Reinlichkeit drinne thut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, dass nichts leere Decoration oder Durchschnitt des Despotismus ist, die Gebäude die der Stand Bern selbst aufführt sind gros und kostbar doch haben sie keinen Anschein von Pracht der eins vor dem andern in die Augen würfe.*[166]

Etwas nüchterner als der geistreiche Goethe sah der deutsche Architekt Karl Friedrich Schinkel die Stadt, als er 1824 auf der Durchreise nach Italien hier Halt machte:

> *Bern ist ein reicher ansehnlicher Ort auf einer von der Aar gebildeten Halbinsel, die ziemlich hohe Ufer hat. Die Hauptkirche liegt auf einer*

[164] Siehe hierzu beispielsweise André Corboz, Die Kunst, Stadt und Land zum Sprechen zu bringen, 2014.

[165] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 46.

[166] Johann Wolfgang von Goethe, Briefe an Charlotte Stein, 9 Oktbr 1779, www.projekt-gutenberg.org, konsultiert am 31.10.2023.

herrlichen Terrasse, die mit Lindenalleen besetzt ist und etwa 130 Fuß hoch über den Fluß erhaben ist. Man sieht in dessen grünes Wasser hinab, wo derselbe in seiner ganzen Breite vielleicht 400 Fuß breit über ein Wehr sanft hinabstürzt und ein herrliches Rauschen wie das des Meers verursacht. Die jenseitigen Ufer sind die schönsten Rasenabhänge, mit Landhäusern besetzt, darüber sieht man den größten Teil der Gletscherkette. (…)
Auf den Wällen der Stadt hatten wir nach Tisch eine herrliche Promenade. Vorher sahn wir die in der Kirche ausgestellten Prachtteppiche, welche die Schweizer 1476 in der Schlacht bei Murten von Karl dem Kühnen, Herzog zu Burgund, erbeutet haben. Die Wirkereien sind nach Zeichnungen alter Meister von Eycks Schule gearbeitet.[167]

Wer möchte angesichts solcher Aussagen bezweifeln, dass Beschreibungen von Denkmälern oft ebensoviel über die Epoche aussagen, in der dieselben kommentiert werden, wie über die Epoche, in der die Denkmäler selbst entstanden sind?
Die Pflege eines Ensembles ist ein permanenter Grenzgang zwischen zwei Kräften: Der Vitalität der täglichen Bedürfnisse und Verrichtungen der Menschen einerseits und andererseits der regulierenden Kraft einer Aufsicht, die bestrebt ist, das Denkmal zu entwickeln, ohne es in der Musealisierung erstarren zu lassen. Letzteres kann für ein Denkmal zu einer ähnlich grossen Gefahr werden wie ungebremste, rücksichtslose Erneuerung. Wo genau die Grenze zwischen Entwicklung und Pflege bzw. Schutz des Stadtbildes zu ziehen ist, ist nicht einfach zu klären. Man stelle sich vor, dass in heutiger Zeit ein Gebiet in der Grössenordnung der Stadtsüdflanke mit einem neuen Alignement beplant und vollflächig neu bebaut werden sollte, so wie es hier seit der Mitte des 19. Jahrhunderts tatsächlich der Fall war. Der letzte Grossbau dieses Ensembles war der Neubau der Nationalbank am Bundesplatz 1 von Eduard Joos. So unverzichtbar dieses Baudenkmal heute für das Stadtbild ist, so schwer vorstellbar wäre es, dass ein Neubau dieser Grössenordnung heute noch im Rahmen des regulären Baugeschehens akzeptiert würde. Offensichtlich haben sich im Verlauf der Jahrhunderte die Auffassungen verschoben, wo diese Grenzen liegen.
Das einzige Gebiet innerhalb des Welterbe-Perimeters, in welchem bis in die Gegenwart grossmassstäbliche städtebauliche Veränderungsprozesse ablaufen, ist der Schanzengürtel. Die durch den Bau des Bahnhofes ausgelöste Entwicklungsdynamik im Gebiet ringsum soll im Rahmen mehrerer sich derzeit überlagernder Prozesse in eine Richtung gelenkt werden, welche den städtebaulichen Qualitäten des Welterbes gerecht wird. Die im Kapitel Stadtraum Bahnhof Bern und im Leitfaden Freiraum des Handbuches aufgearbeiteten Erkenntnisse sind als Grundlage des Bewusstwerdungs-

[167] Schinkel, Karl Friedrich, und Gottfried Riemann. Reisen nach Italien: Tagebücher – Briefe – Zeichnungen – Aquarelle. Rütten & Loening, 1979, Bd. 2, S. 45-46. Siehe auch das Kapitel *Matte, Hafen, Aareschwelle und Tych.*

prozesses entstanden, mit dem dieser Raum in den nächsten Jahren als würdiger Ankunfts- und Aufenthaltsort gestaltet werden soll.

Schutz von unten: Die Ischi-Häuser

Die Frage der denkmalgepflegten Altstadt stellt sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts mit besonderer Dringlichkeit. Derweil Le Corbusier in den 1920er Jahren für Paris noch den Ersatz ganzer historischer Stadtteile vorschlagen konnte, wurden Altstädte später als unersetzliche Elemente eines sozialen und architektonischen, mithin kulturellen Ganzen wahrgenommen.[168] Dieser Wandel der Auffassungen gegenüber dem Wert und der Bedeutung historischer Stadtkerne widerspiegelt einen weltgeschichtlichen Kontext: Nach den grossflächigen Zerstörungen in den Bombennächten des 2. Weltkrieges setzte sich die Erkenntnis durch, dass integre Altstädte für die Identität und das Wohlergehen von Menschen und Gesellschaften zentrale Bedeutung haben und dass ihre Zerstörung auf sie tiefgreifende negative Auswirkungen hat. In diesem Zusammenhang sei auf den Lernprozess hingewiesen, der sich beispielsweise in den Jahresthemen der CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) spiegelt. Ihre Konferenzen, vor dem Krieg noch über «Rationelle Bebauungsweisen» (1930) oder «Die funktionale Stadt» (1933), wandten sich nach Kriegsende Themen wie dem «Wiederaufbau der Städte» (1947), dem «Herz der Stadt» (1951) oder dem «Habitat» (1953) zu.[169]
Dass das Denkmal Altstadt nicht nur Ausdruck politischer Repräsentation aus obrigkeitlicher Perspektive, sondern auch der Selbstwahrnehmung einer demokratischen Gesellschaft und ihrer individuellen Befindlichkeiten ist, zeigte ein Ereignis, welches die Sicht der Öffentlichkeit auf die Berner Altstadt und die politische Akzeptanz für den Umgang mit derselben grundlegend verändern sollte. Auslöser war ein Bauprojekt des Bäckermeisters Walter Ischi, welcher die Liegenschaften Gerechtigkeitsgasse 61-69 und Junkerngasse 44-48 zusammengekauft hatte und durch ein rentables Neubauprojekt des Architekten Hans Weiss ersetzen wollte. Dagegen setzte sich ein Komitee zur Wehr, welches 1953 eine Initiative mit 5380 Unterschriften einreichte.
Am 6. März 1954 fand auf dem Münsterplatz eine denkwürdige Kundgebung zum Schutz der Altstadt statt.[170] Nach heftiger, teilweise in der lokalen und nationalen Presse ausgetragener Kontroverse und der erwähnten Kundgebung gelang es, die Übernahme der Liegenschaften zum Selbstkostenpreis durch die Burgergemeinde zu arrangieren. Damit konnte der

[168] Diese Fragestellung wird für Bern erstmals umfassend aufgearbeitet in: Schnell 2005, Ausstellungskatalog Rettet die Altstadt. Ohnehin ist es ein besonderes Verdienst dieser Publikation, dass sie zahlreiche, auch nicht realisierte, Neubauprojekte dokumentiert, deren Realisierung nicht durchwegs eine segensreiche Wirkung auf das Welterbe mit sich gebracht hätte.

[169] de.wikipedia.org/wiki/Congrès_Internationaux_d'Architecture_Moderne.

[170] Die Veranstaltung ist in zahlreichen Zeugnissen dokumentiert. Hier sei stellvertretend die Neue Zürcher Zeitung, Nr 539 vom 8. März 1954 hervorgehoben. www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=NZZ19540308-01.2.36.

Erhalt dieser Häuser bis in die Gegenwart sichergestellt werden.[171] Im Zug der politischen Kontroversen um die Ischi-Häuser erhielt Bern 1955 eine neue Bauordnung, welche erstmals einen Artikel zum Schutz der Altstadt enthielt.[172]

Bern wird Welterbe

Bern gehörte mit dem Kloster Müstair und dem Stiftsbezirk St. Gallen zu den drei ersten Schweizer Kandidaturen für die Welterbeliste. Den Quellen ist zu entnehmen, dass das Präsidium des Welterbekomitees in den Unterlagen zur siebten Sitzung vom 5. bis 9. Dezember 1983 in Florenz empfahl, Bern als eine von 7 unter insgesamt 42 Kandidaturen zurückzustellen.[173] Der hektische fachliche und diplomatische Austausch, welchen dieser Schritt auslöste, ist heute Gegenstand der Legendenbildung.[174] Von den zurückgestellten Kandidaturen war Bern die Einzige, die entgegen der vorgängigen Empfehlung an der gleichen Sitzung dann doch noch in die Welterbeliste eingetragen wurde.
Die Diskussionen um die Aufnahme Berns werden heute zuweilen damit begründet, die Stadt sei eines der ersten Flächendenkmale auf der Liste gewesen. Dies war bei weitem nicht der Fall.[175] Hinweise auf den tatsächlichen Sachverhalt liefert die Ansprache von Generalsekretär Michel Parent an der gleichen Tagung. Offensichtlich waren die Instrumente und Kriterien, auf welche ICOMOS und UNESCO zurückgreifen konnten, nicht ausreichend auf das «spezielle Problem» eines Typs von Städten zugeschnitten, wie ihn Bern repräsentierte. Es fehlten klare Kriterien und Handhabungen für «Grösse und Perimeter» oder «moderne Renovationen». Herausfordernd war auch die Bestimmung der Authentizität. Dazu Parent: «Die Interaktion des modernen Lebens mit dem architektonischen Erbe kann in einer lebendigen Stadt die Authentizität der Stadt ebenso leicht zerstören wie stärken.» Dann die Frage der Repräsentativität, welche darauf hinausläuft, wofür Bern steht. Für die Idee von Stadt? Einen bestimmten Stadttypus? Eine städtebauliche Typologie? Einen spezifischen städtebaulichen

---

171 Hermann von Fischer, Die Ischi-Häuser, in: Schnell 2005, Rettet die Altstadt, S. 96-105.

172 Dieter Schnell, Die Altstadtartikel der Bauordnung von 1955, in: Schnell 2005, Rettet die Altstadt, S. 106-109.

173 «The Bureau deemed that it was preferable to defer the following nominations as they are currently presented: (...) the Old City of Berne in Switzerland.» whc.unesco.org/en/sessions/07COM/documents SC/83/CONF.009/2 whc.unesco.org/document/422

174 Aufschlussreich hierzu besonders: Thomas Telley, Alstadt Bern – Unesco Weltkulturgut, in: Schnell 2005, Ausstellungskatalog Rettet die Altstadt, S. 128-131, sowie www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=DBB19831212-01.2.2.

175 Bereits vor Bern fungierten auf der Liste: Historische Zentren von Quito, Krakau, Damaskus, Antigua Guatemala, Kairo, Split, Dubrovnik, Bosra, Valletta, Rom, Warschau, Jerusalem, Polonnaruwa, Sigiriya, Florenz, Olinda, Shibam, Anuradhapura, Nessebar und Cuzco, siehe whc.unesco.org/en/list/&order=year

Entwurf? Eine kohärente Entwicklung über 800 Jahre? Für sich selbst?[176] Parent schloss seine Lagebeurteilung mit der Anregung, einen «präziseren Referenzrahmen, verknüpft mit der globalen Typologie», zu studieren.[177] Obwohl in der Rede von Michel Parent unerwähnt, ist unschwer zu vermuten, dass Bern ein Hauptauslöser seiner Überlegungen war. Parents Reflexionen wurden dann in dem etwas redundant als «Bericht des Berichterstatters» betitelten Protokoll konkretisiert, indem die Aufnahme Berns mit einem der vereinzelten Zusätze zu den Eintragungen kurz begründet und erläutert wurde:

> *Die Berner Altstadt ist in die Welterbeliste eingetragen worden. Angesichts der beträchlichen Veränderungen, welche seit der Stadtgründung im 12. Jahrhundert hier stattgefunden haben, kam das Komitee zum Schluss, dass die Stadt ein erfolgreiches Beispiel dafür darstellt, wie eine mittelalterliche städtebauliche Struktur angepasst werden kann, um Funktionen von zunehmender Komplexität zu erfüllen – insbesondere als Hauptstadt («capital city») eines modernen Staates.*[178]

Diese Worte nehmen Konturen an, wenn wir uns den Zustand des Welterbes in diesen Jahren vergegenwärtigen.

[176] Diese Frage wird im Managementplan, besonders im Kapitel «Bedeutung und Qualität», vertieft.

[177] whc.unesco.org/document/428, Übertragung ins Deutsche und Paraphrase Christoph Schläppi.

[178] «The Old City of Berne was inscribed on the World Heritage List. While taking account of the significant modifications that have been made since its foundation in the 12th Century, the Committee considered that it constituted a positive example of how a mediaeval urban structure can be adapted to fulfill functions which are increasingly complex, notably the function of a capital city of a modern State.» whc.unesco.org/document/888. Übersetzung: Christoph Schläppi.

Abbildung 20: Der Stadtraum Bahnhof Bern am westlichen Ende des Welterbe-Perimeters im Zustand von 1999 (Luftbild Swisstopo, Ausschnitt).

Die obere Altstadt zeigte in diesen Jahren eine von Neubauten und Verkehrsinfrastrukturen in Mitleidenschaft gezogene Anmutung. Sie stand in der Spätphase des Erosionsprozesses, der in den Kapiteln Die Quartiere des 19. und 20. Jahrhunderts, besonders Stadtraum Bahnhof Bern sowie Christoffel beschrieben wird. Heute, ein gutes Vierteljahrhundert später, ächzt die obere Altstadt zwar noch immer unter der Last des Verkehrs, doch sind im Zuge der neuesten Umgestaltung des Bahnhofplatzes 2003-2006 beispielsweise die Menschen wieder auf die Stadtebene zurückgekehrt.
Die Ansprache Michel Parents darf aus heutiger Sicht als eine Weichenstellung in der Geschichte der modernen Denkmalpflege betrachtet werden. Seine Forderungen mündeten 1987 u. a. in die Unterzeichnung der Charta von Washington zur Denkmalpflege in Städten.[179] Das in dieser Charta festgehaltene Denkmalverständnis, das Stadt u. a. in ihrer Prozesshaftigkeit als denkmalwürdig beschreibt, war also von der Welterbekandidatur Berns mit ausgelöst worden. Dass entsprechende Überlegungen seither auch in den modernen Denkmalbegriff eingeflossen sind, unterstreicht die Bedeutung der geschilderten Ereignisse. Den Entscheid, nicht nur die Zähringerstadt, sondern die gesamte in den Welterbeperimeter eingeschriebene Altstadt zur Kandidatur anzumelden, hat sich rückblickend also nicht nur für die Stadt Bern, sondern auch für den modernen Denkmalbegriff als bedeutsam erwiesen. Daher wollen wir diesen Exkurs mit den Namen der

[179] Die Charta von Washington wird im Managementplan und ausführlicher im Handbuch des Managementplans behandelt: www.bak.admin.ch/bak/de/home/baukultur/service/charten-erklaerung-empfehlungen.html.

beiden Persönlichkeiten abrunden, welche die geschilderten Ereignisse massgeblich verantwortet und begleitet hatten: Bernhard Furrer, der damalige Denkmalpfleger[180] und der damalige Stadtpräsident Werner Bircher.[181]

Denkmalpflege im Welterbe

Bernhard Furrer war 1979 mit der Leitung der aus der kantonalen Denkmalpflege ausgegliederten städtischen Denkmalpflege betraut worden – ein Amt, das er bis 2006 ausübte. Über die umfangreiche Tätigkeit in diesen Jahren legen die Vierjahresberichte Rechenschaft ab.[182] Ein gutes Jahrzehnt nach der Aufnahme der Stadt in die Welterbeliste zog Furrer zurückhaltend Zwischenbilanz:

> *Mit der Aufnahme in das Verzeichnis der Weltkulturgüter der UNESCO hat die Altstadt von Bern vor allem an internationalem Ansehen gewonnen, und das Bewusstsein der Bevölkerung für die Bedeutung der Erhaltung historischer Bausubstanz ist gewachsen. Ausgeblieben sind indessen wirksame Verbesserungen auf wissenschaftlichem, gesetzgeberischem und finanziellem Gebiet.*[183]

Diesem Postulat lebt die Stadt nun, drei Jahrzehnte später, mit der Bereitstellung des Managementplanes, der begleitenden Dokumente und der konzeptionellen Überlegungen im Hinblick auf die Schaffung eines Welterbezentrums nach.
Bis hierhin leistete die städtische Denkmalpflege nebst den zahlreichen Bauberatungen bei Bau- und Planungsprozessen wichtige Grundlagenarbeit für das Welterbe. So erschien 1986, vier Jahre nach dem Kellerplan (siehe Keller), der Dächerplan der Altstadt.[184] Pionierarbeit leistete die städtische Denkmalpflege seit Furrers Amtsantritt auch mit den Bauinventaren. 1985 erschien das Inventar Obere Altstadt, das 1994 ein erstes Mal überarbeitet wurde. 2006 folgte das Inventar Gewerbegebiet Matte. Damit erhielten die beiden innerhalb des Welterbe-Perimeters gelegenen Zonen mit Planungspflicht ZPP (siehe Untere Altstadt und Obere Altstadt) angemessene Schutzinstrumente. Nach Inkrafttreten des neuen Denkmalpflegegesetzes im Jahr 2001[185] wurde unter Leitung des stellvertretenden Denkmalpflegers Roland Flückiger die Gebäudestrukturanalyse Altstadt

---

180 de.wikipedia.org/wiki/Bernhard_Furrer, letztmals konsultiert am 28.09.2025.

181 de.wikipedia.org/wiki/Werner_Bircher, letztmals konsultiert am 28.09.2025.

182 www.bern.ch/themen/planen-und-bauen/denkmalpflege/publikationen/vierjahresbericht.

183 Bernhard Furrer, Vor Illusionen wird gewarnt, in: NIKE Bulletin 1, März 1997, S. 5.

184 Bernhard Furrer, Max Zurbuchen und Georges Grosjean, Dächerplan und Dächerinventar der Berner Altstadt, in Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Heft 1, 1986, doi.org/10.5169/seals-246375.

185 www.belex.sites.be.ch/app/de/texts_of_law/426.41.

durchgeführt. Auch sie ein Pilotprojekt, wurden mit der Gebäudestrukturanalyse die Intérieurs der Bauten in der oberen Altstadt untersucht.
2007 folgte Jean-Daniel Gross als neuer Denkmalpfleger. Unter seiner Leitung wurden wesentliche Erkenntnisse der Gebäudestrukturanalyse in die zweite Überarbeitung des Inventars Obere Altstadt integriert. Diese Überarbeitung war Teil einer umfangreichen Gesamtrevision des städtischen Bauinventars, welche 2017 in Kraft gesetzt wurde.[186] Gross setzte auch die Tradition der Vierjahresberichte fort, die neu als separate Buchpublikationen erschienen sind.[187]
Zu einem für die Weiterentwicklung des Welterbes besonders wertvollen Instrument ist unter Ägide von Jean-Daniel Gross der Dr. Jost Hartmann-Preis geworden. Hervorgegangen aus einer Stiftung des 1986 verstorbenen Juristen, der dem Preis auch den Namen gegeben hat, wurde der im Zweijahresrhythmus verliehene Preis erstmals 1988 ausgerichtet.[188] Zweck: «Aus dem Dr. Jost Hartmann Fonds werden die am besten renovierten Häuser in der Altstadt von Bern prämiert.»[189] Die Jury der Auszeichnung setzt sich aus den Mitgliedern der Denkmalpflege-Kommission der Stadt Bern zusammen.[190]
Nachdem der Preis in den frühen Jahren mit eher bescheidener medialer Aufmerksamkeit über die Bühne gegangen war, wird er seit 2010 jeweils mit einer Publikation gefeiert, welche in Wort und Bild auf die ausgezeichneten Projekte eingeht.[191] Damit sind diese in gedruckter und digitaler Form greifbaren Festschriften zu einem Kompendium mustergültiger Projekte und Ansätze geworden, das auf bemerkenswerte Weise den Diskurs um den Erhalt des Welterbes und dessen Wandel dokumentiert. Die Liste der ausgezeichneten Objekte und ihrer Preisträger*innen ist dem stetig wachsenden Anhang der Publikationen zu entnehmen.

---

186 bauinventar.bern.ch.

187 Siehe Fussnote 182.

188 Anlässlich der ersten Preisverleihung berichtete ausführlich die Tageszeitung *Der Bund:* www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=DBB19881112-01.2.21.29.1

189 Verordnung über den Dr. Jost Hartmann Fonds vom 2. Juli 2008: stadtrecht.bern.ch/lexoverview-home/lex-631_11.

190 Die aktuellen Mitglieder der Denkmalpflege-Kommission: www.bern.ch/politik-und-verwaltung/stadtverwaltung/behordenverzeichnis/PRD/DPF-Kommission.

191 www.bern.ch/politik-und-verwaltung/stadtverwaltung/prd/denkmalpflege/jost-hartmann-preis#downloads.

3

Welterbeeigenschaften – Typische Merkmale und Elemente

In diesem Buchteil geht es um Elemente der Berner Altstadt, die als typisch für das Welterbe wahrgenommen werden. Dabei öffnet sich ein weiter Fächer von Themen, der vom Untergrund über die Baumaterialien, die städtebauliche Typologie und den Aussenraum bis zu den für Bern einzigartigen, identitätsprägenden Bausteinen wie den Bärengraben und seine Vorgänger oder die Farbcodierung der Quartiere reicht.
In diesem Kapitel wird auch ein Blick auf die Häuser und ihre Besonderheiten geworfen, mit Fokus auf die Eigenschaften, die sich in Bern auf einzigartige Weise ausgeprägt haben.

Lage

Die Aare prägt die Stadt nicht nur aufgrund der natürlichen Schutzlage, die sie auf der Aarehalbinsel bietet, sondern auch als Rückgrat des Territoriums, über das sich Bern bis ins 16. Jahrhundert ausgedehnt hat. Die Stadt Bern liegt etwa auf halber Distanz zwischen dem Ursprung des Flusses in den Gletschern des hochalpinen Aaremassiv und seiner Mündung in den Rhein bei Koblenz.[192] Territorial liegt Bern zwischen dem sich hauptsächlich gegen Westen erstreckenden Üechtland und dem im Nordosten liegenden Aargau. Die Bezeichnung Üechtland war seit dem Mittelalter gebräuchlich und wurde beispielsweise auf den Stadtveduten des 17. Jahrhunderts mit grosser Selbstverständlichkeit verwendet.[193] Als geografisch klar verortbare Einheit ist das Üechtland freilich mit vielen Unschärfen behaftet.[194] Die Beliebtheit des Namens mag darauf hindeuten, dass die Stadt sich als am linken Aareufer liegend wahrnahm.
Die Aare bildet auch eine andere wichtige Trennlinie, nämlich zwischen den Bistümern Lausanne im Westen und Konstanz im Osten. Es war mithin diese periphere Lage zwischen zwei Machtzentren, welche zur Bildung des Chorherrenstifts und der sehr spezifischen Berner Ausprägung einer Staatskirche beigetragen hat.
Insgesamt ist es die spezifische Konstellation trennender wie verbindender, zentraler wie peripherer Merkmale, welche für Städte oft charakteristisch sind, und nebst der kleinräumigen Eignung der Aarehalbinsel zur Alleinstellung und Prosperität Berns beigetragen haben.

Situation und Terrain

Die Aare ist der Hauptabfluss der Berner Alpen. Im Abschnitt zwischen Meiringen und Bern durchfliesst sie den Brienzer- und Thunersee sowie mehrere Schwemmlandebenen, deren ausgedehnteste das Aaretal zwischen Thun und Bern ist. Zwischen Bern und Aarberg bzw. dem Grossen Moos durchstösst die Aare ein Hügelland, das durch eiszeitliche Moränen und Schotter gebildet wird.[195] Dieses Massiv, dessen höchste Erhebung der Frienisberg ist, besteht aus Ablagerungen von Stirn- und Rückzugsmoränen sowie Schotterplateaus, welche nach heutigem Wissensstand im Verlauf mehrerer Vergletscherungszyklen entstanden sind.[196] Der Zeitraum,

[192] de.wikipedia.org/wiki/Aare.

[193] Plepp/Merian 1638 («Bern die Hauptstatt in Nücht=land»), Plepp/Boizot 1657 («Berna Metropolis Nuithoniae»).

[194] de.wikipedia.org/wiki/Üechtland.

[195] Zu den naturräumlichen Voraussetzungen aus geografischer Sicht siehe: Egli/Marconi 2003, Der Aareraum.

[196] Im Zusammenhang mit diesen Vorgängen entstehen heute im Rahmen der Klimaforschung aufsehenerregende neue Sichtweisen und Forschungsresultate, siehe z. B.: ethz.ch/de/news-und-veranstaltungen/eth-news/news/2018/11/eiszeitensimulation-macht-gletscherausdehnung-sichtbar.html.

in welchem diese Situation geprägt wurde, wird als Würm-Kaltzeit bezeichnet und auf die Jahre 115’000-10'000 v. Chr. datiert.[197]
Seit der letzten Vergletscherung hat sich der Fluss tief in diese Moränenlandschaft eingegraben. Das Flusstal ist stellenweise bis auf den felsigen Untergrund erodiert. Infolge der Erosionen (*glazial* durch Gletscher, *fluvial* durch Flüsse) sind im Bernbiet verschiedene Aufschlüsse im Felsuntergrund, der so genannten Süsswassermolasse, entstanden. In diesen Aufschlüssen treten die zahlreichen lokalen Varietäten des Sandsteins an die Oberfläche, aus denen die Häuser der Stadt Bern gebaut sind.

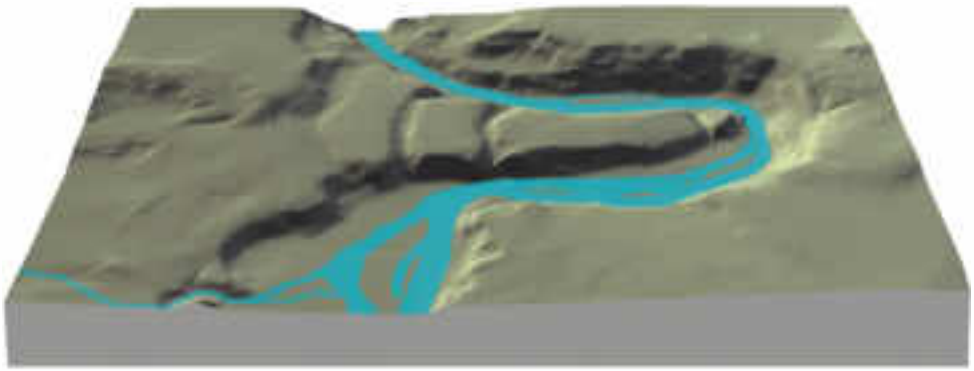

Abbildung 21: Armand Baeriswyl, Max Stöckli: digitales Geländemodell der ursprünglichen Topografie der Aarehalbinsel.

Die Aarehalbinsel, die quer zu der von Süden nach Norden verlaufenden Flussrichtung liegt, ragt um ca. 40 m vom heutigen Flussniveau auf. Als ihr Ursprung wird gemeinhin eine Rückzugsmoräne des Aaregletschers angenommen – parallel zur Gletscherstirn also bzw. quer zur Stossrichtung des Gletschers.
Die Aarehalbinsel, wie sie sich zur Zeit der Stadtgründung präsentierte, war von mehreren grabenartigen Einschnitten überformt. Als deren Ursprung werden Schmelzwasserrinnen angenommen, welche bei späten Gletscherrückzügen ausgespült wurden. Diese Einschnitte haben als natürliche Befestigungen an mehreren Stellen den Bau künstlicher Befestigungen prädeterminiert – so an der Nydegg, am Theater- und Kornhausplatz sowie am Bären- und Waisenhausplatz.[198] Sie wurden später zu den Stadtfugen. Für die Stadt war die so genannte Akropolislage auf der Aarehalbinsel mit den Stadtfugen insofern günstig, als diese natürlichen Befestigungen in allen Phasen vom 12. bis ins 17. Jahrhundert mit bemerkenswert geringem Aufwand militärisch befestigt werden konnten (siehe Stadtbefestigungen und Wehrbauten).

[197] de.wikipedia.org/wiki/Würm-Kaltzeit, letztmals konsultiert am 24.04.2024.

[198] Zur weiterführenden Vertiefung der Themen des Untergrundes sind auf geo.admin.ch zahlreiche aktuelle und historische geologische Karten publiziert: Link, letztmals konsultiert am 05.01.2025.

Hinzu kommt die Situation in der Matte, wo der Fluss über eine markante Schwelle fliesst. Aus einer natürlichen Felsrippe hervorgegangen, bildete diese Aareschwelle hier schon zur Zeit der Stadtgründung eine natürliche Anlegestelle. Später wurde sie mit künstlichen Wehren ausgebaut. Bis ins 19. Jahrhundert wurde die Aare als Verkehrsweg für den Transport von Baumaterialien und Lebensmitteln rege genutzt. Spätestens seit der Stadtgründung konnte die Aare an der Nydegg mit einer Fähre, seit 1255/56 über den hölzernen Vorgängerbau der Untertorbrücke überquert werden. Die Topografie hat mit den natürlichen Geländeeinschnitten, welche später zu den Stadtfugen wurden, die Wachstumsphasen und die Lage der Stadtbefestigung ebenso vorgegeben wie die Wasserver- und -entsorgung. Dies gilt sowohl für die Zähringerstadt, deren Konfiguration dem Gelände entsprechend sich von oben nach unten von 10 auf 7 Gebäudezeilen verjüngt, wie auch für die Auffächerung der Gassen im Bereich der ersten und zweiten Stadterweiterung. Im Kapitel Stadtteile und Bauphasen – Spezifische Merkmale und Elemente wird vertieft, wie das Feinrelief der Halbinsel die Bebauung geprägt hat.

Künstliche Überformungen

Prägend sind nicht nur die natürlichen Vorgaben, sondern auch grossflächige Eingriffe, welche im Verlauf der Jahrhunderte am «gewachsenen» Untergrund bzw. am Relief vorgenommen wurden. Darunter ist primär die Zuschüttung der erwähnten Schmelzwasserrinnen zu erwähnen, beispielsweise des Grabens am Zeitglocken, der nach der Brandkatastrophe von 1405 mit Brandschutt verfüllt wurde. Der so genannte äussere Graben im Bereich des heutigen Bären- und Bundesplatzes sowie des Parlamentsgebäudes wurde im 18. Jahrhundert zu einer künstlichen Terrasse aufgeschüttet. Andere Geländeverwerfungen sind durch Infrastrukturen des 20. Jahrhunderts verschliffen worden, beispielsweise in der Zwischenkriegszeit der Gerbern- bzw. Münzgraben durch den Bau des Casinoparkings, der Waisenhausplatz durch die Ende der 1950er Jahre eröffnete Metrogarage oder die Brunngass- und Postgasshalde durch die 1969 eröffnete Rathausgarage. In diesem Zusammenhang ist auf die schon seit dem 19. Jahrhundert vorgenommenen Eingriffe an der Stadtnordflanke hinzuweisen: Ausgehend von der alten Schütte wurden die Aufschüttungen teilweise über den ganzen Aarehang bis hinunter an die Brunngass- und Postgasshalde ausgedehnt.

Die Schotterbank in der Matte, die den historischen Hafen, Lager- und Werkplatz der Stadt gebildet hatte, wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts für den Bau des Gewerbequartiers an der Wasserwerkgasse teilweise aufgeschüttet.

Baumaterialien und Konstruktionsweisen

Grundlegendes

Der Charakterisierung und Einordnung verschiedener Baumaterialien, Konstruktionsweisen und Produkte in den folgenden Kapiteln seien hier einige generelle Bemerkungen vorausgeschickt: zur Verfügbarkeit, zum Transport, zur Wahrnehmung und zur Ikonologie, also Bedeutung und Bedeutungswandel. Diese Vorbemerkungen sind u. a. aus der Bemühung hervorgegangen, die Abfolge der Kapitel zu den Materialien hierarchisch zu ordnen. Dass dies nur bedingt möglich war und ist, wirft ein interessantes Licht auf das Thema. Kriterien wie Materialeigenschaften, Verfügbarkeit, Transportwege, Bearbeitbarkeit etc. haben sich über die Jahrhunderte in komplexen Wechselwirkungen überlagert und gewandelt. Dies hat sich auf Prioritäten, Preise und Baupraxis ausgewirkt, und zwar stets auf materieller wie auch auf symbolischer Ebene.
Das für Bern zentrale Material ist natürlich der Sandstein: Seiner lokalen Verfügbarkeit standen früh seine Eigenschaften entgegen, welche zwar Festigkeit und Prestige, jedoch auch anspruchsvolle Transporte und aufwändige Bearbeitung mit sich brachten. Erst als der Sandstein als eines der zentralen Elemente des Baulichen Brandschutzes zunehmend propagiert wurde, rückte er an die oberste Stelle der Materialhierarchie. Parallel zum Steinbau entwickelte sich die Nachfrage nach gebranntem Kalk – einem hoch verarbeiteten Produkt, welches als Grundbestandteil von Mörteln gebraucht wurde. Dies geschah lange, bevor der Kalkstein als solcher Einzug ins Stadtbild hielt.
Gebrannter Kalk und Dachziegel wurden aus Brandschutzgründen früh zum Gegenstand staatlicher Förderungs- und Regulierungspolitik. Da beide in den geforderten Mengen nur unter grossem Verbrauch von Brennholz hergestellt werden konnten, entstand auch in Bern das gleiche Ressourcenproblem, das die meisten Städte und Zivilisationen seit Alters her bis in die Industrialisierung umgetrieben hat. Deshalb wurden Teile der Produktion 1738 «wegen des Holzmangels in den Wäldern um Bern» nach Thun ausgelagert.[199] Dies war vor allem auch deshalb möglich, weil die Aare die Transporte aus dem Oberland quasi als natürliches Förderband unterstützte.
Mit der Transportkapazität des Flusses konnten die Strassen während Jahrhunderten nicht mithalten. Aus den mittelalterlichen Saumpfaden über die Karrwege der frühen Neuzeit führte die Entwicklung nur zögerlich zu den grossen Strasseninfrastrukturen und Landstrassen, die im 18. Jahrhundert zu einem bislang ungekannten Standard ausgebaut wurden. Erst jetzt tauchten im Stadtbild die Brunnenbecken aus Kalkstein auf, die bis weit ins 19. Jahrhundert fertig aus Solothurn geliefert wurden (siehe Kalkstein und Marmor sowie Brunnen).[200]

[199] SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.2, S. 724.

[200] Das Thema wird vertieft in: Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 231.

Qualitativ und quantitativ wesentliche Veränderungen im Stadtbild brachten Werkstoffe, mit denen im 19. Jahrhundert die Gassen-, Strassen- und Laubenoberflächen neu belegt wurden. Die alten Kiesel- und Feldsteinpflästerungen wurden durch die kubischen Pflastersteine aus Leissigen ersetzt. In den Lauben wichen die alten Steinplatten dem praktischen Gussasphalt (siehe Strassenbeläge).
Mit den neuen Materialien fanden nicht nur neue optische und atmosphärische Eindrücke Eingang ins Stadtbild. Einerseits löste die Verfügbarkeit neuer Materialien Beliebigkeit und Bedeutungsverlust aus, andererseits wurden Materialien ästhetisiert. Als Beispiel für diesen ziemlich dramatischen Wandel sei der schwarze Marmor von St. Triphon bei Aigle erwähnt: Am 4. Februar 1561 wurde die aus diesem Marmor hergestellte, mächtige Altarplatte (Mensa) des ehemaligen Hochaltars der Kathedrale von Lausanne nach Bern gebracht, wo sie fortan als Abendmahlstisch diente.[201] Es handelte sich dabei um einen hoch symbolischen Akt der religiösen Aneignung und Unterwerfung, ebenso um eine unglaubliche Transportanstrengung; entsprechend «aufgeladen» war das Material.
1732 eröffnete Jean-François Calame in St. Triphon eine Marmorsäge,[202] kurz darauf liess Niklaus Schiltknecht die Hauptportale der neuen Heiliggeistkirche mit schwarzen Türeinfassungen aus diesem Fabrikat rahmen. Dieser Schmuck war auf Darstellungen unübersehbar, beispielsweise auf der bekannten Grimm'schen Regimentstafel von 1729/30.[203] 1866 wurden diese Portaleinrahmungen, da offenbar brüchig und abgenutzt, durch Sandsteinrahmungen ersetzt. Das einst rare, kostbare Material aus St. Triphon konnte seit wenigen Jahren bestellt und per Eisenbahn angeliefert werden; die einstige Exzellenz war nahezu bedeutungslos geworden. Anlässlich einer Renovation um 1960 wurde Paul Hofers Vorschlag, die Umrahmungen mit dem alten Material wiederherzustellen, ignoriert.[204] Das Becken des nahe gelegenen Pfeiferbrunnens, das der Bildhauer Dino Laurenti 1889 ebenfalls aus schwarzen Marmor von St. Triphon hergestellt hatte, betrachtete Paul Hofer hingegen als dermassen bedeutungslos, dass er 17 Jahre zuvor schon vorgeschlagen hatte, dieses zu entfernen und «nach Vorbild der annehmbaren Lösung am Simsonbrunnen» durch einen einfachen polygonalen Trog zu ersetzen.[205] Dieses Brunnenbecken wird heute ebenso oft übersehen wie die gewaltigen Säulenmonolithe der Heiliggeistkirche, die einst eine technische Errungenschaft gewesen waren (siehe Brunnenbecken, Brunnentröge sowie Szenischer und allegorischer Stadtraum).
Für das materialikonologische Verständnis von Stein sind die Bundeshäuser und das Parlamentsgebäude überaus wichtige Beispiele. Ihre

[201] Mojon 1960, KDM Bern 4, S. 369.

[202] Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. 189.

[203] Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. XI.

[204] Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. 176.

[205] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 254.

Architekten haben die verwendeten Steinsorten für das «Nation building» der Schweiz genutzt. Besonders ragt das Parlamentsgebäude hervor, wo Hans Wilhelm Auer 1894-1902 eine überaus vielfältige, ja überbordende Palette an Steinsorten aus allen Landesgegenden zu einem Gesamtkunstwerk fügte.[206]

Sandstein

Nebst den Lauben wird immer wieder der lokale Sandstein als wichtigstes Identitätsmerkmal der Berner Altstadt hervorgehoben. Das Sediment prägt die Atmosphäre der Stadt und verortet diese in der Umgebung und im Untergrund. Der Berner Sandstein besitzt aufgrund seines grossen Porenvolumens ein beträchtliches Wasseraufnahmevermögen. Nässe führt zu dunklen Verfärbungen und kann auch zur Schadensursache werden, daher werden die Fassaden aus diesem Material oft mit Vordächern und Gesimsen vor Bewitterung geschützt – auch hierin hat also der Untergrund die Identität des Welterbes mitgeprägt.
Das Baureglement von 1786 bringt in der ersten Satzung des zweiten Titels nicht das Material selbst, sondern seine Bearbeitung auf den Punkt: «Alle Facen gegen offene Plätze und Gassen sollen nicht gemauert, sondern von ganzen zusammengehauenen Quadersteinen gemacht werden.»[207] Die Formulierung erlaubt, wie jedes Verbot, Rückschlüsse auf die tatsächliche Praxis: So existieren in der Berner Altstadt zahlreiche Fassaden, die wohl aus Stein, jedoch nicht aus von Steinmetzen behauenen Werkstücken, sondern aus Feld-, Bruch- und Kieselsteinen gebaut sind. Mehr dazu im Kapitel Verputzbauten.
Die primären Stadträume werden im obigen Zitat als *offene Plätze und Gassen* hierarchisch hervorgehoben. Der bis heute ab und zu anzutreffende Begriff *Quaderstein* wird in der oben zitierten Bauordnung erstmals verwendet. Freilich handelt es sich nicht um Neuerfindungen des 18. Jahrhunderts, sondern um die Wiedergabe jahrhundertealter Gepflogenheiten in einer damals modernen Sprache. Die *Steinhouwer* gehören seit dem 1436-1491 kompilierten Stadtbuch[208] oder der Stadtsatzung von 1539 zu den obrigkeitlich geregelten Gewerken und so fungiert das von den Steinhauern verfertigte *Steinwerch* längst unter den etablierten Techniken. Obwohl nicht unmittelbar nachweisbar, waren dies Standards, die wahrscheinlich ab dem Bau des neuen Rathauses und des Münsters im frühen 15. Jahrhundert Verbreitung gefunden hatten. (Die baukulturellen Aspekte

[206] Das aktuelle Standardwerk zur Verwendung von Stein in Bern: Labhart, Zehender 2018, Steine Berns enthält zahlreiche Vertiefungen insbesondere geologischer Natur sowie einen Exkursionsführer. Ausserdem grundlegend: Labhart, Thierstein 1987, Steine des Parlamentsgebäudes. Ausserdem: de.wikipedia.org/wiki/Bundeshaus_(Bern) sowie de.wikipedia.org/wiki/Hans_Wilhelm_Auer, alle letztmals konsultiert am 05.01.2025.

[207] SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 76.

[208] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 531.

dieser Materialverwendung werden in den Kapiteln Baulicher Brandschutz, Das Bürgerhaus und Die Lauben vertieft.)

Der Bedeutungswandel des Sandsteins

Der Sandstein war ursprünglich ein lokales, «gewöhnliches» Material. Es wurde mit einer Selbstverständlichkeit verwendet, die keiner baurechtlichen Präzisierung bedurfte. Später wurde er als idealer Träger der für die verschönerte Stadt wichtigen bildhauerischen Fassadenzier und des architektonischen Reliefs nobilitiert. Erst im 20. Jahrhundert ist er zur ästhetischen Norm für die Berner Altstadt geworden.

Um zu begreifen, was dies bedeutet, müssen wir uns Rechenschaft darüber ablegen, dass der Begriff *Stein* in den Quellen wohl omnipräsent ist, dass in diesen jedoch bis ins 19. Jahrhundert an keiner für die Fassaden der Berner Altstadt relevanten Stelle *Sandstein* erwähnt wird.[209] Dies, obwohl diese Bezeichnung für das Material in geologischen Traktaten seit dem 17. Jahrhundert üblich ist. Ausgiebig erwähnt wird er im geologischen Kontext von Albert Jahn in seiner *Beschreibung des Kantons Bern* von 1850.[210] Kurz zuvor lesen wir in der Bauordnung von 1839, dass die Laubenböden der Berner Altstadt u. a. mit «Platten von gehauenen Sandsteinen» belegt werden sollen. In einer weiteren Bestimmung wird 1878 hinzugefügt, dass «die Scheidemauern oder freistehenden Seitenmauern» «vollständig mit Stein, mit Ausschluss jedoch von Molassebruchsteinen (sog. *Sandsteinmutten)* erbaut» werden sollen.[211] Offenbar hatte sich die Praxis eingeschlichen, Sichtsteinmauern aus Steinmaterial mit unregelmässiger Beschaffenheit aufzuschichten, die im Stadtbild als unangemessen wahrgenommen wurden.

Eduard von Rodt war es, der den Sandstein erstmals in einem im engeren Sinn architektonischen Kontext erwähnte. Wenn er in seiner Stadtgeschichte 1886 schrieb: «Ein Hauptübelstand all' und jeder äusseren Decoration unseres Münsters bleibt das mangelhafte Sandsteinmaterial, welches, den Wettereinflüssen ausgesetzt, leicht verwittert.»,[212] dann tat er dies mit einer gewissen Abfälligkeit, welche fraglos einer weit verbreiteten Auffassung entsprach. Es dauerte noch zwei Jahrzehnte, bis der Sandstein erstmals in einem affirmativen Sinn genannt wurde, und zwar in der revidierten Bauordnung vom 13. Oktober 1907. Tatsächlich ist dies das erste Mal, dass explizit *Sandsteinfassaden* vorgeschrieben werden:

> *An der Gerechtigkeitsgasse, Kramgasse, Marktgasse, Spitalgasse, Amthausgasse, Inselgasse, Bundesgasse, sowie am Theaterplatz,*

---

209 Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die Satzungenbücher eine einzige, in unserem Zusammenhang nicht relevante Nennung überliefern, und zwar in einem Abkommen zwischen den Städten Bern und Biel vom 25. Oktober 1472. SSRQ 1955, Bern 1, Bd. 4.1, S. 133.

210 Zahlreiche Erwähnungen in: Jahn 1850, Der Kanton Bern deutschen Theils.

211 Stadtarchiv Bern, SAB_R_6_0_33: Baureglement für die Stadt Bern, 1893, Anhang 1, S. 50, Art. 1.

212 von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte, S. 133.

Kornhausplatz, Waisenhausplatz, Bärenplatz, Bubenbergplatz und am Hirschengraben sollen die Fassaden von ganz sauber gehauenen Quadern aus Berner-Sandstein oder einem in der Farbe ähnlichen andern Naturstein erbaut werden.[213]

Diese Formulierung bestätigt sich in Artikel 80 zum «Anstrich der Gebäude» in der gleichen Bauordnung von 1907: «An den in Art. 50, Al. 2, bezeichneten Gassen und Plätzen ist ein Anstrich der Fassaden nur in mattem, dem Berner Sandstein entsprechendem Tone zulässig.» Offensichtlich geht es 1907 nicht darum, dasjenige Material zu verwenden, welches dem *Wesen* der Berner Altstadt gerecht wird, sondern ein Material, von welchem keine Störung des Gesamtbildes ausgeht.[214] Diese Regelungen werden in der Bauordnungsrevision von 1928 sinngemäss übernommen.
Wenn wir also nochmals Johann Wolfgang von Goethes Charakterisierung hervornehmen, der 1779 die Häuser Berns wohlwollend als «in Bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut, all aus einem graulichen weichen Sandstein», beschrieben hatte, dann dürfte kaum in Abrede zu stellen sein, dass der deutsche Dichter in der Wahrnehmung des Sandsteins der Zeit gut eineinhalb Jahrhunderte voraus war.[215]

Vorkommen und Varietäten
Geologisch ist der Berner Sandstein ein Sedimentgestein der oberen Süsswassermolasse.[216] Er wurde und wird in zahlreichen lokalen Steinbrüchen gefördert. In der Weichheit bzw. der leichten Bearbeitbarkeit, die die *Molasse* in ihrem Namen trägt,[217] hat der Schmuckreichtum der Berner Sandsteinfassaden seinen Ursprung. Der grünliche Farbton prägt die Atmosphäre der Stadt, wobei gelbliche bis bläuliche Varietäten zur Lebendigkeit des Gesamtbildes beitragen. Wir erinnern uns daran, dass der in Farbfragen sensible Goethe die Sandsteinhäuser Berns als *graulich weich* beschrieben hatte.
Zur Einführung und Verbreitung des Sandsteins als Baumaterial haben also seine Verfügbarkeit und seine Widerstandskraft gegen das Feuer beigetragen. Dabei erwies er sich als ideal für die bildhauerische Bearbeitung. Als der Rat nach dem Stadtbrand 1405 Reparatur und Neubau der zerstörten und beschädigten Häuser regelte, griff er auf ein breit angelegtes Set von Vorschriften und Fördermassnahmen zurück, in welchem nebst dem Bauen mit Hurden (d. h. mit Lehm verputztem Flechtwerk) und dem Bau von

---

213 Stadtarchiv Bern, SAB_R_7_0_113, Neue Bauordnung für die Gemeinde Bern, 13. Oktober 1907, Art. 50, S. 34.

214 Stadtarchiv Bern, SAB_R_7_0_113, Neue Bauordnung für die Gemeinde Bern, 13. Oktober 1907, Art. 80, S. 48.

215 Siehe Fussnoten 1 und 166.

216 de.wikipedia.org/wiki/Berner_Sandstein, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

217 de.wikipedia.org/wiki/Molasse, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

Ziegel- statt Schindeldächern nun die Verwendung von Stein priorisiert wurde, was in Bern zu dieser Zeit automatisch Sandstein bedeutete:

> *Am 8. Juli [1405] erfolgt der Beschluß, daß an der Keßler-, der Herren-, der Hotelgasse, am Zwiebelngäßchen und in der Neuenstadt die Façade nur in Steinwerk gebaut werden dürfe.*[218]

Steinbrüche

Der beim Bau der Stadt Bern verwendete Sandstein stammt aus mehreren Steinbrüchen.[219] 1383 urkundlich erwähnt, war die *Sandfluh* der am nächsten bei der Stadt gelegene und seit frühester Zeit genutzte Steinbruch. Sie lag am Hang nördlich der Nydeggbrücke (gut sichtbar beispielsweise auf der Stadtvedute von Plepp/Merian, *Abbildung 4)* und wurde beim Bau des Aargauerstaldens Mitte des 18. Jahrhunderts zugeschüttet.

[218] Türler 1896, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, S. 7.

[219] Paul Hofer, Die vier Sandsteinbrüche Berns, in: Hofer 1970, Fundplätze Bauplätze, S. 74-78. Neuere Erkenntnisse sind im Tätigkeitsbericht der Berner Münster-Stiftung 2013, S. 40-44 publiziert.

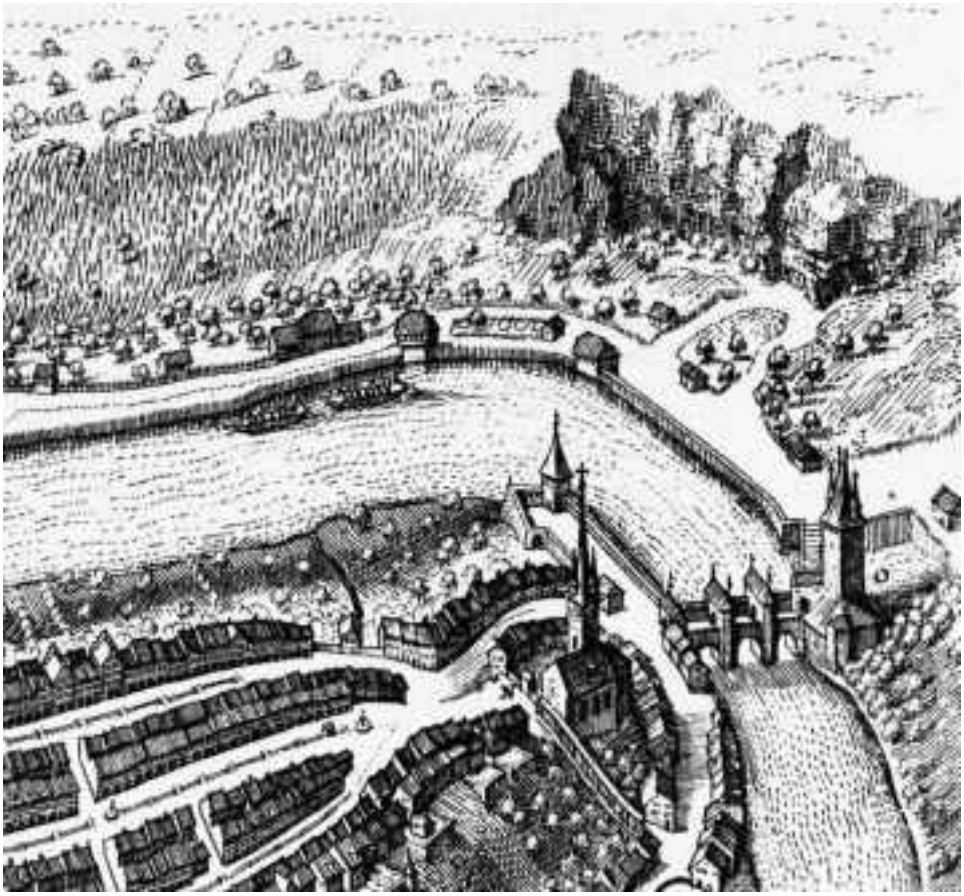

Abbildung 22: Bern die Hauptstadt im Nuechtland, Kupferstich von Matthäus Merian nach einer Vorlage von Joseph Plepp, 1638 (Ausschnitt).
Das bekannte Blatt zeigt in unserem Ausschnitt oben rechts eine besonders schöne Darstellung des Sandfluh-Steinbruchs am Altenberg.

Der derzeit stillgelegte Steinbruch am *Gurten* wird bis heute wegen der hohen Qualität seines bläulichen, feinkörnigen Materials besonders geschätzt. Für die anspruchsvollen Arbeiten am Münster war und ist die Varietät Gurtensandstein das Material der Wahl. Das Vorhandensein von Gurtenstein an der Burg Nydegg deutet auf eine sehr frühe Verwendung hin.[220]
Ab 1480 wird der Sandstein aus dem Steinbruch am Ostermundiger Hättenberg zur wichtigsten Materialressource für das Berner Bauwesen.[221]
Wahrscheinlich im Bereich Steingrüebli gegen Deisswil lag auch der so genannte *Kilchenbank* – ein Aufschluss, der mit seiner hervorragenden Qualität mit dem Gurtensandstein verwandt ist und für besondere, vor allem sakrale und obrigkeitliche Bauvorhaben reserviert war. Um diesen Stein entzündeten sich im 18. Jahrhundert verschiedene Ressourcenkonflikte.[222] Ein

[220] Hofer 1970, Fundplätze Bauplätze, S. 76, Fussnote 12.

[221] Siehe z. B. Stadtsatzung 1539, «118. Ordnung der steinen halb von Ostermundigen gmacht», in: SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 630.

[222] Siehe u. a. Stadtarchiv Bern, A. 126, Instruktionenbuch, Bd. 4, S. 5, 192 f.

vor allem im 18. Jahrhundert intensiv genutzter Steinbruch befindet sich ausserdem in *Stockeren* oberhalb Bolligen.
Die letzte Phase der Förderung erfolgte seit Mitte des 19. Jahrhunderts in der «Grossen Grube» am Ostermundigenberg, aus welcher 1876-1902 eine eigens gebaute Zahnradbahn grosse Mengen des Baumaterials für den Versand an den Bahnhof Ostermundigen transportierte. Hier nur eine Fussnote, im Welterbezusammenhang dennoch eine Erwähnung wert: die hier eingesetzte, von Niklaus Riggenbach konstruierte und 1871 in Betrieb genommene Dampflokomotive «Gnom» war weltweit die erste Lokomotive mit gemischtem Adhäsions- und Zahnradantrieb.[223]

Sandstein auswärtiger Herkunft
Im Zug der Öffnung der Materialpalette seit dem späten 19. Jahrhundert kamen in Bern, namentlich am Münster, auch andere Sandsteinarten zur Anwendung, beispielsweise der gelbliche Obernkirchener Sandstein, «ein feinkörniger Quarzsandstein mit kieseligem Bindemittel»[224]. Daneben wurden auch Sandsteine aus St. Margrethen, vom Menzingenberg (Zug) und aus anderen Steinbrüchen verarbeitet.[225]

Tuff

Paul Hofer hat darauf hingewiesen, dass sich Kalk- bzw. Quelltuff aus den Gruben im Linden-, Gürbe- und Sensetal bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts ebenbürtig neben der Molasse behauptet habe, «und zwar nicht nur für Fundament und Sockel, sondern ebenso für aufgehende Bauteile».[226]
Das grobporige Material eignet sich u. a. für den Sockelbereich, weil es das Aufsteigen von Bodenfeuchte hemmt bzw. diese verdunsten lässt – entsprechende Stellen sind beispielsweise am Münster anzutreffen. Besonders grosszügig wurde Tuff an Ingenieur- und Wehrbauten verbaut, beispielsweise am Gewölbe der Durchfahrt des Käfigturmes oder an der Münsterplattform. Dank seiner technischen Beschaffenheit und seiner Gutmütigkeit bei der Verarbeitung kam Tuff an wasserexponierten Bauwerken wie an der Untertorbrücke, an den Pfeilern der Neubrücke oder im Wasserbereich des Blutturmes in grossen Mengen zur Anwendung.
Als Kuriosum sei die Fassade aus einem zartgelben (wahrscheinlich Solothurner) Kalkstein mit einem Mauergrund aus Tuff erwähnt, mit welcher die Architekten Bracher&Widmer 1905 am Haus Neuengasse 39 den nördlichen Portalbau der Von-Werdt-Passage auszeichneten. Eine Hommage an

[223] www.verkehrshaus.ch/verkehrshaus-magazin/der-gnom-und-die-elfe.html, letztmals konsultiert am 06.03.2024.

[224] de.wikipedia.org/wiki/Obernkirchener_Sandstein, letztmals konsultiert am 04.01.2025.

[225] Siehe dazu die Jahresberichte des Münsterbauvereins: Der Münsterausbau in Bern: Jahresbericht der Hauptversammlung des Münsterbauvereins, Bern: Münsterbauverein, 1881-1920, Bd. 1 (1881/87)-31(1920), www.digibern.ch/katalog/der-muensterausbau-in-bern-jahresbericht, letztmals konsultiert am 04.01.2025.

[226] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 40.

die Herkunft der Bauherrenfamilie v. Werdt aus Toffen? Das Dorf im Gürbetal verdankt seinen Namen dem lokalen Steinbruch für Kalktuff. Möglicherweise führten Diskussionen über dieses für stadtberner Verhältnisse ziemlich extravagante Gebäude dazu, dass in der nur zwei Jahre später veröffentlichten revidierten Bauordnung erstmals eine Materialpflicht explizit für Sandstein in den Hauptgassen der Stadt eingeführt wurde (siehe Der Bedeutungswandel des Sandsteins).

Hartstein

Geisberger

Als früheste bekannte Anwendung ist «*Geißberger* als durchgehender Hartsteinsockel erstmals am Käfigturm 1640/41» überliefert.[227] Aus dem Material gleicher Bezeichnung wurde 1744 der Brunnen an der mittleren Amthausgasse hergestellt.[228] 1757 wurden die älteren, mit barocken Spiegeln geschmückten Platten aus Geisberger am polygonalen Becken des Kindlifresserbrunnens wiederverwendet.[229] Dieses Brunnenbecken ist eines der ältesten erhaltenen Berns: Der Boden trägt die Jahrzahl 1545,[230] die Seitenwände aus «Geisberger» wurden diesem vermutlich im späten 17. Jahrhundert hinzugefügt.[231]

Der Name des Materials, das, wie die Quellen berichten, am Käfigturm «von gesprengten Findlingsblöcken aus der Umgebung von Biglen»,[232] ein andermal «vom Längenberg»[233] stammte, klärt sich, wenn wir 1865 bei Bernhard Studer lesen:

> *Wie in der savoyischen ist in der Gruppe des Finsteraarhorns die wichtigste Rolle dem weissen Geisberger- oder Protogin-Granit zugefallen. Man findet ihn mächtig entwickelt in der dem Wallis zugekehrten Reihe dieser Gebirge, und auch die grossen Findlinge, die durch das ganze Aarthal bis Bern zerstreut, oder als Bausteine verwendet sind, bestehen meist aus demselben.*[234]

Der «Geisberg» ist somit zwar auch eine Ortsbezeichnung, aber spätestens ab dem 17. Jahrhundert vor allem ein verbreiteter volksetymologischer

---

227 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 41.

228 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 332.

229 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 278.

230 de.wikipedia.org/wiki/Kindlifresserbrunnen, letztmals konsultiert am 25.02.2025.

231 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 278.

232 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 131.

233 Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. 188.

234 Bernhard Studer, Zur Geologie der Berneralpen, [Erscheinungsort nicht ermittelbar], [1865], doi.org/10.3931/e-rara-128139.

Überbegriff, der auf die ominöse alpine Herkunft der als Rohstoff für Hartstein beliebten Findlinge verweist. Dabei kann es sich um *Kalkstein oder Granit* handeln. Die im Stadtbild seit dem 17. und 18. Jahrhundert verbreiteten polygonalen Brunnentröge, deren Seitenwände mit den sie zusammenbindenden schmiedeeisernen Schellen vielerorts eine schwere, bäurische, ja troglodytische Anmutung tragen, sind aus mächtigen Kalksteinplatten aus Geisberger hergestellt. An «einfachen» Bespielen wie am Herrengassbrunnen aus der Zeit um 1760 ist dieser Ursprung am unübersehbarsten: Seine unterschiedlich grossen Tröge und der Brunnenstock bestehen aus zwei unterschiedlichen Granitsorten und verströmen bis heute die Aura der erratischen Blöcke, die einst von den Gletschern ins Bernbiet getragen worden waren. Auch später wurden diverse Brunnen aus Findlingen hergestellt, beispielsweise 1869 der Granittrog des Junkerngassbrunnens.[235]

Abbildung 23: Der Herrengassbrunnen. Foto von Walter Neeser, 1965.
Der im 18. Jahrhundert aus mächtigen Geisberger Steinen (Granitfindlingen) hergestellte Brunnen mit monolithischen Trögen besitzt einen urzeitlichen Ausdruck, der zu den eleganten, gleichzeitig entstandenen Brunnen der Hauptgasse in einem lebhaften Gegensatz steht.

Kalkstein

Der Kalkstein[236] trägt dort zum Stadtbild bei, wo der Sandstein mit seiner technischen Beschaffenheit an Grenzen stösst – vor allem bei Bauteilen, die dem Wasser und der Witterung exponiert sind. Er ist weniger porös, nimmt kaum Wasser auf und leidet daher kaum unter Frostsprengungen. Kalkstein ist ein Sediment, das als Hauptbestandteil der helvetischen und

[235] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 125.

[236] de.wikipedia.org/wiki/Calciumcarbonat, letztmals konsultiert am 02.01.2025.

penninischen Decken der Alpen sowie des Juras vorkommt. Er muss daher aus diesen Gebieten über beträchtliche Distanzen nach Bern transportiert werden. Aus diesem Grund fand Kalkstein in der Stadt Bern erst ab dem 17. Jahrhundert allmählich Verbreitung. Er wurde für Brunnenbecken, Postamente, Sockelverblendungen, Kellereingänge, Treppen oder Abdeckungen aller Art verwendet. Ein Grossteil von Verblendungen stammt aus jüngerer Zeit. Nachfolgend greifen wir einige historisch besonders relevante Beispiele heraus.

Die 1726-29 erbaute Heiliggeistkirche besass ursprünglich Sockel und Freitreppen aus Thunerseekalk von der Hondrichfluh.[237] Eine Vorstellung, wie bestimmte Steinsorten an bestimmte Bauten kamen, vermittelt als Beispiel der Bau der Münzstatt an der Stelle des heutigen Hotels Bellevue in den 1790er Jahren. Hier verbaute der Architekt Johann Daniel Osterrieth Kalksteine aus Solothurn, Merligen und Interlaken. Eine Spesenvergütung für eine Reise nach Merligen belegt, dass der Architekt den Stein für sein Gebäude vor Ort ausgesucht hat.[238] Dieses Vorgehen dürfte bei vielen Bauten die Regel gewesen sein.

Wie eingangs beschrieben, ändert sich der baukulturelle Kontext der Hartsteinverwendung in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Von nun an listen die Kunstdenkmälerbände zahlreiche Beispiele besonders von Solothurner Stein auf, der abwechslungsweise als «Solothurner Kalk», «Solothurner Muschelkalk», «heller Solothurner Muschelkalk» «weißer Jurakalk in der Solothurner Steingrube» oder gar «Solothurner Marmor» bezeichnet wird. Dabei handelt es sich durchwegs um das gleiche, leicht gelbliche Gestein, das unter Witterungseinfluss zu der von der Altstadt und der Kathedrale Solothurn her bekannten weissen Färbung verbleicht,[239] dessen Farbe mit Leinöl auch zu einem intensiven Goldgelb gesättigt werden kann.

Das erste Objekt aus Solothurner Stein in Bern ist der Hofbrunnen im Burgerspital, datiert 1739-42. Sein Entwurf wird Joseph Abeille, seine Ausführung Johann Friedrich Funk I zugeschrieben (siehe Das Goldene Zeitalter).[240] Das undichte Becken dieses Brunnens wird noch 1761 durch ein polygonales Becken traditioneller Machart ersetzt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts spielt es sich ein, dass die Werkstücke für die Becken bereits in Solothurn bearbeitet und fertig angeliefert werden. Eine bedeutende Phase der Brunnenkunst setzt mit verschiedenen Arbeiten Niklaus Sprünglis ein, der seit 1770 Steinwerkmeister ist. Der Entwurf für den Kreuzgassbrunnen, datiert 1778, stammt aus seiner Hand. Hier macht Sprüngli die verschiedenen Kalksteinsorten, welche für unterschiedliche Elemente des Brunnens verwendet werden, zum gestalterischen Thema. Der Kreuzgassbrunnen bildet den Auftakt zu einer Brunnenerneuerungskampagne, im Zug

[237] Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. 188.

[238] Hofer 1947, KDM Bern 3, S. 438.

[239] materialarchiv.ch/de/ma:material_390?type=all&n=Grundlagen, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

[240] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 379.

derer unter Sprünglis Ägide die vier Obeliskenbrunnen (Kreuzgasse, Waisenhausplatz, Muristalden, Brunngasse) und mehrere neue Brunnenbecken entstehen.[241]

Marmor

Mit dem Begriff *Marmor* werden Steinvarietäten bezeichnet, deren kristalline Struktur im Rahmen von Umwandlungsprozessen unter Hitze und Druck, also in einer *Metamorphose,* aus Kalkstein geformt worden ist.[242] Dabei können auch Übergangsformen entstehen. Als Resultat dieses Umwandlungsprozesses verändert sich das Material hinsichtlich seines Porenvolumens, seiner Frostbeständigkeit, aber auch seiner Bearbeitbarkeit bis hin zur Polierbarkeit der Oberflächen. Bereits war ausführlich die Rede vom schwarzen Marmor aus St. Triphon. Die ebenfalls erwähnten Steine aus Solothurn, Hondrich und Merligen werden je nach Kontext ebenfalls als Marmore bezeichnet. Eine Spezialität war der Grindelwalder Marmor aus einem Aufschluss, der im 18. und 19. Jahrhundert vom Unteren Grindelwaldgletscher freigegeben und später wieder überdeckt wurde.[243] Dieses lebendige Material mit ausgeprägt bunten Einschlüssen – geologisch eigentlich eine «marmorisierte Kalksteinbrekzie»[244] – ist als Baumaterial wenig geeignet, aber hat sich in Form von Cheminées und Abdeckplatten von Kommoden aus den legendären Funk-Werkstätten in die Geschichte der Berner Baukultur eingetragen (siehe Das Goldene Zeitalter).

Granit

Als Hartgestein ist Granit – abgesehen von den oben erwähnten Geisbergersteinen – an Bauwerken traditionell selten, da sehr bearbeitungsaufwändig. Das Material findet in repräsentativer Form seinen Weg ins Berner Stadtbild erstmals in Form der zwei mächtigen Granitbären, die 1828 symbolträchtig auf dem Murtentor aufgestellt werden (siehe *Abbildung 96).* Ein Gruss nach Frankreich, wohin 1798 zur Schmach Berns die Bären aus dem Bärengraben abgeführt worden waren?[245] Materialikonologische Bezüge zur (nicht nur französischen) Ägyptomanie dieser Jahre? Die Skulpturen, heute vor dem Historischen Museum, wurden 1825 beim Südtiroler Bildhauer Franz Abarth bestellt und «durch den St. Beatenberger Steinhauer Peter Dauwalder aus Findlingsblöcken der Umgebung von Leissigen (Schiffstransport bis zum Werkplatz in Bern) gehauen.»[246] Dass die

---

241 Schnell 1999, Sprüngli, S. 152-159.

242 de.wikipedia.org/wiki/Marmor, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

243 materialarchiv.ch/de/ma:material_1989?type=all&n=Grundlagen sowie ausführlicher: www.sac-cas.ch/de/die-alpen/ueber-den-alten-marmorbruch-von-grindelwald-3538/, letztmals konsultiert am 22.07.2025.

244 materialarchiv.ch/de/ma:material_1989?type=all, letztmals konsultiert am 26.08.2025.

245 blog.nationalmuseum.ch/2018/03/die-entfuehrung-der-berner-baeren/, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

246 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 446.

Entstehung der berühmten Granitschale vor dem Schinkelschen Alten Museum in Berlin in die gleichen Jahre fällt, nachdem der Architekt 1824 in Bern Halt gemacht hatte, sei hier als Koinzidenz stehen gelassen.
Im Verlauf des 19. Jahrhunderts mehren sich die Verwendungen des Materials, bis auch der Granit im 20. Jahrhundert im Einerlei eines industrialisierten Marktes weitgehend seines Bedeutungsgehalts ledig wird: Beim Bau der Nydeggbrücke werden «Granitfindlinge auf dem Kirchet bei Meiringen und bei Goldswil am Brienzersee» verwendet.[247] Beim Neubau zahlreicher Abschnitte des Stadtbaches kommen bis ins 20. Jahrhundert Granitplatten als Seitenwangen und Abdeckplatten zur Anwendung. Seine letzte bedeutungsvolle Verwendung findet das Material an der Hauptfassade der Heiliggeistkirche, wo im Zug von Renovationsarbeiten die legendären Sandsteinmonolithen (siehe Topografien) 1896 durch die zwei neuen Säulenpaare aus Bevanogranit ersetzt werden.[248]

Ziegel, Terrakotta

Ziegel bestehen aus gebranntem Ton. Dieser nimmt mit dem Brand die rötliche Färbung an, die für diese Art von Baukeramik typisch ist. Die Verwendung gebrannten Tons ist als Kulturtechnik bereits in prähistorischer Zeit verbreitet. Dachziegel können aus Rohmaterial bescheidener Qualität hergestellt werden und erhalten für bauliche Zwecke ausreichende Eigenschaften, wenn sie bei verhältnismässig niedrigen Temperaturen von 600-900 °C gebrannt werden. [249]
Das Bild der Berner Altstadt wird wesentlich durch die Dachlandschaft ihrer Ziegeldächer geprägt. Nach den Erfahrungen mit Feuersbrünsten (siehe Katastrophen und Zerstörungen, insbesondere Feuer) wurde das Decken der Dächer mit Ziegeln schnell als eine der wirksamsten Massnahmen gegen die Feuersgefahr erkannt. Das Ziel, so viele der traditionellen Schindeldächer wie möglich zu ersetzen, liess sich aus mehreren Gründen nicht ohne weiteres umsetzen. Nebst dem finanziellen Zusatzaufwand machten sich früh organisatorische Probleme bei der Materialbeschaffung bemerkbar, ausgelöst besonders durch Ressourcenknappheit beim Brennholz. Der Werkstoff Ziegel ist somit eines der Materialien, mit denen die Stadt Bern an die Grenzen der Autarkie bzw. der Suffizienzwirtschaft stiess und im grossen Stil auf Ressourcen aus der weiteren Umgebung angewiesen war. Die unbedingte Notwendigkeit der Umrüstung der Dacheindeckungen auf Ziegel, gepaart mit dem Problem der Ressourcenknappheit, veranlasste die Politik, die Ziegelherstellung, den Transport und den Bau der Ziegeldächer früh obrigkeitlich zu regulieren, zu organisieren und zu subventionieren. Von den Eiden und Ordnungen der Ziegelbrenner über den Betrieb der

[247] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 219.

[248] Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. 174.

[249] de.wikipedia.org/wiki/Dachziegel, de.wikipedia.org/wiki/Mauerziegel#Traditionelle_Herstellung, de.wikipedia.org/wiki/Ton_(Bodenart), de.wikipedia.org/wiki/Terrakotta, letztmals konsultiert am 05.06.2025.

Ziegelhütten bis hin zur Verlegung von Teilen der Produktion spätestens im 17. Jahrhundert nach Thun, später auch Steffisburg, sind alle Einzelheiten in den umfangreichen Quellenbeständen dokumentiert.[250] Das System der behördlichen Regelungen reichte bis hin zum Transport mit der Schifffahrt auf der Aare.[251] Eine Vorstellung, welche Herausforderungen dabei zu bewältigen waren, liefert die eindrückliche Zahl von wöchentlich zwei Fuhren in einer Grössenordnung von einhunderttausend Ziegeln jährlich, die Mitte des 17. Jahrhunderts über die Aare angeliefert wurden.[252]
Ähnlich wie bei den Fassaden wurde das Ziel einer erhöhten Brandsicherheit mit Verordnungen und Unterstützungsbeiträgen verfolgt – sei dies in Form von Subventionszahlungen oder von Naturalien. Bereits in der Stadtrechnung von 1375 ist beispielsweise zu lesen, dass «dem Seiler an sein Ziegeldach 18 Pfund» entrichtet worden seien.[253] Dieser Betrag entspricht einer Praxis, mit der der Bau von Ziegeldächern während Jahrhunderten aus dem obrigkeitlichen Subventionstopf gefördert und unterstützt wurde, und zwar jeweils die Hälfte der erforderlichen Dachfläche – das sogenannte «Halbdach». Diese Unterstützung konnte in Form von Geldbeiträgen oder Naturalien, also auch der Lieferung von Ziegeln selbst, erfolgen.
Früh als zentrales Element des baulichen Brandschutzes begriffen, blieb das Thema der Ziegeldächer somit über viele Jahrhunderte hinweg aktuell. Nach dem grossen Stadtbrand von 1405 wurde insbesondere erkannt, dass Brandgefahr auch von der Peripherie und von Nebenbauten ausgehen kann:

> *Zu den hinteren Gassen in der Neuenstadt: wer von dem Platz an die innere Ringmauer zwischen den Gassen und hinter den Häusern an der Sonnseite der Neuenstadt und vor der Predigerkirche eine Scheune, einen Stall oder eine Wand machen will, der soll diese auch mit Ziegeln decken.*[254]

[250] Besonders ausführlich: SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.2.

[251] Siehe zum Beispiel SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.1, S. 277-283: «136. Erneüerte ordnung der schiffart halber von Bern auf Thun, 1744 April 25.»

[252] Bietenhard 1974, Bauwesen 18. Jahrhundert, S. 71 (Polizeibuch 6,17 von 1644).

[253] «Denn Seiler an sin Ziegeltach XVIII lb», Welti 1896, Stadtrechnungen 1375-1384, S. 10.

[254] «Vmb die hindern gassen in der Nüwenstat (…) wer von dem Platz vff vntz an die indren ringmur zwüschent den gassen vnd hinder den hüsren in der Nüwenstat sunnenhalb vnd vor den Predijeren dehein schür, stal oder wand machen wil, daz der das ouch in ziegel tegken sol, es sin schüren, hüser oder stell, zwüschent den vorgnanten gassen.» SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 189.

Abbildung 24: Ziegeldächer im Bereich der Häuser Badgasse 5-9, kurz vor dem Abbruch 1931.
Auf dieser bemerkenswerten Fotografie wird deutlich, dass in Bern selbst auf kleinem Raum alle hier beschriebenen Techniken und Varietäten von Ziegeldächern vorhanden sein konnten – nebst den vorherrschenden Biberschwänzen Hohlpfannen (Mitte) und Falzziegel (unten rechts).

Was die Machart der Dachziegel anbelangt, kamen und kommen in Bern vorwiegend Biberschwanzziegel zur Anwendung. Diese flachen Ziegel werden mit «Nasen» an ihrer Unterseite an den Dachlatten eingehängt. Zur Einsparung von Material und Gewicht werden die Fugen zwischen den Ziegeln, durch die Wasser eindringen kann, mit Schindeln unterlegt.[255] An der Oberseite sind die Biberschwänze zur Verbesserung der Wasserführung gerillt oder gewellt. Um den Abfluss in der Mitte des Ziegels zu konzentrieren, wird sein unteres Ende zudem spitz zulaufend geschnitten oder abgerundet. Firste, Dachkehlen oder Dachgrate werden mit Spezialziegeln, in neuerer Zeit auch mit Spenglerblechen abgedichtet.
Nebst Biberschwänzen kamen in vereinzelten Fällen auch in Bern die vor allem aus dem mediterranen Raum bekannten Hohlpfannenziegel zur Anwendung (siehe *Abbildung 23* und *Abbildung 25).* Aus neuerer Zeit sind teilweise auch Falzziegel vorhanden, die sich durch günstigen Materialverbrauch und schnelle Montierbarkeit auszeichnen, aber mit ihrer gröberen Beschaffenheit teilweise störende Akzente ins Stadtbild bringen.
Als Baumaterialien aus gebranntem Ton existieren nebst den Dachziegeln auch Tonplatten, Ziegelsteine bzw. Backsteine und andere Fabrikate. Auch diese wurden früh in den Ziegelhütten produziert. Sie kamen jedoch gegenüber Lehm und Stein tendenziell seltener zur Anwendung. Aus einer

[255] Die Bezeichnung «schindlen gründ» bezieht sich wahrscheinlich auf dieses konstruktive Detail, dieses wurde u. a. im Zusammenhang mit dem Verbot von Giebeln im Jahr 1669 zu wiederholten Malen als Problem erwähnt, siehe u. a. SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.2, S. 683.

Satzung von 1406 geht hervor, dass nicht genügend Mauerziegel vorhanden sind, also ein Ressourcenproblem bestand.[256] Geschätzt wurden gebrannte Ziegel aufgrund ihrer Materialeigenschaften, konkret ihrer Festigkeit und ihres geringen Gewichts, dennoch für Spezialanwendungen wie den Bau von Gewölbeschalen, beispielsweise am Münster[257] oder in den Kellern. Auch für alle Produkte, welche in vorindustriellen Manufakturen aus Ton gebrannt wurden, wandeln sich die Verfügbarkeit und die Anwendung als Baumaterial im Zug der Industrialisierung und des Eisenbahnbaus grundlegend.

Holz

Jede Auseinandersetzung mit den Werkstoffen der Stadt Bern müsste eigentlich mit dem Holz beginnen: Auf der Aarehalbinsel musste für den Bau der zähringischen Gründungsstadt zuerst ein Eichwald gerodet werden.[258] Von den ersten behelfsmässigen Unterständen bis zu den bäuerlichen und gewerblichen Liegenschaften in den dörflichen Anfängen der Stadt, also unter der ersten Generation von Bauten, dürfte ein beachtlicher Teil aus Holz errichtet worden sein. In den Jahren 1255/56 entstand die erste Untertorbrücke als Holzkonstruktion.

Abbildung 25: Geflösstes Holz im Tych, um 1880.
Bis weit ins 19. Jahrhundert blieb die Matte der zentrale Umschlagplatz mit Säge und Holzlager für grosse Mengen geflössten Holzes aus dem Oberland und Emmental.

256 SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 286: «Denn vmb leimi wend ist geraten, das die Stat förderlich sich besorgen sol vmb me Ziegelhöfen...»

257 Siehe Tätigkeitsberichte der Berner Münster-Stiftung, z. B. Tätigkeitsbericht 2017, S. 32. www.bernermuensterstiftung.ch.

258 Siehe Kapitel: Der zähringische Gründungsmythos und der Name Bern.

Obwohl die Stadt von Anbeginn einen beträchtlichen Holzverbrauch besessen haben muss, gelang es, die umliegenden Wälder so zu bewirtschaften, dass sie langfristig als Ressource erhalten werden konnten. Von den damit verbundenen Anstrengungen zeugen zahlreiche Quellen – allein in den Stadtsatzungen finden sich hunderte von Einträgen, die sich mit Regelungen und Verboten zur Pflege der Wälder und im Umgang mit Bau-, Brenn-, ja sogar Abfallholz befassen.[259] Auch Transport und Verarbeitung unterlagen strenger obrigkeitlicher Aufsicht.
Der Holznachschub dürfte sich früh auf die Holzflösserei auf der Aare konzentriert haben, bei der grosse Mengen des Baustoffes aus dem Oberland und dem oberen Emmental nach Bern gebracht wurden. Verarbeitung und Lagerung erfolgten naheliegenderweise in der Matte, wo das Holz aus dem Tych gezogen und in der benachbarten Sägerei verarbeitet und eingelagert wurde.[260] Die «Sust», der erste bekannte Werkhof der Stadt auf dem Terrain des ehemaligen Sandfluh-Steinbruchs, besass unweit der Matte ein «Tremmelhaus», welches 1430 geräumt werden musste.[261] Bis Ende des 18. Jahrhunderts unterhielt Bern im Bereich des heutigen Bundeshauses West und des Bernerhofes einen eigenen Holzwerkhof.
Obwohl wegen der Brandgefahr ungern gesehen, wurden Holzhäuser bis Ende des 16. Jahrhunderts geduldet. Ein eigentliches Verbot von Bauten mit Holzfassaden («vornen») wurde erst 1615 ausgesprochen:

> *Anweisung an die Venner, gemäß den alten Ordnungen nicht zu gestatten, daß an Stelle alter Holzhäuser andere höltzine Hüser gebaut werden, sondern gebieten ze laßen, dieselbigen mit Steinen vornen ufbuwen ze laßen.*[262]

Die allmähliche Verbannung des Holzes aus dem Stadtbild, welche aus Brandschutzüberlegungen ins Werk gesetzt worden war, wurde im 18. Jahrhundert auch aus ästhetischen und repräsentativen Gründen vollzogen. So waren Holzfassaden gegen «offene Plätze und Gassen» 1786 explizit nicht mehr erlaubt.[263] Wie alle Verbote liefert uns diese Satzung aber auch den Beweis, dass zumindest die Riegbauweise in dieser Zeit nach wie vor gebräuchlich war. Auch nach dem Verbot von Holzhäusern behielt Holz als Konstruktionsmaterial für Dachstühle, Decken und Riegfassaden, für die Täferung von Stuben etc. eine grosse Bedeutung.

---

259 z. B. SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 337-403.

260 Siehe hierzu beispielsweise «Der Sageren und Schifflüten Ordnung» in den Akten des Bauamtes, SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 42.

261 von Rodt 1905, XV. Jahrhundert, S. 72.

262 SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 58.

263 Baureglement für die Stadt Bern, 1786, 6. Satzung: «Gegen offene plätze und gassen soll nichts von holz oder rigwerk gebauet werden.», SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 74.

Einige besonders bedeutende ältere Holzkonstruktionen sind in Sakralbauten erhalten, beispielsweise der 1279 datierte Dachstuhl über dem Chor der französischen Kirche[264] oder der Glockenstuhl im Münster, für welchen gewaltige Eichenstämme verarbeitet wurden. Nicht im Welterbe-Perimeter, aber nicht aus Bern wegzudenken, ist die 1534/35 erbaute Neubrügg, die älteste erhaltene Holzbrücke des Kantons Bern (siehe Neubrücke).

Abbildung 26: Karl Howald, «Das älteste höltzerne Wohnhaus am Stalden, welches in den 1780ger Jahren abgebrochen worden ist, wo jetzt die Nummer 213. steht». Aquarellierte Federzeichnung, um 1850 (Reproduktion; heutige Adresse: Nydeggstalden 5).
Datierung 1393 auf dem Rahmenbalken des 1. Obergeschosses. Darunter Sinnspruch «All die so hie gan us und in / Laβ Dir Gott befohlen syn».

Wie in den vorangehenden Kapiteln dargelegt, wurde in Bern seit dem frühen 14. Jahrhundert eine Politik verfolgt, mit der Holzhäuser systematisch durch Bauten mit einer brandsichereren Konstruktionsweise ersetzt wurden. Die aquarellierte Federzeichnung des unermüdlichen Chronisten Karl Howald *(Abbildung 25)* entstand mehr als zweihundert Jahre nach dem Verbot von Holzhäusern und wahrscheinlich ein halbes Jahrhundert, nachdem das dargestellte, angeblich letzte Holzhaus Berns abgebrochen worden war. Auf dieser Darstellung dürfte etliches der Phantasie des Künstlers entsprungen sein oder eher allgemein typologischen Charakter besessen haben. So entsprach der Vorplatz vor Holzhäusern, die zwischen Stein- und Rieghäusern lagen, eher einem allgemeinen Topos des Stadtbildes als

[264] Siehe Descœudres, Utz Tremp 1993, Französische Kirche, de.wikipedia.org/wiki/Französische_Kirche_(Bern), letztmals konsultiert am 08.06.2024.

der konkreten Situation an der Südseite des Staldens, wo keine «für füre» gezogenen Laubenfassaden vorhanden waren (siehe Anreize zur brandsicheren Bauweise). Da der Nydeggstalden von den grossen Stadtbränden verschont blieb, kann freilich nicht ausgeschlossen werden, dass die Darstellung in gewissen Belangen einem tatsächlichen Sachverhalt nahekommt.
Das Haus kann hinsichtlich seiner Geschossigkeit, des weit ausladenden Vordaches und der Konstruktionsweise mit dem letzten erhaltenen Holzhaus Marktgasse 8 in der Altstadt von Laupen verglichen werden. Anders als dieses weist es ein Erdgeschoss in gestrickter Bauweise (Blockbau) aus gesägten oder gebeilten Balken, darüber zwei Geschosse in Ständerkonstruktion, im 2. OG offensichtlich mit massiven Holzwänden auf. Zu den bemerkenswerten Details gehören nebst den in der Bildlegende erwähnten Details der Schiebe- und der Klappladen im EG, das Christusmonogramm IHS – ein Fingerzeig auf die vorreformatorischer Entstehungszeit? – und der geschnitzte «gotische» Kielbogen im Türsturz über dem Hauseingang. Die Bildquelle legt nahe, wie sehr die architektonische und typologische Herkunft der Holzbauten mit der vernakulären Architektur des Berner Oberlandes oder des Emmentales vergleichbar ist. In dem Fall müssten wir uns eine Konstruktionsweise mit verschiedenen Holzarten wie Eiche für die statisch belasteten Schwellen und Pfosten sowie Rottanne für die Füllungen vorstellen.

Dachschindeln
Die Verbannung des Holzes aus dem Stadtbild begann mit dem Ersatz der Schindeldächer durch Ziegeldächer. Obwohl dieser Prozess bereits 1310 mit Geboten, Anreizen, später Bussen und Strafen in Gang gesetzt wurde (siehe Baulicher Brandschutz*),* dauerte es bis ins 16. Jahrhundert, bis dem Bau von Schindeldächern endgültig ein Riegel geschoben wurde: Der Stadtsatzung von 1539 wurde am 30. Juli 1547 hinzugefügt:

> *Schindeldächer verboten. Die neuen Gebäude in der Stadt sollen nicht mit Schindeln, sondern mit Ziegeln gedeckt werden bei 10 Pfund Busse.*[265]

Dies betraf vor allem die reinen Schindeldächer. Noch Jahrhunderte später wurden Schindeln als konstruktives Element für Unterdächer verwendet, unter zunehmendem Argwohn der Behörden, da die Verknappung der Ressource sich zuspitzte.
Nicht nur die Schindeldächer, sondern auch die Erinnerung an die Handwerker, welche diese hergestellt hatten, sind mit dem *Tachnaglergraben* verschwunden – so hatte der Abschnitt des Stadtgrabens zwischen Käfigturm und Holländerturm vor seiner Zuschüttung Mitte des 16. Jahrhunderts

[265] «Schinteltächer verpotten. Die nüwen büw, so hie in der statt gemacht, sollent nit mit schindlen, sonders mit zieglen gedeckt werden, by 10 lb bueß» SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 428.

geheissen.[266] Übrig geblieben sind allein die Schindelnägel, die von den Archäologen regelmässig aus dem Schutt einstiger Brände gezogen werden.[267]

Lehm

Bern ist als Sandsteinstadt berühmt – einige wenige Fassaden in Riegbauweise sind bis heute als «Ausreisser» im Stadtbild geduldet. Das Kapitel Die Lauben handelt von der Anreizpolitik der Stadt für den Bau brandsicherer Fassaden. Oft ist übersehen worden, dass Lehmbauten in der Feuerordnung von 1406 die gleichen Auflagen erfüllen mussten, aber auch ähnliche Privilegien wie Steinbauten genossen:

> *83. Wer mit Lehm baut – am fünften Samstag vor Johannes dem Täufer 1405 hat der Grosse Rat beschlossen: Wer sein Haus in der Stadt mit Hurden und Lehm baut und mit Ziegeln deckt, dem gibt die Stadt den Halbteil des Daches und, so weit die Fassade reicht, pro Fuss 5 Pfund Steuer. Dazu sollen ihm auch seine Nachbarn an die Kosten des Riegwerks, nach Schatzung unseres Bauherren, je die Hälfte beisteuern.*[268]

Das Wissen darum, dass es in Bern eine beachtliche Anzahl von Lehmhäusern gegeben haben muss, basiert vor allem auf der Überlieferung in den Satzungen, in denen die relevanten Abschnitte mehrheitlich in den Jahren nach dem Stadtbrand 1405 aufgezeichnet worden sind. Die 1405 deklarierte Förderpolitik, bei welcher Lehmbauten und Steinbauten auf ähnliche Weise unterstützt wurden, kam wohl um die Wende zum 17. Jahrhundert zu ihrem Ende.
Lehmbauten dürften in Bern vorwiegend als Riegkonstruktionen ausgeführt gewesen sein, d. h. die Tragstruktur wurde nicht von massiven Lehmwänden, sondern von einem hölzernen Rahmenwerk gebildet und der Lehm wurde für die Füllungen bzw. Ausfachungen und den Verputz verwendet – eine solche Konstruktion wird in der oben zitierten Bestimmung erwähnt.
In der Geschichtsschreibung der Berner Altstadt war der Lehmbau bislang stark unterbewertet. Denn: Das wirtschaftliche Wohlergehen der Stadt, insbesondere der Erfolg der Sandsteinbauweise, hat dazu geführt, dass von den einst zahlreichen Bauten und Bauteilen aus Lehm die meisten aus dem Stadtbild und aus dem kulturellen Gedächtnis verdrängt worden sind. Autoren wie Heinrich Türler, Hans Morgenthaler, Roland Gerber und andere

---

266 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 81.

267 Zahlreiche Nennungen in: Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten.

268 «83. Wer mit lein buwet - Anno domini m°cccc°v° sabato 5 ante Johannis baptiste samneten 15 die rete, die zweihundert, dz weler sin hus in der stat mit hürden vnd mit lein buwet vnd in ziegel dekett, da gibett die statt den halbteil des tachs, vnd als wit vor das hus vnder ougen ist, da git ouch die stat von ie dem schuoch v ß stöuer, dar zuo sol ouch im sin nachgebur an ietwedrem rig niden vnd oben, was der kost, glich den halbteile geben nach schatzung unser buherren». Siehe SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 254.

haben sich in Publikationen dennoch mit der Verwendung dieses Materials in Bern auseinandergesetzt.[269]
Was die konkreten gebauten Beispiele in der Berner Altstadt anbelangt, wird das Stichwort Lehm beispielsweise in allen fünf Kunstdenkmälerbänden zusammengenommen nur ein einziges Mal erwähnt, und das erst noch bei Mutmassungen über die Konstruktion der Fahrbahn der hölzernen ersten Untertorbrücke.[270] 2019 haben die Archäologen an der Rathausgasse 64 von einer Fachwerkwand berichtet, bei der der Ersatz einer ehemaligen Lehmausfachung vermutet wird.[271] Dieser Befund dürfte stellvertretend für eine sehr viel grössere Anzahl von Beispielen stehen, die es in der Berner Altstadt gegeben haben muss. An der Kramgasse 72 wurde eine besondere Verwendung von Lehm nachgewiesen, die einst verbreitet war, nämlich Bodenbeläge aus Stampflehm bzw. Estrich.[272] Insgesamt hat die Lehmbauweise in der Literatur bislang ein Schattendasein geführt, das ihrer einstigen tatsächlichen Verbreitung in keiner Weise gerecht wird.

Technische Besonderheiten
Hier ein kurzer Blick auf das Material selbst: Lehm ist «ist eine Mischung aus Sand (Korngröße > 63 µm), Schluff (Korngröße > 2 µm) und Ton (Korngröße < 2 µm).»[273] Seine Zusammensetzung unterscheidet sich je nach Ablagerungsort und Kontext. Vom Ton, der sich für keramische Verwendungen eignet, unterscheidet sich der Lehm dahingehend, dass er ohne Brand verarbeitet wird. Lehm ist überall in grossen Mengen vorhanden und kann prinzipiell vor Ort oder in der Nähe von Bauplätzen gewonnen werden, dadurch entfallen längere Transporte. Seine Zusammensetzung kann durch Zuschlagstoffe wie Kalk, Zement, Fasern oder andere organische Stoffe veredelt werden.[274] Lehm kann als Stampflehm, in angefeuchteter, wie Verputz bearbeitbarer Form oder in Form getrockneter, nicht gebrannter Lehmziegel verarbeitet werden.
Für die historische Berner Altstadt sind vor allem die ersten beiden Verwendungsarten anzunehmen. Dabei kann das Material auf Träger bzw. Gründe wie Hurden (Flechtwerk aus Weidenruten, Reisig etc.) aufgebracht werden, wobei auch freie Formen möglich sind. Da wetterexponierte Lehmfassaden wenig witterungsbeständig sind, müssen sie mit Vordächern geschützt

269 Türler 1896, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, S. 59, Morgenthaler 1924, Bilder der ältern Geschichte, S. 119. sowie Gerber 1994, öffentliches Bauen, besonders S. 40.

270 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 196.

271 Roger Lüscher, Armand Baeriswyl, Bern, Rathausgasse 64 : die Baugeschichte einer Altstadtliegenschaft in der Stadt Bern, in: Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, Bern: Archäologischer Dienst des Kantons Bern (Herausgeber), 2019, S. 59.

272 Roger Lüscher, Armand Baeriswyl, Bern, Kramgasse 72 / Rathausgasse 61: ein Kino wird überflüssig, in: Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, Bern: Archäologischer Dienst des Kantons Bern (Herausgeber), 2021, S. 53.

273 de.wikipedia.org/wiki/Lehm, letztmals konsultiert am 01.01.2025.

274 de.wikipedia.org/wiki/Lehmputz sowie de.wikipedia.org/wiki/Lehmbau, beide letztmals konsultiert am 30.12.2024.

werden. Möglich sind auch verputzte oder gestrichene Schutz- und Opferschichten. Zur Bauweise mit gebrannten Ziegeln siehe Ziegel, Terrakotta.

Historisch relevant und zukunftsträchtig

Lehm als Baumaterial war billig, verfügbar, liess sich leicht verarbeiten, auch wiederverwenden, konnte beispielsweise mit Flechtwerk kombiniert werden und eignete sich damit nicht nur für Aufgaben wie Ausfachungen von Riegwänden sondern auch für freiere Formen wie den Bau von Kaminhüten oder feuerfesten Auskleidungen.[275] Für alle Stadtbewohner*innen, die nicht zu den Vermögenden gehörten, war Lehm die erschwingliche Alternative zum (Hau)stein. Dies wurde auch von den Behörden so begriffen und propagiert. Indem Lehmbauten ähnlich gefördert und subventioniert wurden wie Steinbauten, konnte die Feuersicherheit der Stadt mit pragmatischen Mitteln wirksam gefördert werden (siehe Subventionen).

Zum Schluss ein Hinweis auf die heutige Renaissance der Lehmbautechnik, die aufgrund ihrer CO2-neutralen Bilanz und der Wiederverwendbarkeit des Grundmaterials, insgesamt ihrer Nachhaltigkeit, neue Aktualität geniesst.[276] Im Zusammenhang mit seinen historischen Lehmbauten zeigt sich der Denkmalcharakter des Welterbes in einer vielleicht unerwarteten, jedoch sehr relevanten Form.

Riegbauten

Viele Bauten in den Berner Nebengassen besitzen Lauben, die nicht auf Bogen, sondern auf geraden Stürzen ruhen. Die Mehrzahl der entsprechenden Häuser weist hölzerne Fenstergewände auf. Beide Merkmale deuten darauf hin, dass ein Haus in verputzter Riegbauweise ausgeführt ist. Dabei kommt in der Regel eine Holzrahmenbauweise mit vermauerten und verputzten Ausfachungen zur Anwendung, wie sie auch in der ländlichen, vernakulären Architektur weite Verbreitung geniesst. Während, wie zuvor herausgearbeitet, aus pragmatischen Gründen viele Füllungen aus Hurden und Lehm konstruiert waren, dürfte nach Möglichkeit auf Ausmauerungen aus Backstein zurückgegriffen worden sein (siehe Ziegel, Terrakotta).

[275] Ausführlich hierzu die Feuerordnung von 1406, siehe SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 194-195.

[276] Als Referenzadresse für Innovation im Lehmbau seien hier Martin und Marta Rauch erwähnt, deren Erkenntnisse aus langjähriger Forschungsarbeit an bedeutenden Werken der Architektur angewandt worden sind. Siehe www.lehmtonerde.at und www.karak.at, letztmals konsultiert am 31.12.2024. Zunehmende Beliebtheit geniessen auch Lehmziegel, deren Produktion langsam in grösseren Mengen hochgefahren wird – siehe www.terrabloc.ch/toutes-les-ralisations, letztmals konsultiert am 18.05.2025.

Abbildung 27: Walter Neeser, Postgasse 26-42, 1946.
Die Serie der stolzen Sandsteinbogen wird in der Postgasse durch drei verputzte Riegbauten mit geraden Laubenstürzen unterbrochen, die infolge der öffentlichen Förderpolitik nicht gleich weit auf die Gasse hinaus gebaut werden durften wie die Sandsteinfassaden.

Verputzbauten haben eher bescheidene Ansprüche. Sie ordnen sich unauffällig in die Gassenbilder ein, zumal wenn ihre Fassaden in sandsteinfarbigen Tönen gestrichen sind. Ein besonders interessantes Beispiel sind die drei Häuser Postgasse 28-32, deren Fassaden geringfügig gegenüber den benachbarten Steinfassaden zurückspringen. Hier sehen wir einen der letzten erhaltenen baulichen Zeugen für die abgestufte Privilegierung von Fassaden in Riegbauweise gegenüber massiven Steinfassaden (siehe Das Steinprivileg).
Einige wenige Bauten der Berner Altstadt zeigen wiederhergestellte historische Riegfassaden, deren Konstruktionshölzer rotbraun gestrichen und deren Ausfachungen mit ornamentalen Malereien geschmückt sind (u. a. an der Rathausgasse 80 oder an der Münstergasse 57). Dieser Schmuck weist darauf hin, dass die verputzten Ausfachungen auf Sichtbarkeit im Stadtbild hin ausgelegt waren. Weitere Beispiele mit ungeschmückten, einfacheren Sichtriegkonstruktionen sind ebenfalls vorhanden.

Verputzbauten

Über die wahrscheinlich unterschätzte Bedeutung verputzter Massivbauten in der alten Stadtgeschichte legt an unerwarteter Stelle die Hoffassade des Hauses Gerechtigkeitsgasse 43 Zeugnis ab: Sie grüsst mit wunderbaren Grisaillen, feingliedrigen spätgotischen Fenstergewänden und Baudatum 1622 ins obere Gerechtigkeitsgässchen hinunter, dessen Charakter ansonsten vom bescheidenen Lokalkolorit der Areahöfe und der für diese Höfe üblichen Ausstattung lebt.
Eine besondere Gruppe von Bauten mit Verputzfassaden stellen die bedeutenden spätbarocke Monumentalbauten des 18. Jahrhunderts wie der Erlacherhof, das Stiftsgebäude, die Stadtbibliothek, das Wattenwylhaus an der Herrengasse 23 oder an prominentester Stelle das Burgerspital dar. Sie alle sind kurz vor oder nach der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden und besitzen weiss gekalkte Fassaden mit Sandsteingliederung. Gegen Ende des Jahrhunderts folgte u. a. die Staatskanzlei unterhalb des Rathauses.[277]
Der Verputz wird bei diesen Bauten als neutraler Mauergrund angewendet, vor dem sich die Struktur der Sandsteinelemente entfaltet. Er kommt hier also als gestalterisch gewolltes Element zur Anwendung. Dieses gibt den entsprechenden Bauten eine plastische Tiefe und Frische, welche mit dem Relief reiner Sandsteinfassaden nicht zu erreichen ist. Offensichtlich ist diese Bauweise von Autoren und Bauherrschaften mit hohen gestalterischen Ansprüchen geschätzt, ja bevorzugt worden. In der erwähnten Phase im 18. Jahrhundert wandelte sich die Kodifizierung des Baumaterials dahingehend, dass bedeutende öffentliche und private Bauten in Mischbauweise mit Sandsteingliederungen und hell verputztem Fassadengrund im baulichen Gefüge hervorgehoben wurden. Von der Obrigkeit wurden solche «Eskapaden» geduldet, da behauenes Quaderwerk nur für die Hauptgassen vorgeschrieben war. So gelang es diesen Bauten, besonders an peripheren Lagen festliche Akzente im Stadtbild zu setzen.
Darüber hinaus ist an einigen Stellen zu beobachten, wie Sandsteinfassaden, Verputzfassaden und ebenfalls verputzte Brandwände im 18. bis 20. Jahrhundert ein durchaus reizvolles Spiel eingehen, das die städtebauliche Logik und die Hierarchien im Miteinander verschiedener Bauten und Räume zum Gegenstand hat. So ist im nördlichen Abschnitt der Kreuzgasse und zuoberst an der Junkerngasse zu beobachten, dass hier an mehreren Bauten nur das Laubenjoch gegen die Gasse mit Haustein ausgeführt wurde, die anschliessenden Fassaden, die zu den gleichen Häusern gehören, jedoch verputzt worden sind.
An der Wende zum 20. Jahrhundert entsteht eine weitere bemerkenswerte Situation an der Mündung der Rathausgasse auf den Kornhausplatz. Der Verputz erzählt hier vom Mauerdurchbruch, mit dem im späten 19. Jahrhundert die Rathausgasse als Ersatz für das einstige schmale Gässchen mit einem stattlichen Durchbruch an den Kornhausplatz angeschlossen worden ist. In der gleichen Zeit entstanden hier und in der Nägeligasse

[277] Schnell 1999, Sprüngli, S. 124.

Bauten, deren Nebenfassaden ebenfalls mit Sandsteingliederungen und verputztem Mauergrund ausgeführt sind.
Das strikte Sandsteingebot brach somit zu gewissen Zeiten und an bestimmten Stellen der Berner Altstadt auf und hell verputzte Fassaden wurden eingesetzt – entweder, weil die Mittel geschont wurden oder aber, weil der Verputz die Chance bot, sich von der Uniformität der allgegenwärtigen Sandsteinfassaden gepflegt-repräsentativ abzuheben. Diese Beispiele zeigen auch, dass es oftmals erst die sorgfältig gemachten Ausnahmen sind, welche es ermöglichen, dass die Regel andernorts umso kraftvoller hervortritt. Als «Störungen» tragen sie zur Lebendigkeit und Identität zahlreicher Situationen bei und denkmalpflegerisch kann es durchaus reizvoll sein, eine Fassade mit Verputz oder Verputzelementen wieder in der Farbenfreude eines ursprünglichen Anstriches erstrahlen zu lassen.

Gebrannter Kalk

Gebrannter Kalk kommt als Bindemittel für Mörtel, Fugenmörtel und Verputze in der Bauweise mit grossformatigen Sandsteinquadern, in Kiesel- und Feldsteinmauerwerken sowie als Zuschlagstoff in verhältnismässig grossen Mengen zur Anwendung. Sichtbar wird er im Sandsteinquaderwerk vor allem im hell hervortretenden Lineament der Fugen. Als für die Herstellung von Mörteln unverzichtbarer Grundbestandteil wird gebrannter Kalk mit Sicherheit verwendet, seit es in Bern Steinbauten gab – also bereits vor der eigentlichen Stadtgründung.
Gebrannter Kalk wird durch Brennen von gebrochenen Kalksteinen oder kalksteinhaltigen Materialien wie beispielsweise Tuff gewonnen.[278] Das Brennen des Kalkes gehört traditionell zu den Aufgaben der Ziegler, wie sie in Zieglerordnungen besonders des 15. Und 16. Jahrhunderts beschrieben werden.[279] Einen Hinweis darauf, dass im Mittelalter Kalk und möglicherweise Kalköfen in der näheren Umgebung von Bern vorhanden waren, gibt der Name Kalchegg des Moränenhügels zwischen Burgernziel und Brunnadernstrasse.[280] Vom 17. bis ins 19. Jahrhundert hatte es sich eingespielt, dass der Werkstoff fassweise auf dem Wasserweg aus der Ziegelhütte in Thun angeliefert wurde. Abläufe, Zuständigkeiten, Transport, Lagerung und Preise wurden besonders anschaulich in einer Ordnung vom 3. Februar 1645 geregelt.[281] Noch 1836 berichtete Carl Jakob Durheim, dass am 6. Juli «das ordinäre Thunschiff, mit 25 Personen und Kalk beladen, um 1 Uhr Nachmittags bei der Uttigenfluh an einen Felsen stiess, umschlug und 18 Personen ertranken.»[282] Wie die meisten Werkstoffkreisläufe ist dieses

[278] de.wikipedia.org/wiki/Calciumoxid, letztmals konsutliert am 01.01.2025.

[279] Zahlreiche Nennungen in: SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.2.

[280] Weber, Historisch-Topographisches Lexikon, 1976, S. 126 f.

[281] SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.2, S. 721-722.

[282] Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 200.

System in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf eisenbahngestützte Lieferketten umgestellt worden.

Gips und Stuck

Gips und Stuck sind, gemessen an ihrer Präsenz im Stadtraum, in Bern von eher untergeordneter Bedeutung. Erwähnt werden sie hier dennoch, weil öffentliche Bauten, besonders im Bereich der Erdgeschosse und Treppenhäuser, städtebaulich als Erweiterung des Stadtraums zu verstehen sind. Einige der bedeutendsten öffentlichen Bauten Berns sind mit grandiosen Stukkaturen ausgestattet, deren Autoren nicht nur als Stukkateure, sondern als Kunstschaffende in einem internationalen Kontext hohe Geltung hatten.
Erste Hinweise auf Gipserarbeiten sind seit dem 17. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem Rathaus zu finden.[283] 1728-30 weilt der Wessobrunner Stukkateur Joseph Anton Feuchtmayr in Bern, wo er die Stuckgewölbe und Muldendecken der Heiliggeistkirche[284] und die Decke im grossen Saal des Rathauses des äusseren Standes[285] erschafft. Aus dem Jahr 1735 ist überliefert, Johann Friedrich Funk habe für den Schultheissenthron im Rathaus Gipsmodelle der Löwenköpfe als Vorlage für den Giesser hergestellt.[286] Um 1750/51 entstanden nach Entwürfen Johann August Nahls die Stukkaturen im grossen Salon des Erlacherhofes.[287] Nahl wirkte fast ein Jahrzehnt lang in Bern und wird in Biografien explizit als «Bildhauer und Stuckateur» bezeichnet (siehe Das Goldene Zeitalter).[288] Ein weiterer architektonischer Höhepunkt sind die Stukkaturen, die Lorenz Schmid 1790 für den Hallersaal in der Burgerbibliothek verfertigte.[289] Weitere Werke sind u. a. auch aus Bürgerhäusern überliefert.
Bei all diesen Arbeiten gibt es nur wenige Hinweise auf die Herkunft des Materials. Einer eher unbedeutenden Stelle in den Quellen entnehmen wir, dass Gips als Rohmaterial schon im 18. Jahrhundert auf dem Wasserweg nach Bern gelangte.[290] Um 1830 etablierte sich in dem stolzen Gewerbebau an der Wasserwerkgasse 17 in der Matte eine Gipsreibe *(Abbildung 131).* Bedeutende Gipsvorkommen mit entsprechendem Produktionsbetrieb waren in jüngerer Zeit in Krattigen und Faulensee vorhanden, beide am

[283] z. B. Hofer 1947, KDM Bern 3, S. 148.

[284] Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. 208.

[285] Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 11.

[286] Hofer 1947, KDM 3, S. 162.

[287] Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 212.

[288] de.wikipedia.org/wiki/Johann_August_Nahl_der_ältere, letztmals konsultiert am 02.01.2025.

[289] Hofer 1947, KDM 3, S. 300, 308.

[290] Die Schifferordnung von 1744 zählt Materialien auf, die von den Schiffleuten auch in eigener Regie transportiert und gehandelt werden dürfen: «gips, kalch, ziegel etc.». (SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.1, S. 281).

Südufer des Thunersees.[291] Dank dieser Vorkommen fand das Material zunehmend in grösseren Quantitäten Eingang in die Berner Architektur. Dass dabei erst allmählich Erfahrungen mit dem Material gesammelt wurden, verrät der Hinweis, dass dieses im frühen 19. Jahrhundert behelfsmässig als Reparaturmaterial für den Stadtbach verwendet wurde, indem dessen Sohle stellenweise mit Gips ausgegossen worden sei.[292]

Weitere Baumaterialien

Die Berner Altstadt ist als architektonisches Artefakt im 19. und 20. Jahrhundert mannigfaltig überformt und ergänzt worden. Während die den öffentlichen Raum bestimmenden Fassaden sich an das Sandsteinideal hielten, kamen im Innern und bei der Konstruktion der Gebäude alle «klassischen» Werkstoffe der modernen Architektur zur Anwendung. Um den Fokus auf die städtebaulich relevanten Aspekte im Auge zu behalten, ist die hier folgende kurze Zusammenstellung nicht nach Materialien geordnet, sondern greift einige wenige beispielhafte Bauten heraus (siehe Die äussere Neuenstadt sowie Die Quartiere des 19. und 20. Jahrhunderts). Unter diesen Bauten ragen zweifellos die Passagen hervor. Verfeinerte Paletten von Gläsern und Metallen sind am Aarbergerhof (Franz Trachsel, 1951-1952) und an der Marktgass-Passage (M. & O. Lutstorf, 1950-1951) zur Anwendung gekommen – Messing, eloxiertes Aluminium, gebogene grossformatige Glastafeln, Glasbausteinen etc.[293] Als Beispiel für die in der oberen Altstadt vielfach vorhandenen Stahlskelettbauten mit Sandsteinfassaden sei Albert Gersters Haus «Bäreck» (Bärenplatz 2) erwähnt, anlässlich dessen Einweihung Redaktor Peter Meyer im «Werk» die Notiz hinterliess: «Die Fassade» (feiert) Auferstehung. Vom konstruktiven Gerippe ist nichts mehr zu sehen, die Form hat gesiegt.»[294]

Farbe

In der Sandsteinstadt Bern erhalten Anstrich- und Farbmittel nur selten die Aufmerksamkeit, die ihnen, gemessen an ihrem Vorhandensein, tatsächlich gebührt. Farbe ist nicht nur ein konstituierender Bestandteil zahlloser Berner Intériers, sondern – bei genauerem Hinsehen – auch vieler Fassaden und Aussenräume. Bei der Verwendung von Farbe gehen immer zwei Hauptzwecke Hand in Hand: die gestalterische Funktion einerseits, andererseits die technische Veredelung von Oberflächen, welche zum Schutz

[291] Siehe z. B. das Schweizerische Handelsamtsblatt von 1896: www.e-periodica.ch/cntmng?pid=sha-001%3A1896%3A14%3A%3A711.

[292] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 212.

[293] Mehr dazu siehe u. a.: Jürg Keller, Laubenschaufenster der Berner Altstadt: rascher Wandel modischer Erneuerung im 20. Jahrhundert, in: Berner Heimatschutz, Regionalgruppe Bern, Mitteilungsblatt 2000, S. 9-13.

[294] (Das) Werk, Band 17 (1930), Heft 6, S. XXXIII.

gegen Zersetzung durch Nässe und/oder biologische Prozesse oder gar gegen Ungeziefer dient.
Beginnen wir mit dem Offensichtlichsten: Traditionelle Anstriche mit öl-, kasein- oder kalkgebundenen Farben werden seit der Frühzeit zur Behandlung von Holzteilen, Verputzen, ja selbst behauenen Sandsteinoberflächen eingesetzt. Dies auch an witterungsexponierten Stellen wie Strebepfeilern von Laubenfassaden oder nicht durch Dachüberstände geschützten Wandabschnitten beispielsweise an Sakral-, Wehr- und Industriebauten. Die spätgotische hofseitige Fassade von Gerechtigkeitsgasse 43 überrascht mit schönen Grisailleornamenten und der Jahrzahl 1722 (siehe Verputzbauten). Grossflächige Farbfassungen spätestens aus dem 18. Jahrhundert sind an mehreren Berner Gassenfassaden erhalten. An steinsichtigen Fassaden können auch Spuren einstiger Farbbehandlungen vorhanden sein, die nur noch mit naturwissenschaftlichem Instrumentarium nachweisbar sind.[295]
Die gestalterische Anwendung von Farbe, welche an Fassaden bzw. im Aussenraum praktisch immer der guten Integration ins Stadtbild dient, wird seit Jahrhunderten praktiziert. Geregelt wird sie freilich erstmals erst in der Bauordnung von 1907: So dürfen damals «keine blendenden (...) oder für die Bewohner und für die Umgebung in gesundheitlicher Beziehung nachteiligen Farben verwendet werden.» Und: in den wichtigen Altstadtgassen «ist ein Anstrich der Fassaden nur in mattem, dem Berner Sandstein entsprechendem Tone zulässig.»[296] Farbe in der Architektur ist hier vor allem ein Medium, das im Hintergrund wirkt und Atmosphäre erzeugt. Hierin haben Anstriche vieles mit der Materialfarbe des Sandsteins gemeinsam. Traditionell wurden in der Architektur günstige, in grossen Mengen verfügbare, oftmals auch lokal geförderte Pigmente aus Erdmineralien, Erzen und Oxyden eingesetzt.[297] Dies hatte zur Folge, dass selbst verhältnismässig bunte Auszeichnungen wie ochsenblutrot gefasste Holzwerke an Rieg- und insbesondere Lehmbauten trotzdem überraschend stimmig im Gesamtbild der sandsteinfarbenen Altstadt mitklingen. In der ländlichen wie städtischen Architektur wurde Holz oft auch mit grauen Fassungen zum Steinimitat veredelt. Offensichtlich sind selbst verhältnismässig starke Farbvariationen und Nuancierungen – sowohl beim Steinmaterial wie auch bei Anstrichen – der Tiefe und Kraft der Gesamtwirkung nicht abträglich.
Die Palette der traditionellen Farbmittel ist besonders im frühen 19. Jahrhundert in Bewegung geraten. Damals wurden zahlreiche neue Herstellungsverfahren für Pigmente entwickelt. Diese fanden schnell Verbreitung in der bildenden Kunst und der Textilindustrie, bevor sie über das Kunsthandwerk, auch in Form von Dekorationsmalereien oder Tapeten, Eingang

[295] Anhaltspunkte zur Schwierigkeit von Bestimmungen ehemaliger Anstriche liefern u. a. die Tätigkeitsberichte der Berner Münster-Stiftung, z. B: TB 2019, S. 86 (www.bernermuensterstiftung.ch/publikationen).

[296] Stadtarchiv Bern, SAB_R_7_0_113, Neue Bauordnung für die Gemeinde Bern, 13. Oktober 1907, Art. 80, S. 48.

[297] de.wikipedia.org/wiki/Pigmente, letztmals konsultiert am 14.03.2025.

in die Architektur fanden. Diese Erweiterung der Farbpaletten schuf die Voraussetzungen für die Entstehung von Epochenfarben, wie sie in der Architektur besonders im Jugendstil, in der klassischen Moderne oder in den 1970er Jahren prägend waren und Bekanntheit erlangt haben. Seit ungefähr Mitte des 20. Jahrhunderts kann mit Farbfächern zunehmend praktisch jeder beliebige Farbton günstig und in genormter Qualität bestimmt und bestellt werden.[298] Damit ist technisch zwar der Traum vieler Farbtheoretiker in Erfüllung gegangen.[299] Aber diese neue Freiheit ist in der Architektur oft mehr Fluch als Segen – kann doch die Wahl eines Farbtones schnell zum Missgriff werden. Ohnehin weckt die Diskussion farbgestalterischer Themen oftmals überraschende Emotionen, die auszulösen der Architektur oft versagt bleibt.
Die Prinzipien der Farbgestaltung an Gebäudehüllen gelten grundsätzlich auch in Innenräumen. Besonders auch hier werden Farben seit langem zum Schutz und zur Konservierung beispielsweise von Holzwerk eingesetzt. Diese Wirkung teilweise giftiger Bestandteile hat auch die Gesundheit von Generationen von Menschen beeinträchtigt. Hierzu liegt bis heute nur bruchstückhaftes Wissen vor. Bekannt sind jedoch die Rezepturen: Viele auch historische Pigmente enthalten Verbindungen aus Quecksilber, Cadmium, Blei, Arsen, Chrom oder sonstigen Schwermetallen. Das Problem gesundheitsschädlicher, weil schlecht belüfteter Innenräume hat sich mit den Erfindungen des frühen 19. Jahrhunderts (Chromgelb 1820, Schweinefurter Grün 1822, Ultramarin 1828, etc.) zugespitzt. Nach dem ersten, oben zitierten Hinweis auf toxische Anstriche in der Berner Bauordnung von 1907 hat sich das Problem nach einem guten Jahrhundert entschärft.

Strassenbeläge

Im Bild der Stadt, das wir mit unseren Augen erblicken, nehmen die Elemente, die den Boden bedecken, fast die Hälfte des Gesichtsfeldes ein. Der Boden ist das einzige Element der Stadt, zu dem wir mit den Füssen in ständigem haptischem und mit dem Klang der Schritte auch in akustischem Kontakt stehen. Gemessen an seiner Präsenz wird der Boden erstaunlich häufig aus der Wahrnehmung ausgeblendet. Für die Qualität des Stadtraums ist er, wenn auch unterschwellig, gleichwohl von nicht zu unterschätzender Bedeutung.
Die nachfolgenden Hinweise befassen sich vor allem mit historischen und technischen Fragestellungen.[300] Die Bodenbeläge sind ein wesentlicher Gegenstand des Leitfadens Freiraum im Handbuch des Managementplanes.

---

298 de.wikipedia.org/wiki/RAL-Farbe, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

299 de.wikipedia.org/wiki/Farbenlehre, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

300 Hier können, gemessen an der Komplexität des Gegenstandes, nur elementare technische Informationen vermittelt werden. Für weiter gehende Informationen wird auf das Portal Strassen- und Wegebau bei Wikipedia verwiesen: de.wikipedia.org/wiki/Portal:Straßen-_und_Wegebau, letztmals konsultiert am 02.01.2025.

Chaussierungen

Diese traditionelle Befestigungstechnik war in der Berner Altstadt bis ins 20. Jahrhundert verbreitet und ist auf zahlreichen Fotografien dokumentiert. Chaussierungen waren nicht nur an abgelegenen Lagen anzutreffen, sondern durchaus auch auf für den öffentlichen Raum besonders wichtigen Bauwerken wie den Hochbrücken oder der Bundesgasse. Chaussierungen sind zu Zeiten auch für die Genfergasse, die Hodlerstrasse, die Amthausgasse, die Schauplatzgasse etc. nachgewiesen.

Ingenieurtechnisch ist eine Chaussierung ein wassergebundener Fahrbahnbelag aus einem abgestuften Mineralgemisch gebrochenen Natursteinmaterials, Splitt und Schotter.[301] Chaussierungen haben Belastungsgrenzen, sind unterhaltsbedürftig, können wetter- und saisonabhängig bis zur Unbefahrbarkeit aufweichen, an geneigten Standorten erodieren sie und waschen aus. Bei Trockenheit können Chaussierungen zudem aufgrund der Staubentwicklung Probleme bereiten. Zum Bild chaussierter Strassen gehören deshalb auch Sprengwagen; diese sind zur Staubreduktion, aber auch für den Bau und Unterhalt unerlässlich.

Beim Betrachten historischen Fotomaterials wird die räumliche Qualität chaussierter Flächen deutlich. Bei sorgfältigem Unterhalt besitzen sie ruhige und dennoch lebendige Oberflächen und das Fehlen von Markierungen übt eine wohltuende Wirkung aus. Die hervorragendste Qualität solcher Stadträume besteht darin, dass sie von der Architektur und nicht von ephemeren Signalisationen und Ausstattungen konstituiert werden.

Abbildung 28: Der Kornhausplatz um 1900 (Postkarte).
Die Atmosphäre des Ortes war nach der Eröffnung der Kornhausbrücke von faszinierendem städtischem Leben, Verkehrsmitteln und einer Vielfalt von Strassenbelägen gekennzeichnet, die heute verschwunden sind.

[301] de.wikipedia.org/wiki/Wassergebundene_Decke, letztmals konsultiert am 02.01.2025.

Pflästerungen

1377 verbucht die Stadtrechnung einen Betrag, um «die nidern brotschal ze beschiessenne», also einen Abschnitt im oberen Teil der Gerechtigkeitsgasse zu pflästern. Vom Konrad Justinger erfahren wir, der Rat habe 1399 beschlossen, die Stadt generell mit Steinen zu pflästern, «daz gar ein grosse notdurft waz».[302] Während fast zweier Jahrhunderte hatte Bern offenbar mit mehrheitlich unbefestigten Strassen auskommen müssen – aus der geschilderten «Notdurft» spricht das Bild des Schlammes, der bei nassem Wetter und im Winter jeden Transport, besonders von der Untertorbrücke über den steilen Stalden bis in die Gerechtigkeitsgasse hinauf, zur Tortur werden liess.

Der Weg von diesem Beschluss bis zu einer sauber gepflästerten Stadt sollte Jahrhunderte dauern und ist eigentlich nie zu Ende gebracht worden. In erster Priorität wurden wohl die steilen Fahrwege «besetzt», dann alle Hauptgassen. Eduard von Rodt berichtet, dem Bauherren sei «erst im Jahr 1562» befohlen worden, «den Platz beim Bärengraben und beim Bubenbergsthürli besetzen zu lassen».[303] Der Bärengraben befand sich damals auf dem heutigen Bärenplatz, deshalb dürfen wir vermuten, dass die grossen Pflästerungsprojekte erst mit den Jahren in der oberen Altstadt angekommen sind. Paul Hofer kam zum Schluss, die Nebengassen seien «wohl erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts (…) durchgehend gepflästert worden.»[304] Jakob Sterchi erzählte in seiner Stadtchronik, dass nach der Einweihung des neuen Knabenwaisenhauses 1786 auch der Waisenhausplatz gepflästert worden sei.[305] Carl Jakob Durheim berichtete 1859, dass «die Hauptstraßen der Stadt, die früher mit runden Kieselsteinen bepflastert waren (…), seit mehreren Jahren mit viereckigen Steinen, größtentheils aus den Steinbrüchen bei Leißingen (Leissigen) am Thunersee, besetzt» werden.[306]

Pflästerungen begegnen uns nicht nur in Gestalt grossangelegter öffentlicher Bauprojekte. Der im Berndeutschen noch heute verwendete Begriff «Bsetzi» bezeichnet die Vorzone von Häusern und Lauben – die Pflästerung ist nicht nur eine ideale Befestigung von Fahrbahnen für Schwertransporte, sondern eignet sich hier auch, um der Beanspruchung durch Tropf- und Spritzwasser zu widerstehen. An zahlreichen Situationen sind tatsächlich auch wasserführende Rinnen mit Pflastersteinen belegt worden, lange bevor die Fahrbahn an die Reihe kam. Dass die Ertüchtigung der Stadt mit wetter- und saisonfesten Fahrbahnbelägen keine Selbstverständlichkeit war, zeigen Fotografien des späten 19. Jahrhunderts, auf denen die Genfergasse, der Hof der Lateinschule, die neuen Hochbrücken, ja selbst die

---

302 Studer 1871, Justinger, S. 188.

303 von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte, S. 229.

304 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 30.

305 Sterchi, Stadtchronik, 1895-96, S. 51.

306 Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 12.

Bundesgasse mit chaussierten, also ungepflästerten Fahrbahnen zu sehen sind.

Abbildung 29: Die Grabung im Hof des Hauses Kramgasse 72 (Capitol) von 2020.
Der sorgfältig freigelegte Befund zeigt ein besonders schönes, typisches Beispiel einer barocken Pflästerung mit «Kieselsteinen». Hier sind die Steine nach Grössen sortiert, gerichtet, mit eingelegten Bändern gegliedert und zu lebendigen Flächen zusammengesetzt, die an die Epidermis von Lebewesens erinnern.

Auf einen Wesenszug von Pflästerungen, der heute neue Aktualität geniesst, weisen Andreas Heege und Armand Baeriswyl in den «Gassengeschichten» hin: Es sind keine Pflästerungen aus der Zeit vor dem 18. Jahrhundert erhalten, weil die Pflastersteine stets wiederverwendet wurden.[307] Vor kurzer Zeit hat die archäologische Freilegung einer Hofpflästerung im Haus Capitol dennoch gezeigt, zu welch grandioser Kunstfertigkeit die Pflästerer zur Mitte des 18. Jahrhunderts gelangt waren.[308]
Die denkmalpflegerische Relevanz erhaltener Pflästerung wird uns in Erinnerung gerufen, wenn wir in Paul Hofers Kunstdenkmälerband von 1952 lesen, die Trittplatten und die umgebende Pflästerung am Kindlifresserbrunnen auf dem Kornhausplatz seien noch in der Gestalt von 1757 erhalten.[309] Seither sind sie verschwunden und der Brunnen steht, vom Stadtraum losgelöst, auf einem Podest. Bei der baukulturellen Aneignung von Aussenräumen herrscht offensichtlich Handlungsbedarf. Einer Bemerkung im gleichen Buch ist zu entnehmen, dass seit einem Jahrhundert dennoch Bewusstsein für solche Fragestellungen keimt: «Was die – in der Marktgasse 1938 wiederhergestellte – Pflästerung gerade für die städtebauliche Einbindung bedeutet, zeigt der Vergleich mit dem Pfeiferbrunnen in der

[307] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 214.

[308] Baeriswyl, Lüscher 2021, Kramgasse 72, Capitol, S. 57.

[309] Hofer 1952, KDM Bern 1: S. 278.

asphaltierten Spitalgasse.»[310] Offenbar war die Marktgasse nach einem kurzen Intermezzo mit Walzasphalt sehr schnell auf das heute wieder vertraute Bild zurückgeführt worden.

Steinplattenbeläge

Johann Rudolf Gruner schreibt 1732, «alle Häuser in allen Gassen, ausser gar wenigen (…) formiren mit Arcaden, Schwibbögen und Gewölben gebauet eine schöne Laube, (…) welche mit gantzen steinernen Blatten besetzet».[311] Das Baureglement von 1786 schreibt explizit vor: «Alle Lauben in allhiesiger Hauptstadt sollen von den Besitzeren der Häuser in möglichster Gräde gezogen und mit nichts anders als guten Sandplatten belegt werden».[312] Noch in der Bauordnung von 1839 wird vorgeschrieben, der Laubenboden solle mit «Platten von gehauenen Sandsteinen», «mit sauber gehauenen harten Steinplatten, jedoch mit Ausschluss der Goldswylplatten» «oder endlich (...) mit einem Gusse von Asphalt belegt sein.»[313] Wie dieser Bestimmung zu entnehmen ist, werden besonders gewisse Steinsorten durch den Gebrauch glattpoliert, weshalb sie ab und zu aufgerauht werden müssen.[314]

Der Ersatz der steinernen Laubenböden durch Gussasphalt beginnt gegen Mitte des 19. Jahrhunderts (siehe Asphalt). Heute kommen Steinplatten noch an ausgewählten Stellen als Auszeichnung besonderer Liegenschaften vor: Im Laubengang des Erlacherhofes, in der unteren Junkerngasse, in der Loggia des ehemaligen Ankenwaag-Kornhauses (Bibliothek Münstergasse und Burgerbibliothek), vor dem Stiftsgebäude, vormals in der Halle des Gesellschaftshauses zum Distelzwang etc. Andernorts sind sie auch als Auszeichnung von Schwellen unter Laubenbogen, als Treppenstufen etc. anzutreffen. Laubenabschnitte in einigen Patrizierhäusern der unteren Altstadt sind ebenfalls mit grossformatigen Sandsteinplatten belegt.

Verbreitet waren Steinplatten auch als Abdeckungen von Abschnitten des Stadtbaches, beispielsweise im Bereich der Brunnen, schmaler Nebengassen oder dort, wo die Ehgräben Quergässchen unterqueren. In den «Gassengeschichten» wird darauf hingewiesen, dass solche Abdeckungen, die heute teilweise noch sichtbar sind, bereits auf den Katasterplänen von Brenner im 18. Jahrhundert eingezeichnet sind oder archäologisch ergraben werden können.[315] Andere lassen sich auf historischen Fotos lokalisieren.

Eine bemerkenswerte Sonderform sind Steinplatten, die mit eingehauenen Kerben bzw. Schraffierungen rutschfest gemacht worden sind. Autor dieser

[310] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 267.

[311] Gruner 1732, Deliciae, S. 18-19.

[312] SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 73.

[313] Stadtarchiv Bern, SAB_R_6_0_33: Baureglement für die Stadt Bern vom 7. März 1839, §44, S. 27.

[314] Stadtarchiv Bern, SAB_R_6_0_33: Baureglement für die Stadt Bern vom 7. März 1839, §29, S. 20.

[315] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 115.

Entwürfe, die wie in der Bibliothek Münstergasse (dem alten Ankenwaag-Kornhaus) oder vor dem Stiftsgebäude nach alten Vorbildern unter denkmalpflegerischer Begleitung hergestellt worden sind, war Paul Hofer – der Duktus seiner Zeichnungen auf diesen Steinplatten ist unübersehbar. Damit hat sich der grosse Stadtforscher an recht unerwarteten Stellen mit einer überaus persönlichen Signatur in das Gassenbild Berns eingetragen. Ein Teil dieser Platten besteht aus schwarzem Schiefer. Dabei wurde vermutlich das im 19. Jahrhundert gebannte Material aus Goldswyl *(siehe Fussnote 313)* verwendet, dessen Glätte dank der Oberflächenbearbeitung nun offenbar nicht mehr als Problem wahrgenommen wurde, und welches vorzüglich mit den schwarzen Gussasphaltflächen zusammenspielt.

Asphalt

Bei den typischen Materialien, die den Charakter und die Atmosphäre der Altstadt wesentlich ausmachen, darf der Asphalt, auch Natursphalt oder Bitumen genannt, nicht fehlen. Es ist dieses Material, auf dem die Schritte der Menschen zu hören sind, auf dessen dunkel seidenglänzenden Oberflächen, denen etwas fliessendes, elastisches anhaftet, erst das Flanieren seine Selbstvergessenheit und Unbekümmertheit entfaltet.
Der Asphalt ist nicht das «moderne» Material, für das er – heute, wo viele Böden wegen der Stadthitze entsiegelt werden – oft kritisiert wird. 1711 wurde in La Presta im neuenburgischen Val de Travers ein «gigantisches» Asphaltvorkommen entdeckt, dessen Abbau im frühen 19. Jahrhundert intensiviert wurde.[316] Von 1841 bis 1846 war der Unternehmer und Schokoladehersteller Philippe Suchard aus Neuenburg der Direktor des Bergwerks. (Suchard hatte ab 1814 «in der Berner Confiserie seines Bruders Frédéric eine Lehre als Zuckerbäcker absolviert.»[317]) Unter seiner Leitung wurde die Produktion von Gussasphalt im Val de Travers zum wichtigsten Betriebszweig.[318] Das erste mit Gussasphalt befestigte Trottoir befand sich auf dem Pariser Pont Royal. 1840 nahm in Bern der erste professionelle Asphaltleger seine Tätigkeit auf.[319]
Welches die ältesten Trottoirs und Dächer der Stadt sind, an denen das Material verbaut wurde, ist nicht bekannt. Die früheste Erwähnung eines Bauwerks im Zusammenhang mit Asphalt betrifft die Nydeggbrücke, auf der 1844 «die Zufahrten bloss bekiest», «nur die Fahrbahn gepflastert», die Trottoirs «von Anfang an asphaltiert» worden seien.[320] Als Jakob Sterchi in seiner Stadtchronik im gleichen Satz mit der Vollendung der Kirchenfeldbrücke den «Abzug der letzten Arbeiter – «der Trottoirasphalteurs»

316 de.wikipedia.org/wiki/Asphalt, www.mines-asphalte.ch, letztmals konsultiert am 02.01.2024.

317 de.wikipedia.org/wiki/Philippe_Suchard, letztmals konsultiert am 23.01.2025.

318 de.wikipedia.org/wiki/Asphaltbergwerk_La_Presta, letztmals konsultiert am 02.01.2025

319 www.e-newspaperarchives.ch.

320 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 218.

erwähnt,[321] geniesst das Material in der Stadt längst weite Verbreitung. Während der Gussasphalt an stark besonnten Stellen aufweichte und zum Problem wurde, hat er in den schattigen Berner Lauben eine ideale Anwendung gefunden.
Bis heute wird der Gussasphalt in Bern auch längs von Bauten ohne Lauben auf Trottoirs angewendet. Dank seiner Elastizität passt sich der Gussasphalt dem sich oftmals bewegenden Untergrund an und muss daher nicht dauernd erneuert werden. Besonders geeignet ist Gussasphalt auch an Orten, wo wegen der geringen Überdeckung ein herkömmlicher Belagsaufbau nicht möglich ist, beispielsweise, weil die Decken der Kellerbauten im Trottoirbereich hoch liegen.

Abbildung 30: Die Stadtfuge am Theaterplatz im Jahr 1968 – eine funktionalistisch durchorganisierte Asphaltwüste mit Verkehrsmarkierungen.

Der heutige Bitumen ist nicht mehr das in Asphaltminen geförderte Produkt, sondern stammt aus Erdölraffinerien. Er kann je nach Herstellungsart härter oder weicher, elastischer oder beständiger gegenüber Temperaturen eingestellt werden. Das Problem des Aufweichens an Hitzetagen führte ab dem frühen 20. Jahrhundert zur technischen Weiterentwicklung des Gussasphalts zum gewalzten Asphalt. Dieser fand wie in vielen anderen Städten auch in Bern breite Verwendung. Die Spitalgasse erhielt – je nach Quelle 1919 oder 1917 *(Abbildung 122)* den ersten Walzasphaltbelag,[322] die Rathausgasse 1928.[323]

[321] Sterchi, Stadtchronik, 1895-96, S. 65.

[322] INSA Bern, 1986, S. 523.

[323] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 336.

Die vollständige Geschichte des Asphaltierens von Altstadtgassen bleibt aufzuarbeiten; sie wurde von der Motorisierung des Individualverkehrs befeuert. Eine Notiz vom 27. Februar 1914 im Intelligenzblatt für die Stadt Bern bringt das Dilemma zwischen Stadtqualität und Asphaltierung für den motorisierten Verkehr schon früh auf den Punkt: Einer Forderung nach Asphaltierung des Bahnhofplatzes habe sich die Stadt «leider nicht geneigt gezeigt», mit dem Kommentar: «(Gott sei Dank. Die Red.)».[324] Die Asphaltierung der Münstergasse wird von Paul Hofer 1959 als «einzige neuzeitliche Entstellung: Asphaltbelag statt Steinpflaster» kommentiert, mit der erleichterten Nachbemerkung: «Rückkehr zur Pflästerung projektiert».[325] Mit der «entstellenden» Massnahme gehe, wie Hofer andernorts feststellt, die «Zudeckung des Stadtbaches, die Umgestaltung der Markt- und Spitalgasse zum Geschäftszentrum Berns» einher.[326]

Elemente der städtebaulichen Typologie und des Freiraums

Stadtbefestigungen und Wehrbauten

Die Geschichte der Berner Stadtbefestigungen ist in zahlreichen Publikationen ausführlich aufgearbeitet worden.[327] Städte werden gegründet, um sichere Orte für Bevölkerung, Gewerbe und Handel zu schaffen. Unter den zahlreichen mittelalterlichen Gründungen hatte Bern einen Standortvorteil, weil die erhöhte Lage auf der Aarehalbinsel auf drei Seiten natürlichen Schutz bot und die Befestigung der Stadt mit überschaubarem Aufwand möglich war. Als ideal sollte sich diese Lage ausserdem erweisen, weil Fläche vorhanden war, die Stadt nach einem gleichbleibenden Schema zweimal gegen Westen zu erweitern.
Die Berner Stadtbefestigungen sind mehrheitlich Sekundärelemente, mit denen der natürliche Schutz, den das Terrain bot, ausgebaut wurde (siehe Situation und Terrain und Stadtfugen). Nach ihrem Bau wurden sie aber auch zu Primärelementen, welche die anschliessende Bebauung der Stadtquartiere geprägt haben, selbst weit über den Zeitpunkt hinaus, an dem sie ihre wehrtechnische Funktion verloren hatten. So haben Stadtbefestigungen an vielen Stellen Berns Spuren im Stadtkörper hinterlassen, mit Ausnahme der Gebiete, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Tabula Rasa vollständig neu bebaut worden sind (siehe Die Quartiere des 19. und 20. Jahrhunderts).

---

[324] www.e-newspaperarchives.ch.

[325] Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 310.

[326] Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 435.

[327] Weiterführende Informationen unter: www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/kommunale-gebaeude/stadtbefestigungen. Ausserdem: Hofer 1953, Wehrbauten.

Die Schutzwirkung einer mittelalterlichen Stadtbefestigung beruht in der Regel auf einer Mauer, die an Toren Durchgänge bietet. Hinzu kommen Gräben, die natürlichen und/oder künstlichen Ursprungs sein können. Von Türmen aus können die Vorbereiche beobachtet und bei Bedarf unter Beschuss genommen werden. Die Rückseite einer Mauer benötigt eine Freifläche für schnelle Truppenbewegungen.
Während am unteren Stadteingang ein Wehrturm, eine Brücke, ein Stadttor genügten, welche jahrhundertelang am gleichen Standort verblieben sind (siehe Ein Stationenweg mit Ermahnungscharakter), verlagerte sich der obere Stadteingang in mehreren Schritten gegen Westen (siehe Stadtteile und Bauphasen). Die Befestigungen der Gründungsstadt und ihrer zwei Erweiterungen entstanden im 12., 13. und 14. Jahrhundert, also innerhalb verhältnismässig kurzer Zeit. Daher gleichen sie sich, insbesondere hinsichtlich der drei wichtigsten Tortürme, welche das Stadtbild entlang der Hauptachse geprägt haben. Mit der letzten mittelalterlichen Befestigung auf Höhe des Christoffelturms stiess dieses Schema an seine technischen Grenzen. Daher gestaltete sich dieses Bauwerk mit seinem grossen künstlichen Stadtgraben und etlichen Wehrtürmen aufwändig und kostspielig und veraltete schnell.
Ergänzend zu diesen grossen Befestigungsgürteln wurde die Stadt mit weiteren Mauern und Türmen gesichert: Die eindrückliche Befestigung entlang der Hangkante an der südlichen Flanke der oberen Altstadt musste Ende des 19. Jahrhunderts der Bundesterrasse und der Alpenquaipromenade weichen. Der östlichste Abschnitt dieser Mauer ist in der Haldensperrmauer erhalten, die von der Münzterrasse aus hangabwärts verläuft. Eine Besonderheit war die Langmauer, mit welcher entlang des Aareufers die nördliche Flanke der Altstadt geschützt wurde (erbaut 1642, abgebrochen 1821-24).[328]
In der Bedrohung des Dreissigjährigen Krieges wurde der Stadt im 17. Jahrhundert an der Westseite die Schanzenanlage vorgelegt, deren Bastionen bis aufs Länggassplateau hinauf die feindliche Artillerie im Schach und auf Distanz halten sollten.
Nach der fulminanten Gründung der Zähringerstadt hat sich das Wachstum der Stadt durch den zunehmenden Aufwand für Stadtbefestigungen bzw. den militärischen Schutz verlangsamt, ist an ökonomische und technische Grenzen gestossen. Gleichzeitig hat der Mehrwert an nutzbarer Siedlungsfläche mit jeder Stadterweiterung tendenziell abgenommen. Nach der Gründungsstadt und den zwei Erweiterungen brachte der Bau der Schanzenanlage im 17. Jahrhundert keine namhafte Erweiterung des Stadtgebietes mehr, sondern vor allem noch Vorräume für Spezialnutzungen.
1798 war die Zeit der Stadtbefestigungen vorbei – Bern fiel am Grauholz an die Franzosen.

[328] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 145.

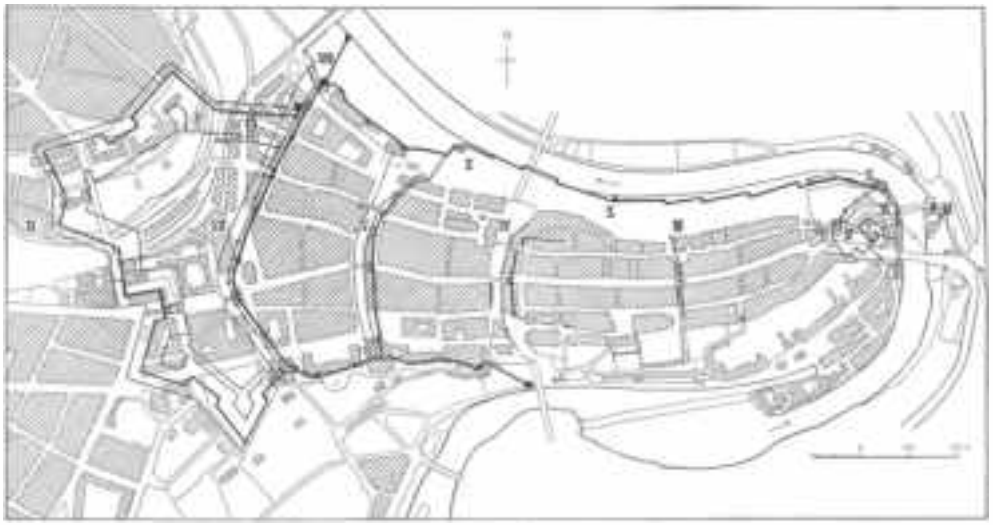

Abbildung 31: Paul Hofer, Synoptischer Gesamtplan über die Entwicklung der Wehrbauten Berns. Dieser Plan bildet die Synthese der Erkenntnisse ab, die Paul Hofer in seinem Buch «Die Wehrbauten Berns» 1953 veröffentlichte. Der Plan verortet die wichtigsten Stadtbefestigungen und veranschaulicht das Verhältnis zwischen dem heutigen Stadtkörper und den ihn prägenden, teilweise noch in Spuren vorhandenen oder rekonstruierbaren Befestigungswerken. Obwohl der Plan heute hinsichtlich verschiedener Details überholt ist (besonders der Annahme einer Stadtbefestigung an der Kreuzgasse), ist er punkto Anschaulichkeit und wissenschaftlicher Qualität eines der beeindruckendsten Zeugnisse der Berner Stadtforschung.

Ressourcen und Typologie

Befestigungen bilden somit den ursprünglich angetroffenen Naturraum ab, machen sich diesen als Voraussetzung zu Eigen, schaffen Sicherheit mit möglichst effizienten Mitteln. Ihre Gestaltqualität zu erklären, setzt ein Bewusstsein für die Ressourcen voraus, die für ihren Bau erforderlich waren. Dies betrifft unter anderem folgende Belange:

- Technisch: Der Bau erfordert Know-How in konstruktiven und wehrtechnischen Fragen – der Wehrbau ist eine der Kerndisziplinen der Ingenieurwissenschaften. Diese Anforderungen nehmen mit dem Fortschritt der Waffentechnik stetig zu. So bilden die Befestigungswerke der Stadt Bern auch den Fortschritt des Rüstungswettlaufs vom 12. bis ins 17. Jahrhundert ab.
- Ökonomisch: Befestigungen sind teure Investitionen in die spätere Prosperität von Märkten und Lebensräumen.
- Sozial: der Bau von Befestigungswerken erfordert Arbeitskraft. Es wäre interessant, dazu mehr über die Situation zur Zeit der Stadtgründung zu wissen – überliefert ist sie lediglich in den Chroniken, die teils Jahrhunderte nach dem tatsächlichen Bau verfasst wurden (siehe Chroniken).
- Physisch: Der Bau eines Befestigungswerkes setzt Ressourcen wie Werkstoffe und geeignete Transportwege voraus.

Eine faszinierende Eigenschaft von Befestigungswerken ist der ihnen innewohnende Antagonismus zwischen Widerstandsfähigkeit und Dynamik.

Obwohl Berns Stadtmauern zur Zeit ihrer Erbauung jeweils die robustesten Konstruktionen des ganzen Stadtkörpers waren, war von ihnen teilweise schon nach kurzer Zeit nur noch wenig übrig. Heute existieren nur noch wenige sichtbare bauliche Zeugen. Die Befestigungen haben jedoch Spuren und Abdrücke im Stadtgrundriss hinterlassen.
Die Befestigungen erwiesen sich für die Stadtentwicklung jeweils dann als besonders wertvoll, wenn Abbrüche von Mauern und Toren sowie die Zuschüttung von Gräben an zentraler Stelle neue Flächen brachte (siehe Stadtfugen). Die eigentlichen Stadtmauern sind heute mit wenigen Ausnahmen rückgebaut oder in Gebäude inkorporiert.
Am wenigsten fortgeschritten ist dieser Prozess des Verschwindens in jenen Bereichen der Altstadt, auf denen lange Zeit nur geringer Bebauungsdruck lastete – beispielsweise an der nordwestlichen Ecke des Welterbe-Perimeters. Hier sind die Haldensperrmauer und der gegen 1470 errichtete Blutturm erhalten.[329] Oben an der Haldensperrmauer leben im Wohnhaus an der Hodlerstrasse 16 grosse Teile des sogenannten Wurstembergerturms weiter.[330] Unweit davon existiert zwischen dem Kunstmuseum und der ehemaligen Polizeikaserne Hodlerstrasse 6 noch ein Stück Ringmauer mit Wehrgang. Gut in dieses Ensemble hätte auch der so genannte Kohlerturm gepasst: Er wurde 1836 in den damaligen Neubau der Anatomie inkorporiert. Beide mussten 1898 dem Bau des Amthauses und Bezirksgefängnisses weichen.[331]

[329] bauinventar.bern.ch/pdfs/langmauerweg_114.pdf.

[330] bauinventar.bern.ch/pdfs/hodlerstrasse_16_16a_16b.pdf.

[331] Hofer 1947, KDM Bern 3, S. 427.

Abbildung 32: Die Situation zwischen Genfergasse, Hodlerstrasse, Speichergasse und Bollwerk, um 1900.
Die halbrunde Exedra der alten, hier kurz vor dem Abbruch nochmals fotografierten Anatomie war der so genannte Kohlerturm, der zur mittelalterlichen Stadtbefestigung der äusseren Neuenstadt gehört hatte. So lebte ein spätmittelalterlicher Wehrbau als Unterbau eines neuzeitlichen Anatomiesaales weiter. Das Gebäude wurde kurz nach der Aufnahme abgebrochen.

Wehrbauten im Stadtbild

Die ehemaligen Wehrbauten treten uns im heutigen Stadtbild in verschiedenen Erscheinungsformen entgegen. Einerseits in Gestalt erhaltener Gebäude wie Stadttoren, Türmen und Mauerabschnitten. Darunter fallen der in der Barockzeit architektonisch herausgeputzte Zeitglockenturm, der damals neu gebaute Käfigturm, die Platzausweitung im Bereich des abgebrochenen Christoffelturmes sowie die Felsenburg, die ursprünglich in die gleiche Kategorie gehörte, aber heute ein eher unscheinbares Dasein fristet. Prominent im Stadtbild vertreten ist der halbrunde Holländerturm am Waisenhausplatz – er gehörte zum Bering der Savoyerstadt. Weniger auffällig, doch typisch für mehrere untergeordnete Stadttore, ist das aus der Zeit der Stadtgründung stammende Bubenbergtürli am Erlacherhof, durch welches der Bubenbergrain an die Badgasse hinab führt, sowie das Michaelstürli, das den Durchgang vom Münsterplatz zur Fricktreppe hinab markiert. Während die ursprünglichen Stadttore am Zeitglocken und am Käfigturm später zu Wahrzeichen ausgebaut wurden, behielt der Christoffelturm mit seiner spätmittelalterlichen Gestalt als halboffener Schalenturm bis ins 19. Jahrhundert seinen urtümlichen Ausdruck. Er fasste und schloss auch nach dem Neubau der Heiliggeistkirche und des Burgerspitals Mitte des 18. Jahrhunderts mit einer eindrücklichen Figur den Stadtraum (siehe Szenischer und allegorischer Stadtraum).

Der Abbruch dieser Landmark kurz nach der Inbetriebnahme des neuen Bahnhofes 1857 führte zur wohl einschneidendsten Veränderung, die die Berner Altstadt während Jahrhunderten erlebte. Dabei zeigte es sich, welch wichtige Rollen als Identitätsträger die hinfälligen Wehrbauten übernommen hatten.

Abbildung 33: Johann Jakob Biedermann, inneres Aarbergertor, Aquarell, datiert 1785.

Beenden wir unseren Fokus auf die Berner Stadtbefestigungen mit der Betrachtung eines Aquarells, das Johann Jakob Biedermann 1785 vom so genannten Inneren Aarbergertor (auch: Golattenmatttor) anfertigte. Die Darstellung ist ein Gesellenstück des jungen Winterthurer Künstlers, der seine Ausbildung ab 1778 bei Heinrich Rieter in Bern absolviert hatte. Sie legt in beeindruckender Vielschichtigkeit die Bedeutungsebenen der Stadtbefestigungen zu jener Zeit offen. Zunächst einmal bildet sie akribisch einen tatsächlichen Bau ab, der in der Fortsetzung der Aarbergergasse an der heutigen Genfergasse stand (die abgebildete Brücke lag im Bereich vor dem Aufgang zur heutigen Bollwerk-Passerelle, vgl. *Abbildung 101).* Vor dem mit Zinnen bekrönten Torturm des 14. Jahrhunderts ist ein Vorwerk mit Ecktürmen, Schiessscharten und Grabenbrücke zu erkennen, wie es in ähnlicher Form auch am Murtentor, an dem aus dem Hintergrund grüssenden Christoffelturm und an anderen Befestigungsbauten bestand. Selbst das Wasser, das als romantisches Dekor abgetan werden könnte, entsprach der Wirklichkeit (siehe Brauchwasserversorgung: Der Stadtbach). Derweil diese zwei Rinnsale auf der Darstellung als stolze Wasserfälle dargestellt sind, befand sich zur Entstehungszeit des Aquarells hier der so

genannte zweite Bärengraben (siehe Der Bärengraben und seine Vorgänger).[332]
Die romantisch überhöhnte Genreszenerie entstand drei Jahre vor der Eroberung Berns durch die französischen Truppen. Dass das Bauwerk damals längst eher in der sentimentalen Erinnerung als im militärischen Dispositiv der Stadt eine Rolle spielte, hätte nicht klarer verbildlicht werden können. Für uns macht sie eine räumliche Qualität der alten Wehrbauten sichtbar: sie markierten baukulturell, räumlich und sozial das Betreten der in die Landschaft eingebetteten Stadt.

Das Aufbrechen der Stadtbefestigungen im 19. Jahrhundert
Nicht nur militärisch und räumlich, sondern auch politisch und rechtlich wurde das Verhältnis zwischen Stadt und Land im frühen 19. Jahrhundert neu definiert. Wie in den meisten anderen Städten Europas wurden damals auch in Bern die alten Befestigungswerke und Bastionen geschleift, zugeschüttet, abgebrochen und zu Verkehrsräumen oder öffentlichen Anlagen umgewidmet. In Bern hielt damit die Typologie der Ringstrassen Einzug, wenn auch nur im verhältnismässig kurzen Abschnitt des Bollwerks. Sein Name steht deutsch für «Boulevard».[333]

Brauchwasserversorgung: Der Stadtbach

Der Stadtbach ist ein Element der ursprünglichen Gründungsstadt. Allfällige Zweifel daran haben auch archäologische Untersuchungen aus dem Weg geräumt.[334] Von den Erbauern des Stadtbachs ist Immo von Dentenberg überliefert, welcher auch die Konzession für den Betrieb der Wasserräder an der Schutzmühle erhielt *(Abbildung 34).*[335]
Die Bedeutung des Stadtbaches und seine Schutzwürdigkeit werden in der Geschichtsschreibung sowie der ortsbaulichen und denkmalpflegerischen Praxis tendenziell unterschätzt. Einer Sichtweise, welche den Bach als Element des Lokalkolorits sah, stand oftmals eine andere gegenüber, welche den pragmatischen Nutzen dieses «technischen» Gewässers in den Vordergrund stellte. Erstere war, wie auf Fotos deutlich wird, bis Ende des 19. Jahrhunderts für viele Gassen der Stadt raumbestimmend. Letztere manifestierte sich in einem auf verschiedenen Kartenwerken dokumentierten komplexen System von Verteilern, Schiebern und Seitenarmen, welches als Versorgung der Rossschwemme und Brauchwasserlieferant ebenso diente wie als Vorfluter der Ehgräben und als Energiequelle.

---

[332] Cäsar Menz und Berchtold Weber haben auf weitere Details und Abweichungen vom tatsächlichen Bestand hingewiesen: Menz, Weber 1981, Bern im Bild, S. 101.

[333] «bollwerk», Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 2, Sp. 234, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=B09892, letztmals konsultiert am 13.10.2024.

[334] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 10.

[335] Heege Baeriswyl 2019 sowie journal-b.ch/artikel/berns-kluges-wassermanagement/, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

Ob und wie ein Stadtteil an dieses System angeschlossen werden konnte, hing ursächlich von der natürlichen Topografie bzw. von der Neigung des Geländes im Relief der Aarehalbinsel ab. So ist auf dem Plan Oppikofer von 1822 *(Abbildung 7)* zu beobachten, wie alle Gassen der Zähringerstadt mit diesem System ver- und entsorgt wurden. In der Savoyerstadt beschränkte sich die Brauchwasserversorgung auf die Marktgasse und einen Teil der Zeughausgasse, in der äusseren Neuenstadt auf den Block zwischen Spital- und Schauplatzgasse sowie das Quartier im Bereich der Aarbergergasse, wo das Gerinne als Seitenarm im Ryffligässli teilweise quer zu den Altstadtgassen verlief und nach zwei Seiten abgeleitet wurde – einerseits stadtaufwärts zum Aarbergertor, andererseits stadtabwärts in den Raum östlich des Waisenhauses. Weitere, teils auf Veduten und Karten vor 1700 nachgewiesene Abläufe befanden sich an der Schütte unterhalb des Stettbrunnens und des Lenbrunnens. Ein Seitenarm führte seit dem frühen 14. Jahrhundert durch den Gerberngraben, wo viel Wasser für das Gerbergewerbe gebraucht wurde, in die Aare (s. unten). Auf Höhe der Staldenwache bog der Kanal nach Norden in den Bereich der so genannten Schutzmühle, auch Stettmühle genannt, ab. Hier floss das Wasser vom 12. bis ins 20. Jahrhundert über eine Kaskade von Wasserrädern in die Aare.

Abbildung 34: Die Wasserräder im Bereich der Schutzmühle im Jahr 1924.

Im Welterbe-Perimeter ist das Gerinne im Verlauf der Jahrhunderte zu verschiedenen Malen erneuert bzw. neuen Gassenniveaus angepasst worden. Spuren eines ersten, nicht befestigten Stadtbaches werden in der Kramgasse vermutet.[336] Sie legen nahe, dass der Stadtbach ursprünglich in einem nicht befestigten Gerinne oder in einem Kanal «mit seitlichen Bohlen, Balken oder Brettern, die von eingerammten Staken fixiert wurden»[337] geflossen sein könnte. Eine vergleichbare Konstruktion war, wie z. B. *Abbildung 142* zeigt, bis ins 20. Jahrhundert noch in Bümpliz vorhanden. Die im Welterbe-Perimeter erhaltenen Abschnitte des Stadtbaches gehen auf einen Neubau im frühen 19. Jahrhundert mit Granitplatten zurück. Dabei wurden Seitenwangen von 200-420 cm Länge verbaut.[338]
Für den inner- und ausserstädtischen Abschnitt des Stadtbaches waren seit alters zwei Bachmeister verantwortlich. Die «Stellung eines Bachmeisters» ist «bereits seit 1315 urkundlich belegt.»[339]
Von eher sozialhistorischem als städtebaulichem Interesse sind die Auseinandersetzungen um die Reinhaltung des Stadtbaches. Das Gewässer wurde bis weit ins 19. Jahrhundert intensiv genutzt, privat und gewerblich (siehe alle Bildquellen der Hauptgassen in diesem Buch). Dabei kam es zu Verunreinigungen, welche die Behörden schon im Mittelalter veranlassten, tageszeitliche Nutzungsregimes einzuführen und Bussen zu verhängen. 1314 wurde das Gerbergewebe aus wasserhygienischen Gründen aus der Innenstadt an den Gerberngraben verlegt.[340]

[336] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 29.

[337] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 98.

[338] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, besonders S. 16-19.

[339] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 210 ff.

[340] Gerber 1994, Öffentliches Bauen, S. 32.

Abbildung 35: Der Stadtbach um 1920 im Bereich der abgebrochenen Liegenschaft Federweg 9.

Offene Baustellen sind der heutige Umgang mit dem Stadtbach und seine Erforschung ausserhalb des Welterbe-Perimeters. Es gibt kaum Wissen über erhaltene Bausubstanz. Bislang ist nicht nachgewiesen, ob und wo möglicherweise Elemente aus der Zeit um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert noch vorhanden sind.

Abbildung 36: Die Siegfriedkarte von 1870 stellt die früheste präzise topografische Aufnahme des Reliefs dar.
Die Höhenlinie 545 m liefert Anhaltspunkte, dass im Bereich Bethlehem/Säge der erste Kunstbau vorhanden war, von dem aus der Stadtbach in einem neu angelegten Gerinne entlang einer Höhenlinie in die Stadt geführt wurde. Im Bereich Weyermannshaus ist der parallele Verlauf des künstlichen Stadtbaches und des natürlichen Warmbächlis ersichtlich.

Dazu einige grundlegende Überlegungen: Der Bach floss als natürliches Gewässer aus dem Wangental über das Plateau des Dorfes Bümpliz. Ein möglicherweise bereits artifiziell entstandener oder korrigierter Abschnitt verlief von dort aus zum alten Schloss Bümpliz – er könnte durchaus schon vor der Stadtgründung existiert haben. Wie auf der ersten Siegfriedkarte von 1870 beobachtet werden kann, verläuft der Stadtbach, streckenweise mehrere Meter höher gelegen, parallel zum so genannten Warmbächli. (Dieses verlief als natürliches Gewässer im Unterschied zum Stadtbach stets entlang des tiefsten Geländepunktes.)
Im Abschnitt zwischen dem alten Schloss Bümpliz und Holligen haben Hans-Rudolf Egli und Davide Marconi den Stadtbach als Abzweiger des Gerinnes angenommen, welches als Warmbächli den Moränendurchstich zwischen Engländerhubel nordöstlich des Loryspitals und dem Veielihubel quert.[341] Diese Lesart hat Analogien zur Darstellung des Stadtbaches auf der 1860 erstmals publizierten Dufourkarte. Bereits zehn Jahre später wurde diese Situation auf der ersten Siegfriedkarte präzisiert: Im Abschnitt von der «Säge» bis zum Weyermannshaus liegen die ersten Kunstbauten, der Stadtbach und das Warmbächli sind schon im Bereich des ehemaligen Landgutes Weyermannshaus als zwei parallel zueinander verlaufende Wasserläufe dargestellt.
Aufschluss über die topographischen Verhältnisse liefern die Höhenkoten.[342] Während das Warmbächli am heutigen Loryplatz auf einer Höhe von 542-540 m fliesst, ist für den Stadtbach beim benachbarten Choisygut eine Kote in der Grössenordnung von 545 m angegeben.
Vom Bereich der heutigen Siedlung Holliger, wo der Bach jüngst ausgedolt wurde, und weiter unten im Bereich vom Loryspital und Engländerhubel bis ins so genannte Stadtbachquartier ist der ursprüngliche Verlauf entlang des Hanges unbestritten, obwohl das Gewässer weitgehend eingedolt ist. Im Bereich zwischen Weyermannshaus und Loryspital mögen sich auch Überläufe befunden haben, wo überschüssiges Wasser beispielsweise nach Gewittern ins Warmbächli und durch dieses via Loryplatz und Mattenhof in den Sulgenbach und weiter ins Marzili abfliessen konnte.
Abschliessend ein Blick auf den Bezug zwischen Stadtbach und Topografie der Aarehalbinsel. Der Stadtbach wurde am höchsten Geländepunkt über den Sattel der Aarehalbinsel geführt, damit er, wie bereits beschrieben, möglichst viele Stadtteile bedienen konnte. Dieser Verlauf des Stadtbaches existierte lange vor den Stadterweiterungen des 13. und 14. Jahrhunderts. Damit hat er die Lage der künftigen Hauptgassen und Stadttore

[341] Egli/Marconi 2003, Der Aareraum, S. 54.

[342] Diese Koten wurden 1902 mit der Neuvermessung der Pierre de Niton in Genf nachjustiert und erneut anlässlich der Umstellung auf die moderne Landeskarte – für Bern 1954.

determiniert, war also eines der für die Stadterweiterungen typischen präexistenten Elemente mit hohem Beharrungsvermögen.[343]
Es ist dringend wünschbar, dass das Gewässer nicht nur innerhalb des Welterbe-Perimeters, sondern auch als oberster Abschnitt des mittelalterlichen Brauchwassersystems zwischen dem alten Schloss Bümpliz und dem Warmbächliquartier mit einer dem Welterbe angemessenen Sorgfalt behandelt wird.

Brauchwasserentsorgung: Die Ehgräben

Die bernische Ausprägung des System von Stadtbach und Ehgräben gehört zu den interessantesten Beispielen, über welche das Prinzip der Kloaken des römischen Städtebaus in der abendländischen Stadtbaukunst Eingang gefunden hat. Sowohl in der Zähringerstadt wie auch in den Stadterweiterungen konnte der Stadtbach über Schieber in die verschiedenen Ehgräben eingeleitet werden, wo das Wasser als Vorfluter Fäkalien und Unrat in die Aare spülte. Die Berner Altstadt verfügte damit von Anbeginn über ein leistungsfähiges Kanalisationssystem, welches im Prinzip bis in die heutige Zeit existiert und funktioniert. Zahlreiche Abschnitte der Ehgräben sind bis heute erhalten und der Öffentlichkeit beschränkt zugänglich. In zahlreichen Verbindungsgässchen sind Eingangstüren zu den Ehgräben und Abdeckungen derselben gut sichtbar.
Die frühesten bekannten Informationen über die Nutzung der Ehgräben sind einer Bachmeisterordnung des späten 15. Jahrhunderts zu entnehmen. Diesem Dokument zufolge hatte der Bachmeister den Auftrag, den Stadtbach mindestens einmal wöchentlich durch die Ehgräben zu leiten, im Winterhalbjahr einmal vierzehntäglich.[344]
Über die Vorteile, welche das Kloakensystem für die Prosperität der Stadt bot, hat die Literatur über die Jahrhunderte hinweg einhellig berichtet.[345]
Bei archäologischen Untersuchungen wurden interessante Details über die Machart der Ehgräben zutage gefördert. Dennoch bleibt unser Bild von diesen bis heute fragmentiert. Wichtig zu ihrem Verständnis ist ein Hinweis Eduard von Rodts darauf, dass die Unterhaltspflicht der Ehgräben im 16. Jahrhundert zumindest teilweise bei den privaten Anstössern lag.[346]

---

[343] Weiterführende Informationen: www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/Suche-nach-Themen-und-Ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/zunft-und-gewerbebauten/stadtbach, letztmals konsultiert am 02.01.2025.

[344] Gerber 1994, Öffentliches Bauen, S. 33.

[345] Dazu seien hier hervorgehoben: Morgenthaler 1924, Bilder, S. 61-64 sowie von Rodt 1907, XIII und XIV. Jahrhundert, S. 69.

[346] Von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte, S. 229: "von 1541[4)] datirt eine Bestimmung, dass jeder Hausbesitzer an der Herren von Egerdon-Gasse (Herrengasse) 60 Pfd. an den Cloak leisten solle; die Unvermögenden hätten die Summe zu verzinsen. Endlich 1563[6)] wird dem Bauamt aufgetragen, den verlangten Ehgraben daselbst auszuführen."

Abbildung 37: Detailansicht aus dem neuen Modell des Hofstättenplanes mit einer Überlagerung des Katasterplanes von 2023 mit dem Oppikoferplan von 1819-22.

Die im Oppikoferplan *(Abbildung 7)* dokumentierten, auf *Abbildung 36* braun hervorgehobenen Ehgräben verlaufen verhältnismässig frei im Bezug auf die Hofstätten bzw. Gassenalignemente. Sie mäandrieren abschnittsweise auffällig zwischen den Rückseiten der vermuteten Hofstätten (siehe Von der synthetisierenden Lektüre zu einem neuen Modell). Die heutigen, im Katasterplan ersichtlichen Parzellengrenzen springen vielerorts von der einen Seite der Ehgräben auf die andere Seite. Dies lässt darauf schliessen, dass die Umrisse der Aborte, die von beiden Seiten über den Ehgraben gebaut wurden, mit der Zeit versteinert sind und damit Eingang in die Grundbesitzverhältnisse gefunden haben.

Abbildung 38: Plan der Stadt Bern von 1875 mit Wasserversorgung, Kloaken und Kanalisation.

Kanalisation

Angesichts des Umstandes, dass die Ehgräben in der Zähringerstadt eine weitgehend flächendeckende Abwasserentsorgung ermöglicht haben, wird deutlich, wie anspruchsvoll die gleiche Aufgabe im Bereich der jüngeren mittelalterlichen Stadterweiterungen, also in der oberen Stadthälfte, war. Die Funktionsfähigkeit eines Ehgrabensystems war hier aufgrund des flachen Geländes und dadurch mangelnden Gefälles stark eingeschränkt. Dies änderte sich erst, als dieser Stadtteil ab Mitte des 19. Jahrhunderts mit einem Kanalisationsnetz modernen Standards ausgerüstet wurde. Dies gilt namentlich für die Bereiche nördlich der Spitalgasse, zwischen Bundesgasse und Schauplatzgasse sowie des ehemaligen Zeughausareales an der Zeughaus- und Nägeligasse. Die nördlichsten Ehgräben der äusseren Neuenstadt verliefen im unteren Abschnitt der Spitalgasse entlang der nördlichen (sonnseitigen) Hausrückseite. In der Savoyerstadt verliefen die nördlichsten Ehgräben im Geviert zwischen Markt- und Zeughausgasse, die südlichsten in den Gevierten zwischen Spital- und Schauplatzgasse sowie zwischen Marktgasse und Kochergasse. Die Aufrüstung des mittelalterlichen Ehgrabensystems auf das moderne Kanalisationssystem ist auf einem Kanalisationsplan von 1875 dokumentiert.

Trinkwasser

Die Trinkwasserversorgung war und ist eine der zentralen Infrastrukturen jeder Stadt. Bezogen auf Bern ist das Thema in zahlreichen Schriften in aller Breite abgehandelt worden.[347] Zum Verständnis der Berner Wasserversorgung ist die grundlegende Feststellung wichtig, dass der Stadtbach nicht als Trinkwasserlieferant, sondern als Vorfluter konzipiert war und dass das Trinkwasser stets in separaten Systemen gefördert und angeboten wurde.

Quellen

Das Trinkwasser der Stadt stammte ursprünglich aus einem Grundwasserstrom im Untergrund der Aarehalbinsel, welcher besonders an mehreren Stellen der Stadtnordflanke in Quellen an die Oberfläche trat. Die älteste baulich überlieferte Quellwasserfassung Berns ist der Lenbrunnen im Keller des Hauses Postgasse 68. Diese innerhalb der Zähringerstadt liegende und dadurch überlebenswichtige Trinkwasserquelle wurde Mitte des 13. Jahrhunderts mit einem so genannten Brunnenturm und einem Sodbrunnen baulich befestigt.[348] Als zweite ursprüngliche Trinkwasserquelle ist der heute noch in Betrieb stehende Stettbrunnen erhalten, welcher der

[347] Gruner, Deliciae, S. 418 ff., Von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte, S. 297 ff., Morgenthaler 1924, Bilder der ältern Geschichte, S. 65 ff., Morgenthaler 1951, Trinkwasserversorgung, KDM Bern 1, Berns mutige Zeit, 2003, S. 92 ff., Baeriswyl 2014, Chindlifresser, und viele andere.

[348] Flyer zur Archäologie im Kanton Bern – Bern, Der Lenbrunnen, Download unter: www.kultur.bkd.be.ch/de/start/themen/archaeologie/publikationen-archaeologie/weitere-publikationen-archaeologie.html. Die archäologischen und historischen Erkenntnisse zum Lenbrunnen sind ausserdem in einem Wikipedia-Artikel publiziert; dort werden auch die wesentlichen Literaturhinweise und Quellen nachgewiesen: de.wikipedia.org/wiki/Lenbrunnen, letztmals konsultiert am 27.10.2023).

Brunngasse ihren Namen gab.[349] Diese und weitere überlieferte Quellen bedienten die Stadt besonders in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Gründung mit Trinkwasser.[350]

Sodbrunnen

Gefördert wurde Trinkwasser, wie erwähnt, vereinzelt auch über *Sodbrunnen.* Noch heute ist im Nydegghöfli im Bereich der ehemaligen Burg Nydegg ein solcher Brunnen erhalten, dessen Sohle bis praktisch auf das Aareniveau hinunter reicht. Nachdem über das Vorhandensein weiterer Sodbrunnen und Zisternen lange Zeit nur Mutmassungen angestellt werden konnten, ist jüngst in der Grabung des Hauses Capitol an der Kramgasse 72 ein «zisternenartiger Schacht» freigelegt worden, welcher als weiterer Beleg für eine vergleichbare Wasserfassung interpretiert werden darf.[351]

Das Trinkwassersystem

In Justingers Chronik ist überliefert, dass die Quellen im «katastrophalen Hitzesommer 1393»[352] versiegt seien. Diese Krise löste die Planung und den Bau eines Trinkwassersystems aus. Mit diesem wurde Quellwasser an Standorten ausserhalb der Stadt in Brunnstuben gesammelt und durch hölzerne Deuchelleitungen in die Stadt geleitet. Gegenüber den direkten Quellfassungen bedeutete das Röhrensystem einen grossen Fortschritt, handelte es sich doch um ein System mit einem schwachen Druck, welches die Verteilung des Wassers über die so genannten Stockbrunnen an besonders zentralen, ausgezeichneten Orten im öffentlichen Raum ermöglichte. Gegenüber den älteren Systemen, bei denen das Wasser mit Gefässen geschöpft werden musste (daher die Bezeichnung Schöpfbrunnen), brachten die Stockbrunnen, bei denen das Wasser aus Brunnenrohren in das Becken sprudelt, einen erheblichen Komfortgewinn. Die Möglichkeiten dieses Systems waren freilich beschränkt und verursachten während vieler Jahrhunderte einen immensen Unterhaltsaufwand.[353]

Aus dem Typus der ursprünglich funktionalen Brunnenstöcke entstanden im 16. Jahrhundert die Figurenbrunnen. Sie waren mit grossem Aufwand bildnerisch geschmückte, materiell und symbolisch im Stadtraum präsente Elemente dieses bedeutenden öffentlichen Gemeinwerkes. So wurden die Figurenbrunnen zu einem wichtigen Träger und Vermittler der Stadtikonografie (siehe Brunnen).

Hinsichtlich des Stadtgrundrisses ist auf den Zusammenhang zwischen den zahlreichen Brunnen und den Quergässchen hinzuweisen, welche oftmals, jedoch nicht nach einem starren Schema, in der Nähe von Brunnen

---

349 de.wikipedia.org/wiki/Stettbrunnen, konsultiert am 27.10.2023.

350 Siehe dazu beispielsweise den Übersichtsplan in: Berns mutige Zeit, 2003, S. 95.

351 Baeriswyl, Lüscher 2021, Kramgasse 72, Capitol.

352 de.wikipedia.org/wiki/Lenbrunnen, konsultiert am 28.10.2023.

353 Eine anschauliche und ausführliche Beschreibung der alten Trinkwassersysteme ist nachzuschlagen in: Baeriswyl 2014, Chindlifresser.

anzutreffen sind. Welches dieser beiden Elemente (die Brunnen oder die Quergässchen) zuerst kam, kann nicht pauschal beantwortet werden. Erste Quergässchen dürften bereits in der Gründungsstadt vorhanden gewesen sein, andere mögen in gegenseitiger Abhängigkeit mit Brunnenstandorten später geplant und ausgebaut worden sein.

Moderne Systeme

In einer vitalen Stadt ist Trinkwasser als Ressource stets kostbar und ist die Sicherstellung der Wasserversorgung quer durch Jahre und Jahreszeiten überlebenswichtig. Nach gescheiterten Versuchen 1480-82 gelang es 1585 erstmals, Wasser aus dem so genannten Küngsbrunnen in der Brunnmatt mittels Wasserrädern in die Brunnstube daselbst hinauf zu pumpen.[354] Nachdem die alten Systeme jahrhundertelang funktioniert hatten, stiessen sie gegen Mitte des 19. Jahrhunderts definitiv an ihre Grenzen – die Quellwassermenge reichte nicht mehr aus und die Sodbrunnen litten zunehmend unter Verunreinigungen. Daher wurde nach langen Vorarbeiten am 14. Dezember 1867 der Volksbeschluss zum Bau des modernen Hochdrucknetzes gefasst, welches Wasser anfänglich aus Quellen im Hügelland gegen Schwarzenburg, heute aus dem Grundwasser des Aare- und des Emmentales nach Bern bringt.

Gassen

Aus der Gründungsgeschichte der Zähringerstadt wird deutlich, dass der städtische Raum praktisch ausschliesslich von Gassen und nicht von Plätzen konstituiert wurde. Wie die Gassenräume ursprünglich ausgesehen haben, muss bis auf weiteres der Mutmassung anheimgestellt werden. Immerhin wissen wir, dass Bauten der ersten Generation tendenziell in die Hofstätten hinein gesetzt wurden, dass also zunächst eine Art dichte Solitärbebauung die Gassenräume begleitete – eine Konfiguration, wie wir sie aus Strassendörfern kennen und interessanterweise auch auf der frühesten Stadtdarstellung auf der Initiale I in Diebold Schillings Spiezer Chronik von 1484 wiedererkennen *(Abbildung 9).*

Der Wandel hin zu der überwältigenden Nuancierung und gleichzeitig Einheit der Bauten, mit der sich die Gassen seit Ende des 18. Jahrhunderts präsentieren, vollzog sich in mehreren Schritten. Der erste Schritt bestand darin, dass die Gebäudestruktur sich von der offenen zur geschlossenen Bauweise wandelte, wobei die Häuser im Grenzanbau an die Hofstättengrenzen gestellt wurden – hier liegen die heutige Laubenrückfassaden. Angesichts der daraus resultierenden Dimensionierung und der Geschossigkeit der Frühzeit kann davon ausgegangen werden, dass die Hauptgassen sich dabei wohl geschlossen, jedoch mit liegender Proportion präsentierten. Sie waren, anders gesagt, im Querschnitt deutlich weniger hoch als breit. Die Darstellung der weiten Gassen- und Hofräume, wie sie auf den berühmten Sickingerplänen *(Abbildung 2, Abbildung 3)* zu sehen sind, war

[354] Siehe u. a. Morgenthaler 1951, Trinkwasserversorgung, S. 201 ff.

also nicht nur der Kavalierperspektive, sondern ein Stück weit auch einem tatsächlichen Raumeindruck geschuldet.
Der zweite grundlegende Schritt war die berühmte Transformation der Stadt zum System mit Laubenfassaden (siehe Lauben). Weniger als ein Jahrhundert nach der Gründung der Zähringerstadt begann Bern, ein völlig neues Antlitz anzunehmen. Nach der Umstellung auf die viergeschossigen Steinfassaden seit dem frühen 17. Jahrhundert weisen die Hauptgassen im Querschnitt tendenziell neutrale, die Nebengassen fast durchwegs stehende Proportionen auf (siehe Geschossigkeit, Schichtung).
Bis ins frühe 18. Jahrhundert präsentierte sich das Bild der Gassen weitaus vielfältiger, als wir es uns heute gewohnt sind. Geschossigkeit, Konstruktionsweise und Materialität, insgesamt zahlreiche recht einfache, stellenweise von repräsentativer Stattlichkeit akzentuierte Häuserzeilen bildeten eine lebendige Pluralität. Die Einheitlichkeit des Gassenbildes wurde vielerorts auch dadurch gestört, dass das Laubenschema nur schrittweise durchgesetzt werden konnte – man denke an die jahrhundertelange strikte Subventions- und Kontrollpolitik des Bauamtes.
Mit der Barockisierung, dem «Embellissement» der Gassenräume im 18. Jahrhundert kehrte ein neuer Wesenszug in die Gassenbilder ein. Die Einheitlichkeit des Materials und der Proportionen begünstigte eine Sichtweise, die die Gasse tendenziell als einen gefassten Raum ähnlich einem getäferten Zimmer versteht. Damit begann sich der aussenräumliche Charakter der Gassen zu einem innenräumlichen zu wandeln. Dieser Raumeindruck ist auch dem Umstand geschuldet, dass die Hauptgassen schmalseitig von Tortürmen begrenzt sind oder im untersten Abschnitt wegen der Krümmung der Aarehalbinsel einen nur teilweise offenen, fensterartigen Ausblick an den ostseitigen Aarehang bieten. Die besondere Faszination dieser Gassenräume beruht somit auch darauf, dass sie an ihren schmalseitigen Abschlüssen «gehalten» werden.
Solche Phänomene bestimmen die Entwicklung der Gassenbilder bis in die Gegenwart. Wenn im 20. Jahrhundert, besonders in der oberen Altstadt, oft kritisiert wurde, die Sandsteinfassaden würden einem potemkinschen Dorf gleichen, hinter dem sich eine moderne Geschäftsstadt verberge, wurde übersehen, dass die Fassaden sich bereits im 18. Jahrhundert oder zuvor ein Stück weit vom Gebäude emanzipiert hatten, längst also mindestens ebenso Teil des Freiraumes wie des Hauses geworden waren – Schnittstellen, wie es heute wohl heissen würde (siehe Fassaden). Die erwähnte Polemik verstellte oftmals auch den Blick auf die Qualität, mit welcher führende Architekten der Moderne wie Albert Gerster, Eduard Joos oder Franz Trachsel das Stadtbild mit neuen Interpretationen des Fassadenthemas bereicherten – am eindrücklichsten vielleicht im unteren Abschnitt der Spitalgasse, wo die Geschossigkeit der Häuser seit Mitte des 19. Jahrhunderts auf fünf Hauptgeschosse heraufgesetzt wurde und im Bauklassenplan von 1928 eine neue maximale Gebäudehöhe von 18 m eingeführt wurde (siehe Geschossigkeit, Schichtung sowie Das Hotel und Geschäftshaus Spitalgasse 9).

Plätze

Eine Besonderheit der Berner Altstadt entspringt also dem Umstand, dass weder die Zähringerstadt noch ihre mittelalterlichen Erweiterungen Platzanlagen nach heutigem Verständnis besassen. Der öffentliche Raum wurde durch die Hauptgasse beherrscht, die zuweilen als «Gassenmarkt» bezeichnet wird.[355] Dessen ungeachtet sind für die Hauptgassen ausser dem alten Ankenmarkt (Buttermarkt) kaum Marktaktivitäten überliefert. In diesem Zusammenhang ist freilich auf die gewerbliche Nutzung der Erdgeschosse hinzuweisen, welche wohl schon früh mit Buden und Marktständen ergänzt worden sein dürften. Spezialisierte Märkte (Holzmarkt, Viehmarkt) waren mit teils wechselnden Standorten an verschiedenen Stellen der Stadt verortet, also vor allem in den Nebengassen[356] und in den Stadtfugen, und erst seit dem 18. Jahrhundert auf Plätzen (siehe Märkte).
Das zähringische Gassenschema bzw. dessen Ableitungen in den beiden Stadterweiterungen gegen Westen wurde erstmals zu Beginn des 15. Jahrhunderts aufgebrochen, indem die als reine Erschliessungsachse konzipierte Kreuzgasse zum Gassenkreuz uminterpretiert und dieses damit zur Figur einer symbolischen Stadttopografie wurde. Daraus entstanden kaum Platzanlagen im eigentlichen Sinn, sondern eher räumliche Konstellationen. Die bedeutenden Platzanlagen der Altstadt sind somit erst ab dem 18. Jahrhundert entstanden. Mit diesen wurden erstmals städtebauliche Figuren geschaffen, in denen meist Repräsentativbauten mit den vorgelagerten Freiräumen monumentale räumliche Beziehungen eingingen (siehe Monumente und öffentliche Bauten). Diese Platzanlagen wurden, wie der Monumentalplan von Carl Ahasver von Sinner von 1790 darstellt, in ihrer Summe als repräsentative und organisierende Brennpunkte in der Stadtanlage verstanden (siehe Bildliche Darstellungen). Dabei bildeten wichtige öffentliche Bauprojekte wie das Stiftsgebäude, das Kornhaus, die neue Hauptwache, das Waisenhaus oder das Burgerspital oftmals die Kerne oder «Nuclei», zu welchen sich partikuläre oder gesellschaftliche Bauten wie das Hotel de Musique, das Tscharnerhaus etc. hinzugesellten. Eine Sonderstellung nimmt die Heiliggeistkirche ein, deren Funktion als geistlicher Akzent am oberen Stadteingang sich nach dem Abbruch des Christoffelturms zur Torhüterfigur wandelte. Dass diese Platzanlagen als bedeutende Elemente des städtischen Auftrittes verstanden wurden, belegen die Bestimmungen, wonach an Plätzen Holz- und Riegbauten früh als unerwünscht deklariert und schliesslich verboten wurden (siehe Sandstein und Das Haus).
Die bedeutenden Platzanlagen des 19. und 20. Jahrhunderts kamen primär mit der Neubebauung der Peripherien (siehe Zentrum und Peripherie) zustande. Hier wurde gewissermassen das spätbarocke Schema neu interpretiert (Bundesplatz), wurden faszinierende räumliche Verflechtungen zwischen Gassen, Vorhöfen und Raumtaschen hergestellt (Bundeshäuser Ost und West, Bernerhof) oder führte mit dem Casinoparking sogar eine

[355] Zum Beispiel in Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 25.

[356] Siehe Oliver Landolt, Markttopographie, in: Berns mutige Zeit, 2003, S. 213.

Platzanlage als Dachterrasse eines Parkhauses die umliegende Bausubstanz zu einer neuen Einheit zusammen (siehe Casinoplatz und Casinoparking). Eine Sonderstellung nimmt schliesslich die Anlage «zwischen den Thoren» ein. Sie nahm als Ankunftssituation eine hybride Gestalt ein, welche sowohl als Gassen-, wie auch als Platzraum gelesen werden kann.

Stadtfugen

Als Stadtfugen werden hier die Platzanlagen bezeichnet, die im Bereich der Gräben natürlichen Ursprungs zwischen den mittelalterlichen Stadtbefestigungen und den Quartieren der mittelalterlichen Stadterweiterungen entstanden sind. Die Stadtfugen sind im Nachhinein zu konstituierenden Elementen des Berner Stadtgrundrisses geworden. Die zwei Stadtfugen an der Zeitglocken- und der Käfigturmmauer weisen eine enge Verwandtschaft auf, während die dritte auf Höhe des Christoffelturms im 19. Jahrhundert stark überformt worden ist (siehe Die Stadtfuge Kornhausplatz-Theaterplatz-Casinoplatz, Die Stadtfuge Bundesplatz-Bärenplatz-Waisenhausplatz und Stadtraum Bahnhof Bern).
Der geologische Ursprung der Stadtfugen in den Schmelzwasserrinnen ist Gegenstand des Kapitels Situation und Terrain. Das Vorhandensein dieser natürlichen Geländeeinschnitte, welche die Aarehalbinsel in erstaunlich regelmässigen Abständen unterteilen, war als Eignungskriterium und Standortfaktor ausschlaggebend für die Anlage der mittelalterlichen Befestigungswerke. Teilweise auch künstlich ausgebaut, mussten diese Einschnitte ursprünglich mit Brücken und Aquädukten überquert werden. Jede dieser Fugen spielte damit zu Beginn eine «aktive» Rolle als Bestandteil des jeweiligen Verteidigungswerks. Sobald die nächste Stadterweiterung und Stadtbefestigung in Dienst ging, war sie ihrer militärischen Aufgabe ledig. Früh entstand das Bedürfnis, diese Gräben zuzuschütten und die dabei entstehenden Freiflächen für zivile oder militärische Nutzungen dienstbar zu machen. Damit wurden diese Räume zu überaus wertvollen Ergänzungen des eher rigiden mittelalterlichen Gassenschemas. Die Stadt, welche ursprünglich von den Gassen konstituiert worden war, besass auf einmal grosszügige Freiräume, die sich ebenso als Raumreserven wie auch für städtebauliche und landschaftsarchitektonische Verfeinerungen anboten. Im Unterschied zu den Gassenbildern, deren Qualität an der räumlichen Einheit und feinen formalen Nuancen gemessen wird, leben Stadtfugen vom Nebeneinander verschiedener Epochen, ihrer Denkmäler und räumlichen Vorstellungen.

Abbildung 39: Johann Baptist Isenring, Ansicht der Stadt Bern aus der Sammlung malerischer Ansichten der merkwürdigsten Städte und Flecken der Schweiz, um 1832-1835.
Auf dieser Darstellung wird die Bedeutung deutlich, welche die Stadtfugen mit ihrer Bebauung im Verlauf des 18. Jahrhunderts angenommen haben. Dies gilt besonders für die Stadtfuge am Kornhaus- und Theaterplatz, die in dieser Zeit auch architektonisch als Stadtmitte inszeniert wird.

Heute sind die Stadtfugen nicht nur Übergangsräume im Stadtgefüge, sondern bedeutende Versammlungsorte und Repräsentationsräume. Nicht zufällig zeigen Darstellungen der Sehenswürdigkeiten Berns im frühen 19. Jahrhundert etwa zur Hälfte Bauten und Plätze im Bereich der Stadtfugen. Die Entwicklung der Stadtfugen war also ein Prozess, bei welchem sich diese Räume von einem «Aussen» mit reiner Wehrfunktion zu Lagerstätten für Schutt und Abraum, später zu Freiflächen und schliesslich zu ausgeprägten Innenräumen des Stadtkörpers wandelten. Das Schüttgut, mit welchem die Stadtfugen aufgefüllt wurden, birgt umfangreiche Bestände archäologisch wertvollen Materials.

Bedeutungstopografie

Städtebauliche Gesamtanlagen zeichnen sich durch die sinnhafte Anordnung bedeutungsvoller Monumente und stadträumlicher Bezüge aus. Im Grundriss der Stadt Bern überlagern sich solche Konfigurationen mit eher zufälligen oder aus topografischer Opportunität entstandenen Konstellationen und nachträglich in das bestehende Gefüge implantierten Bedeutungstopografien. Mehrere Epochen haben in Bern entsprechende, teilweise sehr unterschiedliche Konstellationen hinterlassen, wie nachfolgend dargelegt wird.

Das Kreuzmotiv

Das zentrale städtebauliche Motiv des Berner Stadtgrundrisses ist die Kreuzform der Gründungsstadt, gebildet von der Gerechtigkeits- und Kramgasse mit der Kreuzgasse. Das Gassenkreuz ist in der Literatur mitunter als ein Hauptmotiv des zähringischen Städtebaus bezeichnet worden.[357] Die Kreuzgasse war und ist die wichtigste Quererschliessung der zähringischen Stadtanlage. Diese Konfiguration war also als Element einer Unterteilung erster Ordnung durchaus ein wichtiger Teil der Gründungsstadt, wenn auch damals nicht symbolisch aufgeladen.

Die Anomalie der Kreuzgasse

Der Begriff «Anomalie» stammt aus der Medizin, in unserem Zusammenhang verwenden wir ihn mit der Bedeutung «morphologische Unregelmässigkeit, Regelwidrigkeit».[358] Damit umschreiben wir das Phänomen, dass der nördliche und der südliche Arm der Kreuzgasse in einem deutlichen Versatz zueinander stehen. Diese Beobachtung liefert deutliche Hinweise darauf, dass diese sehr spezifische Konfiguration nicht aus einer planmässigen stadträumlichen Figur gemäss neuzeitlicher Denkweise hervorgegangen sein kann, sondern der übergeordneten Geometrie der Gründungsstadt entsprungen sein muss. Diese Feststellung gilt, obschon alle Bauten und Fassaden, welche heute die Kreuzgasse definieren, jüngeren Ursprungs sind.

Als Ursache des Versatzes ist anzunehmen, dass die Kreuzgasse aus einer übergeordneten Geometrie hervorgegangen ist, deren Ausgangspunkt nicht im Bereich der Kreuzgasse liegt. Eine mögliche Herleitung dieser Hypothese wird im Kapitel über das so genannte Neue Modell diskutiert (siehe das entsprechende Kapitel*)*. Der Versatz kann in diesem Zusammenhang u. a. als Hinweis darauf gelesen werden, dass die Kreuzgasse nicht wie die anderen Stadtfugen aus einer mittelalterlichen Befestigung hervorgegangen ist (siehe Stadtfugen*)*.

Die Kreuzgasse hat überdies einige spektakuläre stadträumliche Eigenschaften. Der Versatz, der auch als «Windmühle» oder ähnlich charakterisiert werden kann, führt zu einem Durchblick, in welchem Im Unterschied zum Bild der Hauptgasse eine überaus reizvolle Tiefenstaffelung entsteht.

Die Kreuzgasse als Konstellation bedeutungsvoller Bauten

Am Südarm der Kreuzgasse stand von Anbeginn die erste Kapelle der Stadt, an deren Stelle später die Leutkirche und ab dem 15. Jahrhundert das Münster entstanden. Die Annahme, dieser erste Sakralbau der Stadt sei ausserhalb der ersten Stadtbefestigung entstanden, macht aus heutiger Sicht wenig Sinn. Vielmehr war der Kirche von Anbeginn eine Stelle zugewiesen worden, die sowohl aufgrund ihrer Zentralität als auch ihrer Lage an der Südflanke der Altstadt privilegiert war.

---

[357] Divorne 1991, Berne, S. 85-86.

[358] de.wikipedia.org/wiki/Anomalie, letztmals konsultiert am 27.01.2025.

Die heutige bedeutungstopographische Lesart der Kreuzgasse geht auf einen städtebaulichen Entscheid des frühen 15. Jahrhunderts zurück. Bis zum Stadtbrand von 1405 befand sich das Rathaus am so genannten Kirchhof der St. Vinzenzenkirche, also am westlichen Abschluss der südlichen Junkerngassbebauung im Bereich der Liegenschaft Münstergasse 1.[359] (Dies war, nach dem ersten Rathaus an der Mattenenge 2, der zweite Rathausstandort.[360]) Mit dem Entscheid, das Rathaus nach dem Stadtbrand an das Ende des Nordarms der Kreuzgasse zu verlegen, entstand eine Situation, bei welcher das Rathaus zusammen mit dem Münster und dem Richtstuhl am oberen Ende der Gerechtigkeitsgasse eine bedeutungsvolle Konstellation einging. Die Quellen überliefern freilich keine solche Absicht. Sie berichten, man habe sich zum Wegzug entschieden, weil das alte Rathaus als erbärmlich, zu klein und unbequem empfunden wurde und man genug vom ständigen Glockengeläut und dem Geschrei der Schiffleute an der Aareschwelle gehabt habe.[361]
Die Annahme, diese aus heutiger Sicht markante Figur sei im Sinne einer Bedeutungstopografie angelegt oder umgestaltet worden, ist somit mit Zurückhaltung zu geniessen. Für diese sprechen eher pragmatische und geometrische Gründe. Auch eine Interpretation, wonach die Hauptgasse gewissermassen ein lateinisches Kreuz christlichen Symbolgehalts aufgespannt habe, ist mit grössten Vorbehalten behaftet. Wohl besass die Stadt mit der Burg Nydegg und dem Schalenturm, welcher später zum heutigen Zeitglockenturm transformiert wurde, anfänglich eine symbolisch lesbare Klammer. Seit dem Abbruch der Burg Nydegg jedoch hat sich die Stadt stets schwer damit getan, sich einen markanten Ostabschluss zu geben (siehe Ein Stationenweg mit Ermahnungscharakter).
Gegen die Auffassung, dass die Kreuzgasse mit dem neuen Rathaus und Münster ab dem frühen 15. Jahrhundert zu einem den Hauptgassen gleichwertigen Raum aufgewertet worden sei, sprechen drei Bauten daselbst, an denen jeweils nur das Laubenjoch zur Hauptgasse in Haustein, der Rest des Gebäudes mit verputzter Fassaden ausgeführt worden ist (siehe Verputzbauten und *Abbildung 53).*

Monumente und öffentliche Bauten

Der Begriff «Monument» deckt ein Feld von Wortbedeutungen ab, die von der «Erinnerungswürdigkeit» über das «Ermahnen» bis hin zum Grabmahl reicht, das zur Erinnerung an die Altvorderen errichtet wird. Spätestens ab dem 17. Jahrhundert aus dem französischen und englischen eingedeutscht, hat der Begriff im 19. Jahrhundert, also im Zeitalter des Historismus, besondere Verbreitung gefunden (siehe Denkmäler).[362]

[359] Zum Standort dieses Rathauses siehe u. a. Hofer 1947, KDM Bern 3, S. 10.

[360] Weber, Historisch-Topographisches Lexikon, 1976, S. 198

[361] Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 44.

[362] woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=D01569#.

Die Monumentalpläne, die über viele Jahrhunderte hinweg und bis heute als eigenständige, wenn auch wandlungsfähige Darstellungsform beliebt sind, haben andere Inhalte in den Vordergrund gestellt. Goethe nannte die Monumente in seinem bekannten Zitat «die Gebäude die der Stand Bern selbst aufführt».

Abbildung 40: Albrecht Knecht, 1745, Stadtplan mit umgebenden Zehenden (Ausschnitt, stark vergrössert).
Die Legende zu den Bauten, welche von Knecht als Monumente hervorgehoben werden: «1 die grosse Kirchen – 2 das Rathhaus – 3 die Nidegg Kirchen – 4 die Französische Kirch – 5 die Spithal Kirchen – 6 das gross Spithal – 7 die Invalides – 8 das Zeughaus – 9 die Manifactur – 10 Korn Magazin. – 11 Collegium. – 12 der Beren Graben – 13 Christoffel Thor – 14 Gulden Madthgassen Thor – 15 Marzihlj Tor. – 16. Zürich Thor.»

Der Kreis der Gebäude des Staats- oder Gemeinwesens – wir würden heute sagen *der Öffentlichkeit* – setzt bei den Sakralbauten an und reicht über Politik, Verwaltung und Schulen bis hin zu den Militär- und Wehrbauten, so wie sie Albrecht Knecht 1745 auf seinem «Stadtplan mit den umgebenden Zehenden» dargestellt hat *(Abbildung 39).* Berühmt ist der «Grundriss von Bern» Carl Ahasver von Sinners von 1790 *(Abbildung 5):* Das Blatt ist in einer Zierleiste oben mit Abbildungen der wichtigsten Bauten der Öffentlichkeit geschmückt. Die Monumente werden in der zweisprachigen Legende «HAUPTGEGENSTÆNDE IN DER STADT» oder als «OBJETS REMARQUABLES DANS LA VILLE» in ähnlich unprätentiöser Weise eingeführt wie bei Goethe. Gemeint sind die Bauten, die sich einerseits von den gewöhnlichen Wohnhäusern abheben, andererseits alle für die Stadt und das Gemeinwesen unabdingbaren Funktionen aufnehmen.

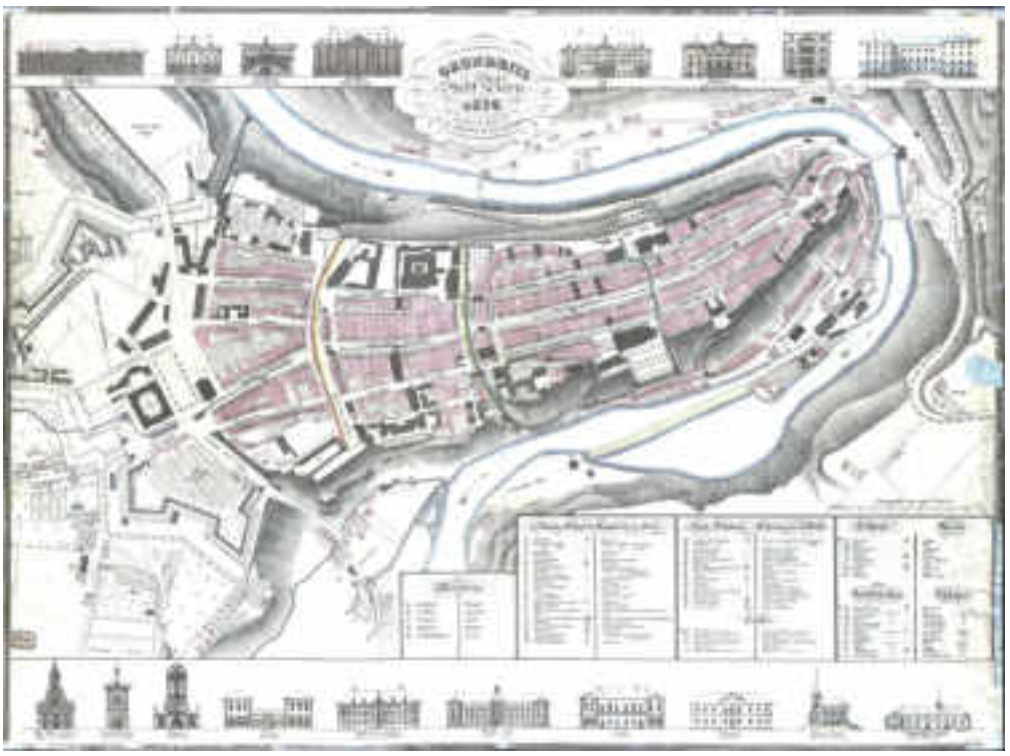

Abbildung 41: J. J. Oppikofer, Grundriss der Stadt Bern, 1836, herausgegeben von C. A: Jenni.

Ein weiterer Monumentalplan in der Traditionslinie von Sinners stammt von Johann Oppikofer aus dem Jahr 1839. Das Blatt belebt das Format, indem es den auf dem Sinnerplan hervorgehobenen Monumenten einige interessante zusätzliche hinzufügt: Das Casino, die Anatomie, den Zeitglockenturm, das Knabenwaisenhaus, das neue Postgebäude in der Kramgasse. Dass das Blatt in den frühen Jahren des bürgerlichen Zeitalters bzw. in der Biedermeierzeit entstanden ist, verrät die Auszeichnung bzw. Erwähnung von Gasthöfen, Gesellschaftshäusern, Cafés etc. Von hier führt die Entwicklung hin zu den Plänen, mit denen in der Hand bis vor wenigen Jahren die Tourist*innen durch die Stadt gestolpert sind.

Die Denkmäler als organisierende Elemente der Stadtgestalt
Die Unterscheidung zwischen den Baudenkmälern und den «gewöhnlichen» Bauten begegnet uns vor einem anderen Hintergrund wieder. Sie ist eine der wichtigsten Denkfiguren Aldo Rossis, der mit seinem Geistesverwandten und Freund Paul Hofer an der ETH Zürich ein für die Geschichte der Architektur und des Städtebaus weit über diese Schule hinaus bedeutsames Kapitel schrieb. Rossi hatte schon 1966 in seiner «architettura della città» notiert:

> *Es soll lediglich festgestellt werden, daß die Dynamik einer Stadt eher zur Weiterentwicklung als zur Erhaltung tendiert, daß die Baudenkmäler aber im Zuge dieser Entwicklung - wie jedermann*

nachprüfen kann - erhalten bleiben und sich sogar stimulierend auf die Entwicklung auswirken.[363]

Dass Rossi mit seinem historischen und typologischen Ansatz der Architektur und dem Städtebau den entscheidenden Anstoss gab, sich aus der funktionalistischen Selbstbezogenheit der Diskurse in der Moderne zu befreien, dass er der Architektur also gewissermassen ihre Geschichte zurück gab, soll hier nur am Rand erwähnt werden. Auch im Berner Zusammenhang gilt freilich, dass er das Potential der Denkmäler begriff, den Raum, den Körper und die Gestalt der Stadt zu organisieren. (Den Begriff der Organisation verstehen wir in Analogie zur Anordnung der Organe in einem Körper.) Rossi wies auf die Unterschiede zwischen der Permanenz der Monumente und der Dynamik der Bauten mit pragmatischeren Ansprüchen hin. Hier spielt das öffentliche Bauen eine bedeutende Rolle, indem es Vorbilder von bleibender Qualität für die Entwicklung der «gewöhnlichen» Bauten bereitstellt (siehe Plätze).
Dabei seien zwei Besonderheiten Berns hervorgehoben: Erstens, dass ein überraschend grosser Teil der öffentlichen Bauten der Stadt an eher peripheren Lagen entstand, also nicht entlang der Hauptachse gesetzt wurde (dazu das nächste Kapitel sowie Zentrum und Peripherie). Zweitens, dass die Bürger- und Gesellschaftshäuser in Bern spätestens seit dem 18. Jahrhundert eine eigene Denkmalqualität angenommen haben, die es ihnen erlaubte, sich selbstbewusst mit den Bauten der Öffentlichkeit zu messen. Die Bürger- und Gesellschaftshäuser sind gewissermassen selber zu Monumenten geworden.

Rasterplan, lineare Stadt und Stadtpforten

Bislang ist in diesem Buch ausser Acht geblieben, wie der Strassenplan bzw. der Stadtgrundriss der Berner Altstadt als Ganzer charakterisiert werden kann. Die repetitive Struktur langgezogener Blöcke, längs begleitet von den Gassen, quer unterteilt von der Kreuzgasse und weiter oben von den Stadtfugen, hat einen auffallend regelmässigen, ja rationalen Gesamtcharakter. In den meisten der rund 20 Blöcke der Berner Altstadt sind im Prinzip die Proportionen der Aarehalbinsel abgebildet, und in der Anordnung all der Gassen und Blöcke ist eine regelhafte Struktur von Freiräumen mit dem Charakter eines in die Länge gezogenen Rasters eingeschrieben. Die Schönheit dieser Konfiguration beruht darauf, dass sie an zahlreichen Stellen von individuellen Ausprägungen überlagert wird. Zwischen Regel und Einzelfall, zwischen Norm und Abweichung entstehen dadurch überraschende Vielfalt und stadträumliche Spannung.
In der Querrichtung beruht die Herausbildung einer Mitte auf der Breite der Hauptgasse, die das Rückgrat der Anlage bildet. In der Längsrichtung ist eine Mitte schwieriger auszumachen. Zu verschiedenen Zeiten haben sich

[363] Aldo Rossi, Die Architektur der Stadt : Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen, Basel: Birkhäuser, 2015, S. 44-45 (Italienische Erstausgabe 1966, deutsche Übersetzung Erstausgabe 1973).

in unterschiedlichen Konstellationen mehrere Situationen mit zentralem Charakter herausgebildet (siehe Das Wandern der Stadtmitte im Verlauf der Jahrhunderte). Dennoch ist die Orientierung für Ortsunkundige in der Berner Altstadt nicht schwierig, weil diese ganz ausgeprägt gerichtet ist, also ein klares Oben und Unten besitzt (siehe Untere Altstadt und Obere Altstadt). Die Altstadt hat damit trotz ihrer regelmässigen, repetitiven Gesamtstruktur eine hohe intuitive Verständlichkeit. Dass der Stadtbach, insbesondere die Fliessrichtung seines Wassers aus dem Bild der oberen Altstadt verschwunden sind, ist in diesem Zusammenhang sehr zu bedauern. Ein Hauptsujet dieses Gefüges ist die bereits im Gründungsplan angelegte Akzentuierung der Hauptgasse als beherrschendes lineares Element, das sich in den Überlandstrassen gegen Osten und Westen fortsetzt. In der Literatur ist immer wieder die Funktion dieses Rückgrates als Gassenmarkt hervorgehoben werden. Tatsächlich dürfte sich hier spätestens seit dem Bau der Laubenfassaden, die den Raum verknappt haben, die Konkurrenz zwischen der Verkehrs- und der Marktfunktion zu Gunsten des ersteren verschärft haben. Dies veranlasste viele Märkte, in die Stadtfugen und Nebengassen auszuweichen (siehe Märkte). Geblieben sind die Läden in den Lauben, die bis heute viel zur Beliebtheit der Altstadt beitragen.

Ein Stationenweg mit Ermahnungscharakter

Reisende kannten die Stadt also zunächst einmal von der Ankunft in ihr und von ihrer Durchquerung entlang der Hauptachse her. Dabei dominierten zwei Hauptelemente: einerseits die ruhige Aufreihung der Laubenfronten, andererseits die Abfolge der grossen Tortürme Felsenburg, Zeitglocken, Käfig- und Christoffelturm mit den zugehörigen Befestigungsanlagen, eindrücklichen Gräben, Brücken etc. Dadurch entstand eine Art Stationenweg mit Ermahnungscharakter. Dieser hatte seine Auftakte schon ausserhalb der Stadt im Anblick der auf zwei Hügelkuppen errichteten Hochgerichte (obenaus auf dem Friedbühl, untenaus auf dem Schönberg). In dieser Szenografie hatte auch der Richtstuhl an der Kreuzgasse einen wirkungsvollen Auftritt.[364] Die Besonderheit dieser linearen Figur beruhte u. a. darauf, dass weitere wichtige öffentliche Bauten *nicht* unmittelbar an ihr lagen (siehe Monumente und öffentliche Bauten sowie Zentrum und Peripherie).

Der durchaus drakonischen Bedeutungsgehalt dieser Konfiguration wurde mit den Jahrhunderten zugunsten des Gemeinwohls neu austariert. Das Gemeinwesen manifestierte sich mit einer Serie prächtiger Brunnen, auch die Umwandlung des ältesten Torturmes zum Zeitglocken brachte eine Botschaft öffentlicher Fürsorge. Diese Tortürme wurden nicht bloss verwendet, weil sie da waren, sondern weil sie gewollt waren. Dies zeigt der Totalersatz des alten, als «kebie» genutzten Torturmes der Savoyerstadt durch einen neuen Käfigturm, errichtet von Stadtwerkmeister Joseph Plepp 1641-44.[365] Die Nutzung dieses Bauwerks als Gefängnis, also die ostentative

[364] Für wertvolle Anregungen zu dieser Sichtweise bedanke ich mich besonders bei Dieter Schnell.

[365] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 129 ff.

Präsenz einer überwachenden und strafenden Autorität, wurde übrigens erst 1897 aufgegeben.
Der entscheidende bauliche Akzent, welcher die Fürsorge an prominenter Stelle in den Mittelpunkt rückte, entstand gegen Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem Burgerspital. Auf der Supraporte seines Hauptportales steht die enigmatische, Albrecht von Haller zugeschrieben Widmung: «Christo in pauperibus MDCCXLI», sinngemäss: «für Christus, der in den Armen ist 1741».[366]

Abbildung 42: Die Untertorbrücke mit den beiden Torbogen des 17. (rechts) und 18. Jahrhunderts (links). Farblithografie von 1830 nach einem Aquarell von Gabriel Lory Père.

Wir wollen diese Betrachtung mit einem kurzen Hinweis auf den unteren Stadteingang abrunden, wo der Wunsch nach einer repräsentativen Toranlage, einer würdigen Ankunft, unerfüllt blieb. Dass diese Situation als mangelhaft wahrgenommen wurde, ist u. a. einem Protokoll der Baukommission zu entnehmen, die 1819 einen Antrag, den erst im späten 18. Jahrhundert erbauten äusseren Torbogen der Untertorbrücke abzureissen, ablehnte. Begründung:

> *... der erst in neuerer Zeit errichtete Torbogen, ein wohlstehendes architektonisches Monument, sei wohl in der Absicht erbaut worden,*

[366] de.wikipedia.org/wiki/Burgerspital.

die nicht einladende Ansicht der Stadt den ankommenden Fremden soviel wie möglich zu verbergen.[367]

Dieser Einschätzung verweigerte die Politik die Gefolgschaft und liess kurz darauf beide Tore abtragen (siehe Untertorbrücke, Felsenburg und Nydeggstalden).

Untere Altstadt und obere Altstadt

Im heutigen Umgang mit der Altstadt wird mit aller Selbstverständlichkeit zwischen der Unteren und der Oberen Altstadt unterschieden.[368] Wohl wurde eine solche Unterscheidung im 16. Jahrhundert zwischen der «oberen und der unteren Gemeinde» eingeführt, doch ging es dabei nicht um baurechtliches oder stadtmorphologisches, sondern um die Zuteilung von Nutzungskontingenten für den Weidegang auf den Allmenden obenaus und untenaus sowie die Bewirtschaften der Wälder.[369] Die Trennlinie verlief damals nicht wie heute entlang der Stadtfuge am Kornhaus- und Theaterplatz, sondern auf Höhe des Schaalgässchens.
Die Unterteilung zwischen oberer und unterer Altstadt ist also erst seit der Mitte des 20. Jahrhunderts gebräuchlich.[370] Heute wird der Unteren Altstadt auch das *Wohngebiet* Matte zugerechnet; beide geniessen integralen denkmalpflegerischen Schutz. Zur oberen Altstadt gehört das *Gewerbegebiet* Matte, das baurechtlich als Zone mit Planungspflicht (ZPP) behandelt wird. Die für beide Altstadthälften spezifischen Bauvorschriften behandeln die Untere Altstadt als integrales Schutzobjekt und die Obere Altstadt als Ort mit einer moderaten Entwicklungsdynamik. Die Besonderheiten der einzelnen Teile im Stadtgrundriss sind im Kapitel Stadtteile und Bauphasen – spezifische Merkmale und Elemente dargelegt.[371]
Sinn und Zweck dieser Regelungen sollen an dieser Stelle nicht diskutiert werden. Aus Sicht des Welterbes ist es wünschbar, dass die beiden Teile der Altstadt nicht infolge baurechtlicher Festlegung in ihrer Gestalt auseinander driften. Dies insbesondere deshalb, weil wesentliche Teile des Weichbildes und der Bausubstanz im Bereich der beiden mittelalterlichen Stadterweiterungen in guter Qualität erhalten sind.

---

[367] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 208, Fussnote 4. Ausserdem: Türler 1896, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, S. 110.

[368] Die historischen Grundlagen zu diesem Thema sowie zu den Inhalten der nachfolgenden Kapitel sind aufgearbeitet unter: www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/Suche-nach-Themen-und-Ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/stadtviertel/ober-und-unterstadt

[369] Von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte, S. 237, Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 5.

[370] stadtrecht.bern.ch/lexoverview-home/lex-721_1.

[371] Eine typische Beschreibung der beiden Stadthälften ist beispielsweise zu finden in: INSA Bern, 1986, S. 103.

Das Wandern der Stadtmitte im Verlauf der Jahrhunderte

Der Begriff der Zentralität entstammt der Stadtgeografie und Raumordnung.[372] Das Stichwort soll hier nicht zur Erörterung von Fragen der Systemtheorie oder Raumhierarchie verwendet werden, sondern, um gewisse Elemente und Phänomene sowie Veränderungen im Raumgefüge der Berner Altstadt zu beschreiben und zu verstehen.
Sich in der Mitte aufzuhalten kann ein subjektives Gefühl des Gehalten- und Getragenseins auslösen. Es zeichnet bestimmte Orte im urbanen Gefüge aus. Dennoch kann es nur bedingt räumlich festgemacht werden, sondern eher an Markern wie beispielsweise den täglichen Gewohnheiten der Stadtbewohner*innen. Indikatoren sind beispielsweise heute besonders beliebte Treffpunkte wie der «Loeb-Egge», die «Front» am Bärenplatz, das Kornhaus etc.
Wo Zentralität zu bestimmten Zeiten verortet werden konnte, kann geometrisch, anhand von Nutzungen und Widmungen von Bauten oder in stadträumlichen Konstellation beobachtet werden. Solche Konstellationen haben sich bereits in der Frühphase der Stadtentwicklung verschoben, was schnell zur organisatorischen und räumlichen Komplexität der Stadt beigetragen hat. Die Herausbildung bzw. Überlagerung verschiedener Orte mit Zentralität oder unterschiedlicher Arten von Zentralität kann als Wesenszug von Urbanität bzw. von urbaner Qualität verstanden werden.[373]
Die Mitte der Zähringerstadt befand sich symbolisch und physisch ursprünglich am Schnittpunkt der Hauptgassen mit der Kreuzgasse. Hier wurden seit dem 13. Jahrhundert die Hochgerichte abgehalten, wofür in der Gassenmitte bis in die Zeit um 1830 der Richtstuhl[374], auch «Hochgerichtssitz des Schultheissen»[375] genannt, stand (siehe Szenischer und allegorischer Stadtraum, Bedeutungstopografie und Überformung, Transformation, Beruhigung).
Diese symbolische Mitte behauptete sich für sehr lange Zeit, obwohl sich die geometrische Mitte, der «Schwerpunkt» der Stadt mit den beiden mittelalterlichen Stadterweiterungen längst stadtaufwärts verlagert hatte (siehe Viertel und Quartiere). Freilich wurde die alte symbolische Mitte mit dem Bau des neuen Rathauses im frühen 15. Jahrhundert, mit der Aufstellung des Justitiabrunnens im 16. Jahrhundert oder mit dem Neubau des Gesellschaftshauses zum Distelzwang an der Schwelle zum 18. Jahrhundert

---

372 de.wikipedia.org/wiki/System_der_zentralen_Orte, letztmals konsultiert am 10.04.2025.

373 Das Nationale Forschungsprojekt NFP65 nennt Zentralität als erste Kategorie, mit denen «Urbane Qualitäten und Aspekte» beschrieben werden. Dabei wird zwischen Logistischer, funktionaler, symbolischer Zentralität und Alltagszentralität unterschieden. Siehe: Neue urbane Qualität. Urbane Potentiale und Strategien in metropolitanen Territorien - Am Beispiel des Metropolitanraums Zürich. Zusammenfassung der Ergebnisse und der Empfehlungen an die Stakeholder vom 17 Dezember 2013.

374 Ausführlich hierzu: Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, besonders S. 59.

375 www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/kommunale-gebaeude/hochgerichtssitz-des-schultheissen, letztmals konsultiert am 10.04.2025.

(Abbildung 48) während langer Zeit immer wieder baulich bekräftigt. Dies machte u. a. auch deshalb Sinn, weil die Dichte der oberen Altstadt bis ins späte 19. Jahrhundert hinter derjenigen der Zähringerstadt zurückblieb. Dort oben beanspruchten grosse, institutionelle Nutzungen wie das Zeughaus, der Holzwerkhof und mehrere in der Reformation säkularisierte Klöster viel Platz.

Zytglogge

Den ersten klaren Hinweis darauf, dass der Schwerpunkt des täglichen Lebens stadtaufwärts gewandert war, leistete der Umbau des alten Wehr- und Gefängnisturmes der ersten Stadtbefestigung zum Zeitglocken. Nach den Zerstörungen des Brandes von 1405 und der Grossbaustelle für die Zuschüttung des Stadtgrabens wurde hier die Gelegenheit ergriffen, an zentraler Stelle eine öffentliche Uhr einzurichten. Die Glocke und das Astrolabium stammen aus den Jahren nach 1405. 1530 wurde das Uhrwerk umgebaut und erweitert, 1608 kamen die beiden Zifferblätter hinzu.[376] Die Zentralität des Zeitglockens beruhte auf einer physischen Eigenschaft – dass sein Stundenschlag in der ganzen Stadt hörbar sein musste:

> *Der Zeitglockenturm stand gleichsam mitten unter dem Volke. Weder das Rathaus noch das Münster waren in ähnlicher Weise im Mittelpunkt des öffentlichen Geschehens. Sie hielten sich vielmehr in einer gewissen respektheischenden, vornehmen Distanziertheit, während der Zytglogge täglich und stündlich zum Volke sprach.*[377]

Die eigentliche bauliche Auszeichnung dieser neuen Mitte an der ersten Stadtfuge (siehe Die Stadtfuge Kornhausplatz-Theaterplatz-Casinoplatz) liess bis ins 18. Jahrhundert auf sich warten. In verhältnismässig kurzer Folge entstanden nun das Kornhaus, die alte Reitschule, später die alte Hauptwache, das Hôtel de Musique und die Bibliotheksgalerie. 1770/71 wurde auch der Zeitglockenturm in der Sprache der spätbarocken Berner Architektur in seine heutige Form gebracht (siehe Die Stadtfuge Kornhausplatz-Theaterplatz-Casinoplatz). Für die Hauptwache wurde oben am Gerberngraben ein Standort gefunden, von dem aus alle Teile der Stadt schnellstmöglich für polizeiliche Interventionen erreicht werden konnten. Gleichzeitig kaschierte das Gebäude mit dem wohl schönsten architektonischen Platzabschluss der Stadt eine ihrer hässlichsten Fehlstellen – den Gerberngraben.

Die Mitte des neuen Berns

Die nächste Verlagerung des städtischen Gravitationszentrums in Richtung der oberen Altstadt lässt sich weniger klar verorten. Der Auslöser war klar: Mit dem Bau des Bahnhofes um 1857 erhielt die Stadt ihre bis heute

---

376 de.wikipedia.org/wiki/Zytglogge, letztmals konsultiert am 11.04.2025.

377 web.archive.org/web/20190311153654/http://www.zeitglockenturm.ch/der-zeitglockenturm/, letztmals konsultiert am 11.04.2025.

wichtigste Einfallspforte. Ein wichtiger Indikator für die Zentralität in der Neuzeit und Auslöser für die beschriebene Verlagerung ist das im Bauklassenplan von 1928 *(Abbildung 16)* mit Bauhöhen bis 18 m ausgewiesene Gebiet der Bauklasse I. Hier entstanden besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die im Kapitel Die Quartiere des 19. und 20. Jahrhunderts beschriebenen Projekte: Bundesbauten, Bahnhof, Hotels und Geschäftshäuser in der oberen Altstadt.
Eine zauberhafte räumliche Manifestation von Zentralität war bis weit ins 20. Jahrhundert der Christoffelplatz, von dem aus sich in alle Richtungen ein spektakulärer Stern von Sichtbeziehungen bzw. -korridoren öffnete (siehe Zwischen den Thoren – Christoffelplatz - Bubenbergplatz und Christoffelgasse).
Diese innerhalb des Welterbe-Perimeters ablaufenden Prozesse wurden zunehmend vom Wachstum der Aussenquartiere, also von einem neuen städtischen Gesamtsystem, überlagert. Dabei gingen wesentliche Impulse von den Brückenschlägen der Roten Brücke in die Lorraine (1858), der Kirchenfeldbrücke ins Kirchenfeld (1885) und der Kornhausbrücke ins Nordquartier (1898) aus. Zahllos sind die seither unternommenen Ansätze, das Verkehrsnetz zu organisieren. Im Bereich des Stadtraumes Bahnhof Bern führen mehrere Ursachen zu Nutzungskonflikten: Einerseits das nach wie vor mit guten Gründen radial strukturierte Netz des öffentlichen Verkehrs, andererseits die Topographie, bei welcher der Weg über diesen Raum die einzige Querung ist, welche am Länggassplateau und an den Geleiseanlagen der Eisenbahn vorbei führt. Der Vektor künftiger Entwicklungen muss darauf ausgerichtet sein, Verkehrsdruck von dieser Mitte weg zu nehmen, und sie wieder stärker als Sozialraum in Wert zu setzen.
Die wohl eindrücklichsten Zeugen der beschriebenen Zentrumsverlagerungen sind die Geschäftshäuser, insbesondere die Kaufhäuser, die seit dem frühen 20. Jahrhundert in der Markt- und Spitalgasse aus dem Boden geschossen sind. Hier kam es zu grossflächigen Zusammenlegungen und prachtvollen Neubauten – allen voran das Kaiserhaus mit dem Kaufhaus Vier Jahreszeiten an der Marktgasse 37, erbaut 1902-10 von Eduard Joos und der Neubau für die Gebrüder Loeb an der Spitalgasse 51, erbaut 1913-15 von Albert Gerster (siehe Die äussere Neuenstadt – Schneller, tiefgreifender Wandel). In den Reigen dieser Bauten reihen sich auch weniger auffällige, in ihrer Auseinandersetzung mit der bernischen Architekturtradition dennoch besonders schöne Eckhäuser wie jenes der Genevoise Assurances am Bollwerk 15 (Zeerleder & von Ernst 1923) oder an der Spitalgasse 1 (Albert Gerster 1929-30) ein (siehe Das Hotel und Geschäftshaus Spitalgasse 9).[378]

[378] Einen Zugang zum Reichtum dieser Baubestände liefert beispielsweise das städtische Bauinventar: bauinventar.bern.ch/, letztmals konsultiert am 14.11.2024.

Zentrum und Peripherie

In der Beschreibung zur Kandidatur der Berner Altstadt für die Aufnahme in die Welterbeliste 1983 wird darauf hingewiesen, dass vom 15. bis ins 19. Jahrhundert öffentliche Bauten an der Peripherie der Altstadt angeordnet worden sind. Darunter sind in erster Linie die Hangkanten an der Süd- und Nordseite der Aarehalbinsel zu verstehen, in zweiter Linie die inner- und vorstädtischen Gebiete im Bereich der westlichen Stadtbefestigungen. Derweil diese Feststellung im Grundsatz zutrifft, haben bei verschiedenen Bauten unterschiedliche Kriterien bzw. Standortfaktoren gegolten. Zunächst lagen an den Peripherien extensiv genutzte Landreserven. So befanden sich im Abschnitt besonders zwischen Spitalgasse und Hodlerstrasse bis weit ins 19. Jahrhundert zahlreiche Gärten und Wirtschaftsbauten, darunter auch Bauernhäuser und Scheunen (siehe *Abbildung 7).* An der Südflanke der äusseren Neuenstadt lag der oben erwähnte Holzwerkhof, welcher um 1850 für den Bau des Bundeshauses West aufgegeben wurde *(Abbildung 91).*

Abbildung 43: Die Gebäudeecke Genfergasse/Speichergasse um 1903.
Hier stand bis zum Bau des Hauses der Berner Alpenbahn-Gesellschaft (Simplonhaus) 1903-04 eine Scheune. Im Vordergrund rechts Abbruchmaterial des Zuchthauses, kurz vor Baubeginn für die neue Hauptpost.

Eines der hervorstechenden Merkmale der Flächen, die hier als peripher beschrieben werden, war die Absenz von Stadtbach und Ehgräben. Darin unterscheidet sich die Oberstadt grundsätzlich von der Zähringerstadt, welche flächendeckend mit diesen Infrastrukturen versorgt werden konnte. Dieses Defizit konnte erst mit dem Bau der modernen Kanalisationen

behoben werden *(Abbildung 37)*. Damit wandelte sich die Gunst der peripheren Lagen, zumal als Terrain für grosse Bauprojekte wie die Bundesbauten grosse zusammenhängende Flächen freigemacht werden mussten. Das auffälligste, aber nicht einzige Beispiel ist die Stadtsüdflanke zwischen Gerberngraben und Kleiner Schanze. Das Gebiet bot sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts als privilegierter Bauplatz für den Prospekt der repräsentativen Bundesbauten an. Diese Projekte waren somit Teil einer städtebaulichen Entwicklung, im Zug derselben die Peripherie der Savoyerstadt und der äusseren Neuenstadt seit Mitte des 19. Jahrhunderts grossflächig mit Neubauten besetzt wurden.[379]
Nochmals andere Standortkriterien galten für Sakralbauten, allen voran das Münster. Mit dem Bau der ersten Kapelle in der Phase der Stadtgründung wurde an zentraler Stelle an der privilegierten Südflanke der Aarehalbinsel eine Altarstelle konsekriert, deren sakrale Bestimmung fürderhin keine Standortwechsel mehr zuliess. Der früh bis fast in die Hälfte des heutigen Münsterplatzes reichende, ummauerte Kirchhof wurde in vorreformatorischer Zeit aufgebrochen und die westlich angrenzenden Bauten mussten weichen.[380] (Siehe Friedhöfe).

Sonnseite und Schattseite

Zu den Besonderheiten der Berner Altstadt gehört die klare Ausrichtung der Aarehalbinsel in der Ost-West-Richtung. Da auch das Gassensystem weitgehend dieser Ausrichtung folgt, ist es wohl sehr früh zur Ausdifferenzierung von Parzellen unterschiedlich privilegierter Lage gekommen. Die geschilderte Eigenschaft führt dazu, dass rund die Hälfte der Bauten an der Sonnseite steht und nach Süden ausgerichtet ist, die andere Hälfte an der Schattseite und nach Norden ausgerichtet. Inwiefern dies zur Ausbildung spezifischer Grundrisse beigetragen hat, ist bislang kaum erforscht. Unbestritten sind an der Sonnseite der Hauptgassen und gegen den südlichen Aarehang die besonders privilegierten Liegenschaften zu finden. Davon zeugen einige der besonders schönen Prachtbauten wie das Haus Gerechtigkeitsgasse 40, das ehemalige Haus Grenus (heute Capitol) an der Kramgasse 72 oder das Morlothaus Junkerngasse 32.
Im gesamtstädtischen Massstab kehrt sich diese Konfiguration an den äussersten Häuserzeilen ins Gegenteil. So sind an der Südseite der Herren- und Junkerngasse die besonders privilegierten Häuserzeilen der Stadt entstanden. An der Herrengasse ohne Laube und eine Bautiefe umfassend, an der Junkerngasse mit Laubenfassade und zwei durch einen Areahof getrennte Bauten, also gewissermassen Vorder- und Hinterhäuser. Die Bauten an der Südflanke der Altstadt besitzen auch direkte Ausgänge in die in den Abhang gebetteten Gärten, sind hervorragend besonnt und namentlich in Sommernächten durch den Bergwind gut belüftet. Bemerkenswert sind

[379] Siehe hierzu das Kapitel Die Quartiere des 19. und 20. Jahrhunderts.

[380] Siehe Mojon 1960, KDM Bern 4, Das Berner Münster, S. 422 ff.

insbesondere die durch vorgelegte Gartenterrassen ausgezeichneten palastartigen Liegenschaften Beatrice von Wattenwyl-Haus und Erlacherhof.

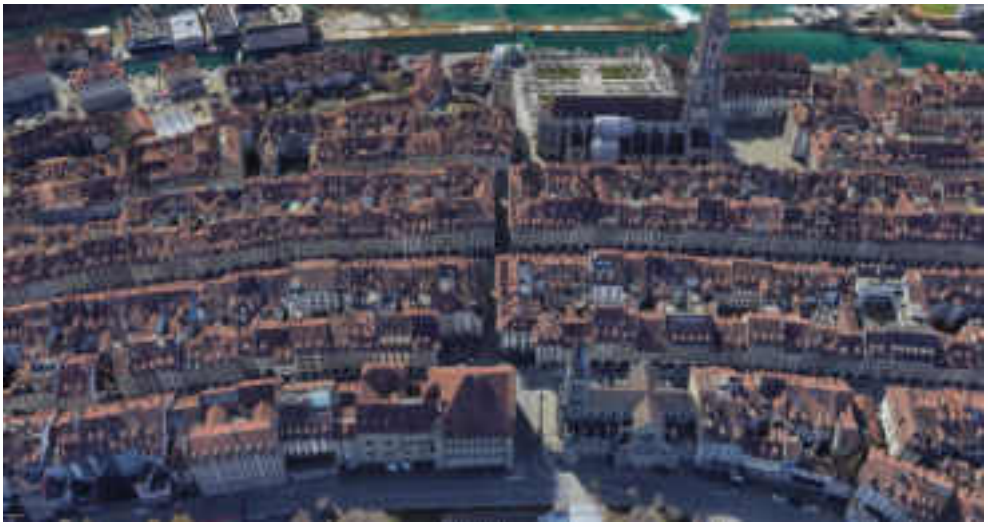

Abbildung 44 und 45: Teilansichten der Zähringerstadt von Süden (links) und Norden (rechts). Quelle: google earth, konsultiert am 27.10.2023.

Besonderer Beachtung wert ist im hier besprochenen Zusammenhang auch die Gegenüberstellung der Stadtkirche, welcher von Anbeginn die privilegierte Lage an der Südflanke zugebilligt wurde und des neuen Rathauses, für das zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine Parzelle an der Nordseite ausgewählt wurde. In der Oberstadt haben das Inselkloster und das aus diesem hervorgegangene Inselspital das Privileg der hygienisch trockenen Südlage beansprucht, im 19. Jahrhundert die Bundesbauten.
Und die Nordseite? Obwohl die stadtklimatischen Voraussetzungen kaum näher untersucht sind, ist es nicht dem Zufall zuzuschreiben, dass beispielsweise das alte Schlachthaus und die Schütte (Abfallhalde) an der kühleren Nordseite der Aarehalbinsel angeordnet worden sind. Hier, an

dem eher schattigen Abhang wurden an verschiedenen Stellen Abfälle, Deponiegut, ja sogar Fäkalien entsorgt *(Abbildung 70).*

Viertel und Quartiere

Zu einem sehr frühen Zeitpunkt besass die Zähringerstadt vier Viertel, entsprechend den Quadranten, welche von der Kreuzgasse und den Hauptgassen unterteilt werden. Diese Viertel wurden nach den in ihnen ansässigen Gesellschaften benannt: südwestlich die Pfistern (Bäcker), nordwestlich die Schmieden, nordöstlich die Metzger und südöstlich die Gerber.[381] Dieses System wurde anlässlich der Verfassungsreform 1295 erstmals erwähnt. Es ist von besonderer Bedeutung, weil die Einteilung der vier *Vennerviertel* entsprechend den vier *Vennergesellschaften* bis Ende des 18. Jahrhunderts konstituierend für die Organisation von Politik, Verwaltung und Aushebungskreisen bleiben sollte.[382]
Mit der Stadterweiterung in den Bereich oberhalb des Zeitglockenturms geriet die Unterteilung dieser Vennerviertel, die auf die ursprüngliche Zähringerstadt zurechtgeschnitten waren, aus dem Gleichgewicht. Daher wurde die Trennlinie zwischen der oberen und unteren Gemeinde zu einem nicht mehr eruierbaren Zeitpunkt von der Kreuzgasse in den Bereich des Schaal- und Münstergässchens hinauf verlegt.[383] Aktenkundig wird diese Einteilung erstmals 1628 – dem Jahr, wo die Stadtsatzungen eine damals wahrscheinlich neue Feineinteilung von acht Feuerwachen festhalten.[384] 1651 verzeichnen die Stadtsatzungen sogar neun militärische Sammelplätze, die in den Satzungen ebenfalls als «Quartiere» bezeichnet werden.[385]

Die Quartiere der Neuzeit
In der Literatur ist die Annahme verbreitet, dass die Altstadt mit der napoleonischen Besatzung ab 1798 die bis heute überlieferte Quartiereinteilung mittels Farbcodes erhalten habe. Die enstprechende Einteilung der Stadtquartiere ist freilich keine Erfindung der französischen Besatzer, sondern besteht erstmals im Entwurf zu einer neuen Feuerordnung von 1699.[386] Dass sie schon vor dem Einmarsch der Franzosen gebräuchlich war,

---

[381] Siehe Türler 1896, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, (mit Abbildung), S. 14 (Erwähnung 1295), sowie Sterchi, S. 25. Siehe auch Morgenthaler 1924 und Berns grosse Zeit, 2003, S. 43.

[382] Zu den Stadtvierteln und Stadtquartieren siehe besonders auch die ausführliche Darstellung unter: www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/stadtviertel sowie www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/stadtquartiere, beide letztmals konsultiert am 16.03.2025.

[383] Siehe Gruner 1732, Deliciae, S. 450-451, Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 239, von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte, S. 237 sowie Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 4.

[384] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 90-91.

[385] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 94.

[386] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 117.

bezeugt der Sinnerplan aus dem Jahr 1790 *(Abbildung 5),* welcher in seiner Legende zwischen der «Vorstadt zwischen den Thoren», dem «4ten Viertel» auf Höhe der Spitalgasse, dem «3ten Viertel» auf Höhe der Marktgasse, dem «2ten Viertel» auf Höhe der Kramgasse, dem «1ten Viertel» auf Höhe der Gerechtigkeitsgasse und dem Viertel «an der Matten oder untren Stadt» unterschied.

Abbildung 46: Stadtplan von Eduard Beck, 1877 (Ausschnitt).
Der anlässlich der französischen Besetzung eingeführte Farbcode unterteilte die Altstadt in der West-Ostrichtung in vier ungefähr gleich grosse Einheiten. Hinzu kamen die Matte (Schwarz) sowie der obere und untere Stadtbezirk.

Die von den französischen Truppen eingeführten Farbcodes haben es dem orts- und sprachunkundigen Publikum erlaubt, sich besser in der Stadt zu orientieren. Von der Einquartierung der napoleonischen Truppen berichtet Carl Jakob Durheim 1859:

> *Die Eintheilung der Stadt und des Stadtbezirks in Quartiere und die Bezeichnung der Häuser mit Nummern geschah auf Befehl der Municipalität, nach dem Einzug der Franzosen, laut Verordnung und Publikation vom 8 . April 1798, durch das Quartieramt. Früher waren die Häuser nur zum Theil mit den Namen der Eigenthümer oder unter Eigennamen, ohne Nummern, bekannt, was beim Einzug der Franzosen und bei der ungewohnten Einquartierung von so beträchtlicher Truppenzahl in den ersten Tagen große Verwirrung und betrübende Scenen verursachte.*[387]

[387] Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 9, Fussnote 1.

Hausnummern

Am vorangehenden Zitat fällt u. a. auf, dass in der napoleonischen Zeit nicht nur die Farbcodes, sondern auch die Hausnummern eingeführt wurden. Diese waren, wie aus dem Plan von Eduard Beck *(Abbildung 45)* ersichtlich ist, pro Quartier von unten nach oben, von Norden nach Süden und im Gegenuhrzeigersinn durchnummeriert. Dieses erste System wurde 1881 auf das bis heute gebräuchliche System umgestellt. Es zählt die Adressen für jede Strasse bei 1 beginnend (im Bereich der Altstadt), die ungeraden und die geraden Hausnummern auf je eine Strassenseite verteilt. Die Nummerierung «beginnt an der Stelle, welche der Mitte der Untertorbrücke, beziehungsweise der Mitte der Nydeggbrücke, zunächst gelegen ist».[388]

Das Haus

In diesem Kapitel geht es um das typische, das Gassenbild prägende Berner Stadthaus, zu dem Gebäudetypen des bürgerlichen und herrschaftlichen Wohnens, des Gewerbes und der Gesellschaften gehören. Bei diesen gibt es einerseits eine Vielfalt von Ausprägungen innerhalb der einzelnen Typen, andererseits sind die Übergänge zwischen den Typen fliessend.

Hofstätte, Hausplatz und Parzellierung

Das konstituierende Element im Plan der zähringischen Gründungsstadt sind die Hofstätten («areae»). Sie wurden anlässlich der Stadtgründung abgesteckt und im Verlauf der Zeit zu Hausplätzen («casale») unterteilt oder rekombiniert.[389] Die ursprünglichen Hofstätten werden in den Kapiteln Eine Botschaft aus der frühen Stadtgeschichte: Die Goldene Handfeste und Die Zähringerstadt erörtert.
Die Hofstätten sind von besonderem Interesse, weil sie die Keimzelle eines städtebaulichen Gebildes sind, das nicht nur als Welterbe, sondern auch als die dichteste und am meisten wertgeschätzte gebaute Struktur des modernen Berns als mustergültig betrachtet werden darf. Aus ihnen sind die Anfänge, die frühe Bebauungstypologie, die Massstäblichkeit, die Generationenfolge von Bauten etc. hervorgegangen. Die Hofstätten sind ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis des Welterbes.
Der Begriff Hofstatt wird oft in den Quellen verwendet. Er ist mehrdeutig, weil er sich nicht nur für die Hausplätze der Gründungsstadt, sondern auch als Bezeichnung einzelner spezifischer Orte eingebürgert hat. So sprechen wir beispielsweise von der «Bubenbergschen Hofstatt», auf der heute der Erlacherhof liegt. (Von den Chronisten ist überliefert, wie diese

[388] Stadtarchiv Bern, SAB_1272_0_5: Die Hausnummerierung in Bern: Gegenüberstellung der alten und neuen Hausnummern zur Orientierung beim Gebrauche des Adressbuchs pro 1881 (zwei Teile),

[389] Pierre Dubuis, Roland Gerber, «Hofstätten», in: Historisches Lexikon der Schweiz HLS, hls-dhs-dss.ch/de/articles/007874/2007-05-21/

Liegenschaft aus der Besitzung der Edlen von Bubenberg hervorgegangen ist.)[390] Für die Herleitung des Hofstättenplanes ist dies eher verwirrlich, weil der heutige Erlacherhof eine weitaus grössere Fläche einnimmt, als für die ursprünglichen Hofstätten anzunehmen ist.
Als konstituierendes Element des Stadtgrundrisses können die *Areae* der Gründungsstadt auch Antworten auf die Frage liefern, inwiefern ihre ersten Besitzer möglicherweise institutionelle Ansprüche auf politische Teilhabe hatten (siehe Stadtstruktur, soziale und politische Organisationsstruktur).

Besitz und Eigentum

Die gegenseitige Abhängigkeit von Haus, Boden, Besitz und Eigentum in der Gründungsstadt ist nicht restlos geklärt. Derweil der Begriff des «Besitzes» in der Literatur seit dem 19. Jahrhundert oft auftaucht, wurde er schon von Konrad Justinger in der ersten, von ihm ergänzten deutschen Übersetzung der Handfeste verwendet). Dort ist an prominenter Stelle das Recht der Burger verbrieft, Haus und Besitz nach eigenem Ermessen verkaufen zu dürfen.[391]
Im mittelalterlichen Lehenswesen ist Besitz im weitesten Sinn mit einem heutigen Baurecht zu vergleichen, wobei die Beziehung zwischen dem Lehnsgeber als Eigentümer und dem Lehnsnehmer als Besitzer über den Zins geregelt wird und Verpflichtungen wie Treue und Dienstpflicht einschliesst.[392] Wir können also davon ausgehen, dass Häuser bzw. Hausplätze in Bern seit der Frühzeit als persönlicher Besitz gehandelt worden sind, das Eigentum am Boden aber beim Kaiser blieb. Die Frage des Hausbesitzes wird in der Handfeste nicht im Zusammenhang mit den Hofstätten, sondern in straf- und erbrechtlichen Belangen vertieft.[393]

Vorderhäuser, Hinterhäuser, Höfe

In dem vom Hofstättensystem vorgegebene Querschnitt durch einen Häuserblock liegen die Hauptbauten sowohl an der Haupt-, wie auch an der Nebengasse, zwischen ihnen liegt ein Hof. Für das Haus an der Hauptgasse hat sich der Begriff «Vorderhaus», für jenes an der Nebengasse «Hinterhaus» eingebürgert. Durch die Areahöfe, die ursprünglich für wirtschaftliche Aufgaben und Entsorgung genutzt wurden, verlaufen die

[390] Zum Beispiel Gruner, Deliciae, S. 434: "Von der Hoffstatt".

[391] SSRQ 1967, Bern 1, Bd. 9.2, S. 43: «XI. Ein ieklich burger mag öch wol sin hus vnd sin eigen vnd alles, das er hat, vertriben, | verköffen vnd geben swem er wil.»

[392] de.wikipedia.org/wiki/Lehnswesen. Ein neues Forschungsbeispiel zu den komplexen Verflechtungen von Haus, Boden, Besitz und Eigentum ist zu finden unter: storymaps.arcgis.com/stories/34ef391bd4fa419cb82d488906608154.

[393] Die vor allem von Hans Strahm diskutierten Fragen des Besitzes und des Hofstättenzinses verloren, wie Hermann Rennefahrt ausführte, aufgrund der bescheidenen Beträge bald an Relevanz. Siehe dazu: Strahm 1948, Gründungsplan, besonders S. 368-372 sowie SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 7.

Ehgräben. Etliche Areahöfe haben auch repräsentative Qualitäten angenommen (siehe Areahöfe).
Die Vorder- und Hinterhäuser waren anfänglich autonome Einheiten. Liegenschaften wurden im Verlauf der Jahrhunderte nicht nur entlang der einzelnen Gassen unterteilt oder zusammengelegt, sondern auch über die Areahöfe hinweg. So entstanden Komplexe mit gemeinsamen Hauseingängen an der Hauptgasse, gemeinsamen Treppenhäusern sowie Lauben, welche die Vorder- und Hinterhäuser über die Höfe hinweg verbinden.
In jüngerer Zeit sind Vorder- und Hinterhäuser auch mit durchgehend bebauten Sockelgeschossen zu Einheiten zusammengefügt worden, vor allem in der oberen Altstadt. Ausserdem haben sich im Verlauf der Jahrhunderte, besonders im 18. Jahrhundert, Sonderformen wie Bauten an Eck- oder Kopfsituationen oder die sich von allen anderen abhebende *Maison entre Cour et Jardin* des Erlacherhofes ausgeprägt.[394]

Das Haus als Prozess

Städte erwecken den Eindruck hoher Beständigkeit. Im Verlauf der Zeit haben sie jedoch eine hohe Dynamik, werden Häuser schrittweise umgebaut und erweitert. Obwohl die einzelnen Schritte individuell sind und ihre Abfolge oft unsystematisch anmutet, lassen sich dabei Gesetzmässigkeiten feststellen. *Abbildung 46* zeigt das Resultat einer Bauuntersuchung an einem Beispiel, an welchem sich diese Prozesse in idealtypischer Form nachverfolgen lassen.

[394] Die überwältigende Vielfalt individueller Lösungen ist in den Kunstdenkmälerbänden eingehend aufgearbeitet und dokumentiert. Siehe besonders Hofer 1952, KDM Bern 1 und Hofer 1959, KDM Bern 2.

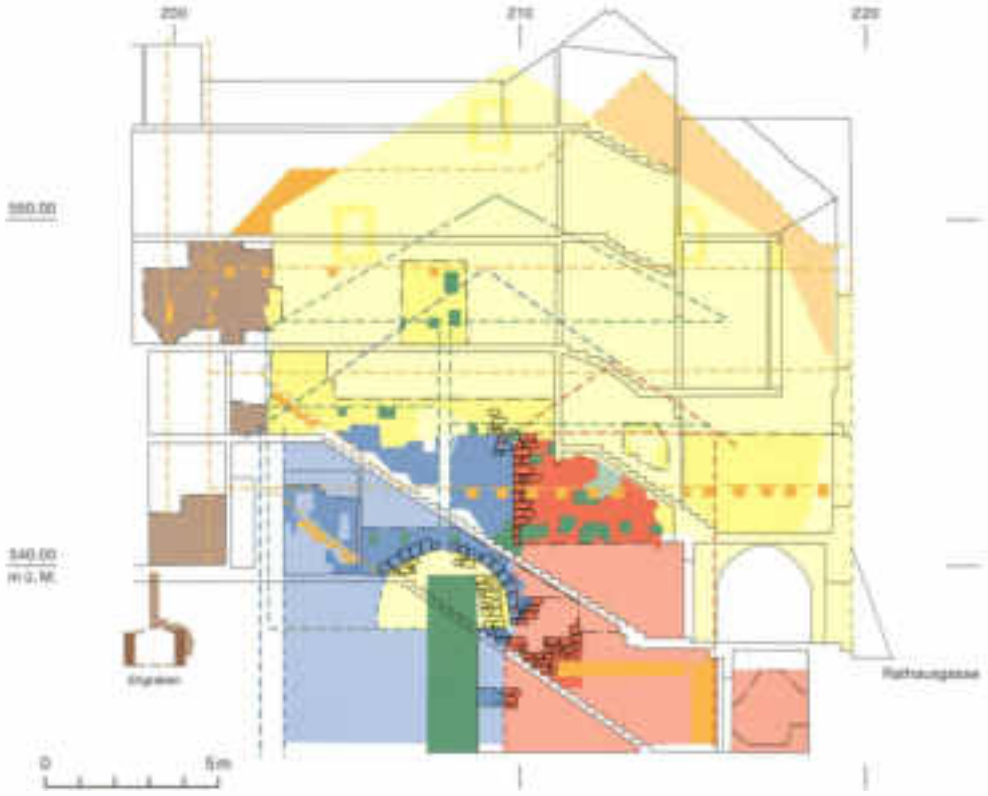

Abbildung 47: Bern, Kramgasse 72/Rathausgasse 61. Ansicht der westlichen Brandmauer zwischen Rathausgasse 61 und 63.[395]

Bauphasen:
rot: Stadtgründungszeit, um 1200
blau: 13./14. Jahrhundert, vor 1405
gelb: Wiederaufbau nach dem Stadtbrand von 1405
grün: 15./16. Jahrhundert
braun: 16.-18. Jahrhundert (vor 1740)
orange: 1740

Das Beispiel zeigt, wie dieses typische Berner Stadthaus sich von einer eher «dörflichen» zur einer eher «städtischen» Liegenschaft gewandelt hat, schrittweise in mehreren Etappen «gewachsen» ist. Es zeigt, wie Altstadthäuser konkret aufgestockt und erweitert wurden. (Die Liegenschaft an der Kramgasse 72 und Rathausgasse 61 ist auch aus Unterteilungen und Zusammenlegungen hervorgegangen.)
Bestehende Gebäudestrukturen wurden stets aus finanziellen und materiellen Gründen geschont. Während das Innere der Bauten oft in kleinen Schritten umgebaut wurde, sind die Fassaden in der Regel als Ganze gebaut worden – die Politik war besonders im 18. Jahrhundert Aufstockungen gegenüber zurückhaltend.[396]

[395] Baeriswyl, Lüscher 2021, Kramgasse 72, Capitol, S. 52.

[396] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 62: Steuer an den Bau steinerner Häuser in Bern, 1729.

Typische Phasen der baulichen Entwicklung

- Das typische (Bürger)haus ist im frühen 13. Jahrhundert ein aus Holz, Rieg oder Stein errichtetes, oftmals freistehendes Gebäude mit einem bis drei Geschossen. Es besitzt ein dörfliches Gepräge. Bereits im 13. Jahrhundert verändert sich das Bild: Der Siedlungsdruck nimmt zu, dadurch auch die bauliche Dichte. Die Stadt ist erfolgreich; sie benötigt nach weniger als einem Jahrhundert eine erste Erweiterung gegen Westen. Häuser werden aufgestockt.
- In den 1280er Jahren fallen grosse Teile dieser Stadt einer Feuersbrunst zum Opfer. Beim Wiederaufbau propagieren die Behörden aus Brandschutzüberlegungen die geschlossene Bauweise und die Möglichkeit, Laubenfassaden zu bauen. Das Haus wird zwischen seitlichen steinernen Brandmauern errichtet und mit einem Ziegeldach gedeckt. Die Fassade wird mit einer Laube auf die Gasse hinaus erweitert. Spätestens jetzt werden drei Geschosse üblich und Keller werden abgegraben und eingewölbt. In dieser Zeit beginnt sich die Stadt, sich an dem idealtypischen, einheitlichen Bild zu orientieren, das uns aus den frühesten Stadtdarstellungen des 16. Jahrhunderts vertraut ist (siehe *Abbildung 1* und *Abbildung 2)*.
- 1405 fallen grosse Teile der Stadt wiederum einer Feuersbrunst zum Opfer. Die für den Bau des neuen Rathauses und des Münsters nach Bern gekommenen Steinmetzen bringen die Bauweise mit behauenen Steinquadern nach Bern. Nebst den verbreiteten und subventionierten Bauten aus Rieg und Lehm kommt daher als Baumaterial zunehmend Haustein zur Anwendung. In den Vordächern der meisten Bauten öffnen sich Aufzuggiebel gegen die Strasse. Mit den Jahren hält die viergeschossige Bauweise Einzug (siehe Geschossigkeit, Schichtung).

Abbildung 48: Badgasse 6-8, Bubenbergrain 23, 1950.
Die letzten Häuser, welche einen guten Eindruck der typischen Altstadthäuser aus der Phase zwischen dem 13. Und dem 17. Jahrhundert vermittelten, hatten sich bis ins 20. Jahrhundert am Nydeggstalden und in der Matte erhalten. Diese bescheidenen Rieg- und Lehmbauten sind heute durch historisierende Neubauten ersetzt.

- Im 17. und 18. Jahrhundert erlebt Bern seine Blütezeit. Die alten Bauten werden nun ein letztes Mal aufgestockt und mit repräsentativen Fassaden versehen; an den Hauptgassen und Plätzen sind Fassaden aus Quaderstücken, also von Steinmetzen behauenen Werkstücken, vorgeschrieben. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist die Mehrzahl der Häuser viergeschossig. Die spätgotische Anmutung der Häuser wandelt sich bis ins späte 18. Jahrhundert zu einem Gassenbild von grosser Einheit, gleichzeitig grossem architektonischem Reichtum. Die Stadt wird also aus Repräsentationsgründen begradigt und verschönert.

Ersetzte Steinbauten?
Die Datierung von Fassaden ist anhand von Bild- und Schriftquellen, stilistischen Zuordnungen, Baudaten, dendrochronologischen Untersuchungen (Datierungen von Holz anhand seiner Jahresringe) und weiteren Methoden möglich. Die ältesten erhaltenen steinernen Bürgerhausfassaden der Altstadt stammen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (siehe Das spätgotische Haus Münstergasse 30).
Nur selten wird diskutiert, warum sich keine älteren Fassaden aus Haustein erhalten haben. Die (Bild)quellen können uns zu dieser Frage wenig Klarheit verschaffen. Dazu folgende Überlegungen:

- Ein Hauptgrund liegt sicherlich darin, dass eine stattliche Anzahl von Bauten bis ins 17. oder 18. Jahrhundert Fassaden aus Holz, Rieg und

Lehm besessen hatte, dass also weniger alte Steinfassaden bestanden, als gemeinhin angenommen wird.
- Steinfassaden aus dem Zeitfenster zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert waren tendenziell dreigeschossig, solide gebaut und hatten einen hohen Realwert, sodass zu ihnen Sorge getragen wurde. Ein Grund, auf Bauprojekte zu verzichten, mag darin bestanden haben, wegen des Giebelverbots mit einem Umbau nicht den Anspruch auf die Lagerflächen im Dachstock zu verlieren. (Im 18. Jahrhundert war der Umlegungsprozess dieser Lagerräume in Keller oder in separate Bauten wie das «Gespensterhaus» Junkerngasse 54 weit vorangeschritten, sodass nun die Inanspruchnahme eines vierten Vollgeschosses und der Neubau einer Steinfassade sinnvoll wurde.)
- Steinfassaden zwei-, drei- und sogar viergeschossiger Häuser haben sich besonders in der oberen Altstadt lange erhalten. Erst der immense Druck, der mit der Wahl zur Bundesstadt und dem Eisenbahnbau aufkam, führte zu den neuesten fünfgeschossigen Generation von Bauten und zum Ersatz der älteren Substanz.

Gesellschaftshäuser, Gasthäuser und Geschäftshäuser

Eine Besonderheit Berns besteht darin, dass die Handwerke und Gewerke traditionell nicht in Zünften, sondern in den so genannten Gesellschaften organisiert sind. Diese existieren bis heute; sie konstituieren als Trägerschaften die Burgergemeinde.[397] Die Gesellschaften haben sich über die Jahrhunderte hinweg bis in die Gegenwart mit repräsentativen Bauten ins Stadtbild eingetragen. Diese haben sich freilich unter die Bürger- und Gasthäuser eingereiht, sind also nur bedingt als Monumentalbauten aufgetreten. Der Gattung ist der erste Teil im 2. Band der Kunstdenkmäler der Schweiz gewidmet.[398] Von den Bürgerhäusern heben sich die Gesellschaftshäuser dadurch ab, dass sie meist mit heraldischer Zier wie Konsolenfiguren in der Aufreihung der Fassaden hervorgehoben werden.[399]

[397] Siehe: www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/zunft-und-gewerbeanlagen/zunft-und-gesellschaftshaeuser, letztmals konsultiert am 10.11.2024.

[398] Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 6-65.

[399] Siehe: de.wikipedia.org/wiki/Gesellschaften_und_Zünfte_der_Stadt_Bern sowie de.wikipedia.org/wiki/Burgergemeinde_Bern, beide letztmals konsultiert am 02.11.2025.

Abbildung 49: Gerechtigkeitsgasse 79, Gesellschaftshaus zum Distelzwang (Fassadendetail). Foto Walter Neeser, Zustand 1946.

Wir greifen als Beispiel ein Objekt heraus, das eine Sonderstellung einnimmt: Das Gesellschaftshaus der adeligen Gesellschaft zum Distelzwang, erbaut von Samuel Jenner d. Ä. 1701. Schon sein Vorgängerbau erfüllte als Freistatt und Gasthaus unmittelbar am Richtstuhl unterhalb der Kreuzgasse eine bedeutende Funktion im System der Rechtspflege. Das Haus zeigt an zentralster Stelle der Stadt eine Synthese traditionsbewusster «alter» und eleganter neuer Architektur, spätgotischen und barocken Ausdrucks, herrschaftlicher Noblesse und bürgerlicher Eingliederung, amtlicher Rationalität und ständischer Kultiviertheit.

Organisation

Zur Frage, ob es so etwas wie ein typisches Bernisches Haus gibt, wollen wir zunächst mit Heinrich Türler einen der führenden Historiker der Wende zum 20. Jahrhundert zu Wort kommen lassen. Der Text vermittelt in bester historistischer Tradition eine stimmungsvolle Idee von der Organisation und Beschaffenheit der Gebäude:

> *Der Grundcharakter des Hauses war ein Burgundischer, im Gegensatz zu der Alemannischen Bauart von Zürich, Luzern, Zug u. a. Statt des dortigen deutschen Giebelhauses mit seinen vorspringenden Holzdächlein (Fürschöpfen) über den Fensterreihen und seinen vorkragenden Stockwerken, zeigt Bern die durch grosse Vorscherme (Schirmdächer) horizontal abgedeckten Hausfassaden mit den Lauben im Erdgeschoss. Zu ebener Erde war der «Gaden», der zumeist als Kaufmagazin benützt, durch zwei, sich nach oben*

und unten öffnende Fensterladen verschliessbar war. Die Laube (...) diente demselben für seinen Handel oder als Werkstatt und Verkaufsladen.
Der schmale Hausgang neben dem Laden führte zur Treppe des ersten Stockes, wo sich das einzige Zimmer zur Aufnahme der Familie des Hausherrn befand. Trogartige, als Schlafstätten dienende Bänke längs den Wänden, wenige Stühle und ein Tisch bildeten das Mobiliar. (…) Hinter dem Familienzimmer war die Küche mit dem mächtigen Kochherd, bestehend aus einer Steinplatte, auf der das offene Feuer die eisernen Kochtöpfe erwärmte. Ein einfacher hölzerner Rauchfang diente zur Ableitung des Rauches in's Freie oder in den mächtigen Dachraum, der, vom Russe geschwärzt, als Räucherkammer für das sehr beliebte Schweinefleisch diente.
Die übrigen Räume des Hauses im zweiten Stockwerk waren theils Vorrathsräume, theils Kammern für das zahlreiche Hausgesinde. Selten fehlte das sog. Sprachhaus (Abort), welches mit «Mies» oder Gras versehen war. Neben dem Haus stand der Stall und die Scheune zur Einbringung der Allmendnutzungen, vielleicht sogar ein Krautgarten für die nothwendigsten Küchenbedürfnisse.[400]

Solche Schilderungen basieren wohl nicht nur auf Anschauung in erhaltenen Objekten, sondern auch auf Situationen, wie sie schon in der Bauernhausforschung seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert untersucht und beschrieben worden waren.[401] Die Erdgeschosse haben also seit Alters Werkstätten, Läden und Abstellkammern aufgenommen, in Liegenschaften Begüterter auch Wagenschöpfe und Ställe.
In früherer Zeit war es üblich, dass Waren über die heruntergeklappten bzw. unter den hinaufgeklappten Läden der Erdgeschossfenster hindurch gereicht wurden (siehe Passagen und Märkte). Die heute übliche Nutzung mit Schaufenstern und Läden, die gewissermassen Erweiterungen des öffentlichen Raums in die Tiefe der Hausgrundrisse sind, geht auf das 19. Jahrhundert zurück.

Wohnen
Die Obergeschosse der Berner Altstadthäuser dienen traditionell dem Wohnen. (Im ersten Obergeschoss der Gesellschaftshäuser fanden bis ins 20. Jahrhundert die grossen Säle und Versammlungsräume platz.) Der Begriff «Wohnung» taucht in den Quellen unzählige Male auf, meist im Zusammenhang mit Dienstwohnungen, auf welche praktisch alle Inhaber von Ämtern Anspruch hatten. Oft werden die Begriffe «Haus» und «Wohnung» und «Gemach» in den Quellen nebeneinander erwähnt oder als Synonyme verwendet.
Mangels genauerer Kenntnisse gehen wir davon aus, dass die repräsentativen Wohnungen im ersten Obergeschoss, dem traditionellen «piano

[400] Türler 1896, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, S. 59.

[401] hls-dhs-dss.ch/de/articles/010998/2020-06-03/

nobile», von den Hausbesitzern genutzt wurden, die darüber liegenden Wohnungen wohl als Generationen- oder Mietwohnungen. Paul Hofer hat auf die Besonderheit von fünf gleichförmigen «Miethäusern patrizischen Zuschnitts» mit je drei Wohnungen hingewiesen, die von Architekt Abraham Wild 1736-40 auf der alten Parzelle des alten Heiliggeistspitals an der Sonnseite der Spitalgasse erbaut wurden.[402] Schon verhältnismässig früh dürften in der Stadt Wohnungen vermietet worden sein – hier waren wohl auch Hintersassen und Habitanten zuhause – Einwohner*innen, die nicht das volle Bürgerrecht genossen.[403] Beschreibungen von Wohnungen sind kaum überliefert – so müssen wir auf eine Akte über einen Neubau des 18. Jahrhunderts im Krankenhaus Waldau ausweichen, um zu erfahren, was beispielsweise einem Arzt zustand: «auf dem ersten Boden 5 Zimmer, ein Grümpelgemach und Küche, samt Keller».[404] Die Wohnungsgrössen variierten bis hinunter zur Einzimmerwohnung.[405] Gewohnt wurde, wie wir einer Nebenbemerkung Gruners entnehmen, auch in den Erdgeschossen und Werkstätten.[406] In jedem Fall gehörte zu einer Wohnung ein Abort.
Wie Türler beschreibt, dürfte in der Frühzeit das «vertikale» Wohnen verbreitet gewesen sein, bei dem ein Hausstand über mehrere Geschosse hinweg wohnte. Tatsächlich gab es in der Berner Altstadt von Anbeginn die Tendenz, Hausplätze zu immer kleineren Einheiten zu unterteilen, was wegen beengte Verhältnisse automatisch zu mehrgeschossigen Wohnungen geführt haben dürfte. Zu dieser Entwicklung hielt bereits Konrad Justinger im Satzungenbuch W aus der Zeit um 1400 fest:

> *... das man enkein Hus noch Hofstat, die vnder sechszehen Fuossen sint, teilen sol, hett aber das Hus oder Hofstat me oder minder Fuossen, so sol man doch enkeinen Teile da minder machen denne der acht Fuossen wit sy.*[407]

Acht Fuss sind weniger als 2.5 m – für ein Haus ist das unvorstellbar schmal. Die Realität, die wir dieser im Übrigen während der Jahrhunderte oft wiederholten Bestimmung entnehmen, kann an keinen Referenzbeispielen festgemacht werden.

---

402 Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 439-440.

403 hls-dhs-dss.ch/de/articles/015998/2014-12-05/ sowie hls-dhs-dss.ch/de/articles/028679/2014-10-13/

404 SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 400 (Spitalreglement 1730).

405 Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 162.

406 Siehe Die Lauben, insbesondere Fussnote 144.

407 SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 110.

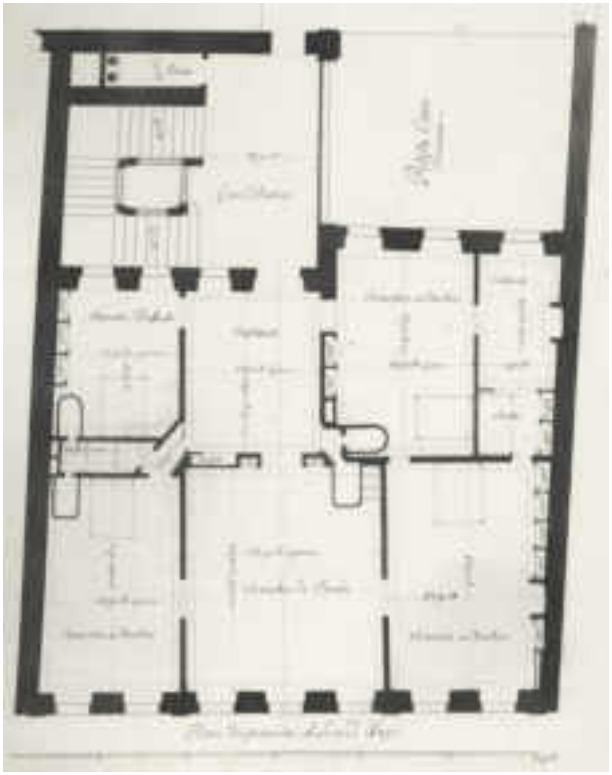

Abbildung 50: Gerechtigkeitsgasse 40, «Plan du premier et Second Etage», um 1730 (Planmappe PW159 der Burgerbibliothek).

Wenden wir uns deshalb einer Wohnung zu, die am herrschaftlichen oberen Ende der Skala angesiedelt war. Wir betrachten hierfür einen «Plan du premier et Second Etage» für das Palais Alexander von Wattenwyls an der Gerechtigkeitsgasse 40, das Paul Hofer Albrecht Stürler um 1740 zugeschrieben hat. Auf diesem Blatt sind alle Elemente eingezeichnet, welche im frühen 18. Jahrhundert zu einer Wohnung gehobenen Standards gehörten. Diese ist über ein grosszügiges Treppenhaus mit offenem Treppenauge und Vorplatz erschlossen. Betreten wird sie über ein Vestibül, an welches dreiseitig Zimmer andocken: geradeaus mit Anstoss an die Hauptgasse die «Chambre de Parade» (Salon), links bzw. an der Ostseite die Privatgemächer, rechts bzw. an der Westseite ein Kinderzimmer und ein weiteres Schlafzimmer, das sich zur Gasse hin öffnet.
Die ostseitigen Gemächer bestehen aus zwei grossen Schlafzimmern, je einem zur Gerechtigkeitsgasse und zum Hof. Dem Schlafzimmer zum Hof ist ein «Cabinet» (in diesem Fall wohl ein Arbeits- bzw. Herrenzimmer) nachgelagert. Sowohl das Hofzimmer wie auch das Cabinet sind mit Durchgängen an das gassenseitige Schlafzimmer angebunden, bei letzterem ist ein kleines Kämmerchen mit Alkoven (Bettnische) zwischengeschaltet. Ausstattung: an der Brandmauer gegen Osten zwei offene Cheminées, insgesamt vier Kachelöfen, die über «Dégagements» von hinten beheizt werden. Hinzu kommen Einbauschränke und Kaminzüge. Ein anderer erhaltener Plan für das gleiche Projekt weist anstelle des Kinderzimmers ein Dienstbotenzimmer aus. Eine separate Garderobe am Schlafzimmer unten

links kann als Hinweis auf ein Damenzimmer gelesen werden. Auf jenem hier nicht gezeigten Blatt erfahren wir auch, wo die Küche liegt: oben links hinter der Laube, welche das Hinterhaus erschliesst. Kammern für Dienstboten sind wohl bis ins Dachgeschoss hinauf im gesamten Gebäude verteilt. Die Beschriftung «Plan du premier et Second Etage» weist darauf hin, dass übereinander zwei Geschosswohnungen gleichen Zuschnitts geplant sind; auf unserem Blatt haben wir es also mit einer vollständigen Einheit zu tun.

Fassaden

Jenes Element, das wir heute mit aller Selbstverständlichkeit als Fassade bezeichnen, und welches wie kein anderes das Bild der Altstadt prägt, hatte während Jahrhunderten keinen eigenen Namen, und dies, obwohl es sogar subventioniert wurde (siehe Subventionen). Nach dem Stadtbrand von 1405 hiess das Bauteil «alz wit daz hus vor vnder ougen ist» – also das, «so weit vom Haus vorne vor Augen ist».[408] Noch 1615 wird die Fassade behelfsmässig als «mit steinen vornen»[409] oder schlicht «vornen» umschrieben, und sonst wird oft einfach das Synonym «hus» verwendet. Das moderne Wort «Face» taucht zum ersten Mal in einer Subventionsbestimmung von 1729 auf.[410] Dass jenes Element des Hauses, das man *vor Augen hatte,* im 18. Jahrhundert auf einmal zu einem Gesicht wurde, das *uns* anschaut, weist darauf hin, dass hier ein Bedeutungswandel stattgefunden hat.
Fassaden sind nebst ihrer technischen Funktion als Tragwerk, Klimahülle und Brandschutzelement vor allem Ausdrucksträger. So erzählen sie zunächst von den ureigenen Dingen der Architektur, vom Fügen, Tragen und Lasten beispielsweise, das mit Gesimsen, Säulen, Lisenen, Relief, Fugenzeichnungen etc. dargestellt wird. Fensterstürze, Gewände, Pfosten u. a. dienen dabei gleichsam als Vokabeln, die nach den Regeln der Tektonik zu Sätzen gefügt werden (Paul Hofer hat hierfür nicht zufällig den Begriff der «Syntax» verwendet.)[411] Das dabei verwendete Vokabular wurde im 18. Jahrhundert um zahlreiche Elemente bereichert und die neuen Fassadenbilder gehorchten zunehmend gestalterischen Prinzipien wie Komposition, Proportion, Schichtung, Rhythmus etc.
Dabei schwingen Bedeutungsebenen mit. Es geht nicht nur, aber auch, um die Kunstfertigkeit und Autorschaft des Architekten, gleichzeitig um die Repräsentation, welche Herkunft, Möglichkeiten, Haltung der Trägerschaft zum Gegenstand hat. Wenn Goethe die Altstadthäuser «in Bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere» las, dann hätte er sicherlich nicht von der

[408] vgl. Fussnote 137.

[409] vgl. Fussnote 141.

[410] Steuer an den Bau steinerner Häuser in Bern. 1729 Februar 26, in: SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 62.

[411] Hofer 1992, Spätbarock in Bern.

Hand gewiesen, dass es zwischen diesen Häusern grosse Unterschiede gab. Es ist gut möglich, dass Zeitgenoss*innen hinter diesen abstrakten Architekturbildern Botschaften über die Bauherrschaften dechiffrieren konnten.[412] Der Referenzrahmen war die Gesellschaft der Republik Bern mit ihrem von der Reformation geprägten, baukulturell stark nach Frankreich ausgerichteten Denken, das im 18. Jahrhundert entscheidende künstlerische Impulse aus dem deutschen Raum erfuhr (siehe Das Goldene Zeitalter).

Fassade und Stadtraum

Eine wesentliche Eigenschaft der Fassaden ist bis in die Gegenwart ihre Zugehörigkeit sowohl zum Haus wie auch zum Stadtraum. Fassaden werden dadurch zu Schnittstellen, zu «Interfaces», sind gleichzeitig privat und öffentlich. So wie Fassaden als Begrenzung eines Gebäudes verstanden werden können, sind sie auch Elemente, die den Freiraum halten, ähnlich wie ein Zimmer oder Saal von einer Wand oder einem Täfer gehalten wird (siehe Gassen). Diese Eigenheit verschafft dem Bauteil Fassade eine gewisse Autonomie. Diese Qualität ist von der Kritik, welche die obere Altstadt zuweilen als potemkinsches Dorf bezeichnete, oft übersehen worden. Die stadträumlichen Besonderheiten Berns einschliesslich der Strassenquerschnitte und der Lauben haben zu einer sehr spezifischen Ausprägung der Fassade geführt, wie sie andernorts vielleicht am ehesten in französischen Barockstädten gepflegt wurde. Das Thema der Fassade als Objekt der Architektur veranlasste zahlreiche Autoren zu bedeutenden Studien, beispielsweise Paul Hofer in seinem Buch über den Berner Spätbarock, wo er tief in das Wesen die Tektonik und die Ausdrucksmittel der Architektur eintauchte.[413] Tatsächlich hat im 18. Jahrhundert eine Gruppe hervorragender Architekten Bauten und Fassaden hinterlassen, deren architektonische Qualität bekannt, aber sicher noch nicht restlos verstanden ist (siehe Münstergasse 24, 26).[414]

Beispiele

Die nachfolgende Beispielsammlung deckt den Zeitraum vom 16. bis ins 20. Jahrhundert ab. Die Beispiele können keinen vollständigen Überblick über die stilistische Entwicklung der Berner Fassade liefern, aber sie werfen Schlaglichter auf Motive und Ausprägungen des Fassadenthemas. Die vorgestellten Bauten haben sehr unterschiedliche architektonische und städtebauliche Geltung erlangt, sind aber in unserem städtebaulichen Zusammenhang alle relevant.

Werfen wir zuvor kurz einen Blick in ein Dokument, welches eine Ahnung des baukulturellen Milieus und der Produktionsverhältnisse am Ausgangspunkt dieser Überformung der Berner Altstadt verschafft. Es handelt sich

[412] Siehe: Christoph Schläppi, Republikanische und aristokratische Architektur? Auf der Suche nach Erklärungsmodellen', in: André Holenstein (Hrsg.), Berns goldene Zeit, 2008, S. 500-503.

[413] Besonders eindrücklich ist seine Analyse zur Syntax der Berner Laubenfront – siehe Fussnote 411.

[414] Siehe auch Fussnote 419.

um die Steinhauerordnung von 1630, mit welcher gewissermassen die Voraussetzungen für die bevorstehende Aufwertung der Stadt geschaffen worden sind: [415]

> *[1.] keiner (möge) für einen meister gelten, er habe dann by einem oder anderen meister syn lehrzyt der 4 jahren ehrlich erdienet — und sich hernach — ufs wenigest zwey jahr uff die Wanderschafft, etwas wyter zelehrnen und zuo erfahren, begeben, damit er (...) zuo allerhand Büwen syn Visierung, Abriß, Abtheilung, Bscheid und Antwort geben und Meisterstuck fürzeigen und machen könne, welliches in nachfolgenden Stucken bestahn soll: namlichen*
> *[a] (...)ein gemeinen Hußbuw von gantzen Quadern, es sye mit einem oder zweyen Bögen, sampt den Pfyleren und notwendigem Fensterwerck wüße ufzeryßen und abzetheilen, ouch synen Buwherren byleüffig könne Bericht geben, was für Steinwerck und Materi vornen ufzeführen erforderlich sye.*
> *[b] Denne solle er einen gmeinen Schneggen dry oder vier Gmach hoch ordenlich können abtheilen, daß syne Ußgäng zuo allen gemachen und Louben dienen mögind (...),*
> *[c] item Bscheid wüßen zegeben umb ein recht werschafft Keller Gwölb zemachen (...),*
> *[d] wüßen ein Bachoffen von gantzen gehouwnen Stucken mit dem Circkel ufzeryßen,*
> *[e] ein formcklich Crützgwelb, wie solche alhie brüchlich, über die Louben zeschlachen (...).*

[415] SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.2, S. 710-711.

Abbildung 51: Münstergasse 30

Das spätgotische Haus Münstergasse 30
Das Haus Münstergasse 30 (ehemals Münsterplatz 6) kann dank seines Baudatums ins Jahr 1569 datiert werden – es gehört mit Beispielen wie der dreigeschossigen Zeile an der Schattseite der Herrengasse oder der bescheideneren Aarbergergasse 14 zu den ältesten weitgehend erhaltenen Bürgerhausfassaden der Altstadt. Derweil der Laubenbogen im frühen 19. Jahrhundert verändert worden ist, repräsentieren die Obergeschosse den spätgotischen Fassadentypus, der während langer Zeit den Charakter der Altstadtgassen geprägt hat. Seine Fenster sind im 1. Obergeschoss als zwei Drillingsfenster ausgebildet, verjüngen sich im 2. Obergeschoss zu einem Paar von Zwillingsfenstern und im 3. Obergeschoss zu einem einzelnen Drillingsfenster. Die beiden obersten Geschosse sind mit höheren Fenstern mit Kreuzstöcken ausgezeichnet. Typisch für die spätgotische Bauweise sind die durchgehenden Fensterbänke, welche die Befensterung jedes Geschosses zu grösseren Fensterwagen zusammenbinden. Das Haus spielt architektonisch mit der Glätte und dem Fugenbild des Fassadengrundes, in dem u. a. mächtige Fensterstürze sich abzeichnen. Zu dieser Glätte stehen die Profile der auskragenden und eingeschnittenen Fensterelemente in lebendigem Kontrast.
Das Gebäude dokumentiert zudem den Übergang von der drei- zur viergeschossigen Bauweise. Dass dieser Prozess im späten 16. Jahrhundert angelaufen ist, dokumentiert anschaulich die Stadtvedute Gregorius Sickingers *(Abbildung 2)*.

Abbildung 52: Das Mayhaus Münstergasse 6 von 1609. Fotografie, um 1900.

Eine Renaissancefassade an der Münstergasse 6

Das so genannte Untere Mayhaus Münstergasse 6 (ehemals Kirchgasse 6) ist stilistisch als Beispiel der Spätrenaissance ein Einzelstück im Berner Stadtbild. (In Innenhöfen sind weitere Renaissanceteile von Bauten erhalten, beispielsweise an der Gerechtigkeitsgasse 33).[416] Inschriften weisen das Gebäude als Werk für Bartlome May und Elisabeth v. Wattenwyl aus, erschaffen von Andres Widmer, mit Baudatum 1609. Spätgotische Motive wie Kreuzstock- oder Drillingsfenster sind mit aus Musterbüchern entliehenem Beschlagwerk und insgesamt grafisch und dekorativ behandelter Architekturzier kombiniert. Dabei fällt auf, wie das oben beschriebene Prinzip der Fensterstaffelung tendenziell zu Gunsten einer rasterartigen Anordnung aufgegeben wird. Der Fassadenschmuck tritt in ein neues Verhältnis zur Quaderzeichnung des Fassadengrundes. Als Schmuckelemente setzen Gesimse, Gewände, Stürze und Fensterpfosten die Themen, in welche Richtung sich die Fassadenmotive in den kommenden Jahren entwickeln werden. Die Bossierung des weit gespannten Laubenbogens nimmt das

[416] Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 82-85.

Thema der in zahlreichen jüngeren Beispielen durchgespielten vertikalen Schichtung der typischen Berner Laubenfassade vorweg.
Angesichts der Zierlichkeit der Schmuckelemente scheint ein weiterer Aspekt durch: Zur Bauzeit bestand die Mehrzahl der Nachbarbauten noch aus Rieg-, Lehm-, oder gar Holzbauten. Die Fassade erzählt also auch davon, wie architektonische Ansprüche und architektonisches Denken in ein Umfeld einsickern, das bislang von anderen, pragmatischeren Konstruktions- und Denkweisen geprägt war.

Abbildung 53: Das Eckhaus Gerechtigkeitsgasse 80.

Das Eckhaus Gerechtigkeitsgasse 80
Das sonnseitige Eckhaus zur Kreuzgasse, entstanden um 1700, findet in der Literatur kaum Beachtung. Sein Architekt ist – üblich für diese Zeit – nicht namentlich überliefert. Mit seiner tektonischen Klarheit setzt das Haus an zentraler Stelle der Altstadt dennoch fraglos ein städtebauliches und architektonisches Glanzlicht. Seine Gestalt ist auf architektonische Elemente reduziert: Ecklisene, ein markantes, sich über der verputzten Fassade an der Kreuzgasse fortsetzendes Kranzgesims, Zwillingsfenster mit geohrten Gewänden, markanten Gesimsen und zierlicheren Verdachungen. Das Ganze wird im (renovierten) Erdgeschoss mit zeittypischen Laubenbögen abgestützt, an den Eckstrebepfeilern setzen kleine Barockkartuschen bescheidene Zier.

Trotz ihrer ansonsten schmucklosen Strenge steht die Fassade in Resonanz zu den spätgotischen Bauten der Altstadt, wobei aus der Verwendung eines einzigen Fenstertyps serieller und axialer Anordnung eine – wenn man so will: «moderne» Haltung spricht. Das Gebäude lässt sich stilistisch in den französische Klassizismus des Louis XIII bzw. Louis XIV einordnen (während der Bauzeit laufen die Bauarbeiten am Schluss Versailles). Im Altstadtsystem ordnet sich die Fassade der verwandten, gegenüberliegenden Fassade des Zunfthauses zum Distelzwang von Samuel Jenner *(Abbildung 48)* unter. Zu den Besonderheiten des Hauses gehört die Beschränkung des Hausteins auf das Laubenjoch – es wirft ein spannendes Licht auf die Kreuzgasse, dass diese als Nebengasse taxiert wird und an ihr eine Verputzfassade akzeptiert wird. Angesichts des einheitlichen Fensterformates resultiert aus den unterschiedlichen Geschosshöhen ein spannungsvolles und abwechslungsreiches Übereinander.

Abbildung 54: Wolf & Nicola, Architektonisches Album der Bundesstadt Bern, 1869: Die Häuser Münstergasse 24 und 26.

Münstergasse 24, 26

Die Fotografen Wolf & Nicola haben in ihrem Architekturalbum Berns vor 1869 zwei besonders interessante Bauten auf einer besonders frühen Aufnahme dokumentiert. Die Fotografie zeigt die beiden Häuser im Originalzustand des 18. Jahrhunderts – die Qualität der Steinmetz-, Bildhauer- und Schmiedearbeiten ist gut zu erahnen. Die beiden Häuser repräsentieren zwei stilistische Phasen aus der kurzen, überaus intensiven Blütezeit des

18. Jahrhunderts, die zum Inbegriff der Architektur des Welterbes geworden ist.
Rechts steht das ehemalige «Chorhaus» Münstergasse 24, Albrecht Stürler zugeschrieben, datiert 1735/40. Das Haus beherbergte u. a. das Obergericht und Chorgericht, später die Knabenschule der Münstergemeinde sowie bis zum Bezug des Neubaus an der benachbarten Kramgasse das Konservatorium.[417] Die Fassade mit vier Geschossen und vier Fensterachsen wird mit architektonischen Mitteln subtil gegliedert. Das Fassadenrelief zeichnet die beiden mittleren Fensterachsen mit einem vorgeblebendeten Mittelrisalit aus. Die zwei obersten Geschosse werden mit einer Stellung dreier Pilaster hervorgehoben. Die graphisch-zierliche, wohlproportionierte Gestaltung dekliniert eine Vielzahl von unterschiedlichen Fensterrahmungen, Profilen und bauplastischen Elementen durch, deren Anordnung auf gepflegte Art die strenge, gerasterte Anordnung der Fenster überspielt und belebt. Dabei steigern sich die Elemente der Fassade in einem kunstvollen Arrangement zur Mitte hin, die im Hauptraum des ersten Obergeschosses lokalisiert werden kann.
Das Wohnhaus Nr. 26 (rechts) wird Niklaus Sprüngli zugeschrieben und 1759 datiert.[418] Nur etwa zwanzig Jahre später ist hier die reiche, kraftvolle Architektursprache des Berner Spätbarocks voll entwickelt – sie trägt gleichzeitig besondere architektonische Qualität und lokale Eigenart in sich. Nebst dem ausgeprägten Sinn für Proportion und Ordnung ist an beiden Bauten die Auseinandersetzung mit den «klassischen» Berner Themen und architektonischen Ansätzen zu beobachten:

- Die dem Laubenbogen immanente Dualität als offenes, durchlässiges Element einerseits, das andererseits einen festen Sockel bilden soll, auf dem das Gebäude ruht.
- Die Schichtung und Zuordnung der Geschosse (2 Sockel-, 2 Hauptgeschosse vs. Sockel, 2 Hauptgeschosse und Attika).
- Die Rahmung, Abgrenzung und Einordnung der Fassade in die gebaute Nachbarschaft.
- Die Überlagerung von Fassadengrund, Risalit und Lisenen; das Ausbrechen aus der Eindimensionalität der Baulinie in ein tiefes, lebendiges Relief.
- Die Einbindung des typisch bernischen Dachüberstandes als Teil des Kranzgesimses in die Fassade.
- Dekor vs. Decorum – Der Wille zu einem reichen, plastischem Bauschmuck steht im Widerstreit zur «anständigen» Einordnung ins Ganze.
- Die Vereinbarkeit eines hohen architektonischen Anspruches mit der täglichen Lebenspraxis (siehe Ausstattungselemente von Fassaden).

Die beiden Häuser repräsentieren eine Epoche, in der das Bild der Berner Gassen mit ihrer unverwechselbaren Aufreihung von Bürgerhausfassaden

[417] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 57.

[418] Schnell 1999, Sprüngli, S. 206.

geprägt wurde. Innerhalb einer kurzen Zeitspanne hat eine Gruppe hervorragender Architekten mit der Entwicklung der lokalen Spielart des Spätbarocks den vielleicht bedeutendsten Beitrag Berns zur Geschichte der Architektur in einem übergeordneten Sinn geleistet. Im Bewusstsein, diese Leistung hier nicht erschöpfend würdigen zu können, beschränken wir uns darauf, eine Aufstellung Karl Howalds zu zitieren, der schon im 19. Jahrhundert die wichtigsten in Bern tätigen Akteure des lokalen Spätbarocks gewürdigt hat: Joseph Abeille, Franz Beer, Samuel Baumgartner, Abraham Düntz, Hans Jakob Düntz, Samuel von Graffenried, Niklaus Hebler, Samuel Jenner d. Ä., sein Neveu Samuel Jenner «der berühmte», Johann Jakob Jenner, Abraham Jenner, Samuel Lutz, Niklaus Schiltknecht, Daniel Stürler, Albrecht Stürler, Abraham von Werdt, Abraham Wild, Emanuel Zehender, Ludwig Emanuel Zehender, sowie die Bildhauer Johann Friedrich Funk der Ältere, Johann August Nahl und Michael Langhans.[419] Für die zweite Jahrhunderthälfte sind u. a. hinzuzufügen: Niklaus Hebler, Niklaus Sprüngli, Erasmus Ritter und Carl Ahasver von Sinner. Diese Figuren verkörpern eine grosse Zeit bernischer Baukultur, in der sich das Berufsbild vom zünftisch geprägten Werkmeister hin zum akademisch (aus)gebildeten Architekten gewandelt hat (siehe Das Goldene Zeitalter).[420]
Eine der Hauptleistungen dieser Architekten besteht darin, Werke zu schaffen, die einerseits Architektur als Medium der Distinktion, der gestalterischen Alleinstellung nutzen, Architektur andererseits «anständig» einzusetzen,[421] so dass ein Weltenbürger wie Goethe diese Bauten zum Anlass nehmen konnte, ihnen Aussagen über als Wesen der Republik Bern zu entlocken.[422]

[419] Burgerbibliothek Bern, Mss.h.h.XVII.282 (6), Karl Howald, Vorträge und Entwürfe, Bauten, Architektur und Bildhauer im 18. Jahrhundert.

[420] Siehe alle Kunstdenkmälerbände, Germann 1994, währschafft, nuzlich und schön Schnell 1999, Sprüngli, sowie diverse Einträge im Historischen Lexikon der Schweiz.

[421] Die von Norbert Elias und Pierre Bourdieu in der Soziologie untersuchten Mechanismen der Distinktion werden nur selten zur Erklärung architektonischer Ausdrucksmittel hinzugezogen. Sie können aber einen Beitrag zum Verständnis der überaus spannenden Sprachlichkeit der Berner Bürgerhausfassaden leisten. Siehe auch: de.wikipedia.org/wiki/Distinktion_(Soziologie), letztmals konsultiert am 10.11.2024.

[422] Siehe Fussnote *1*.

Abbildung 55: Das Haus Spitalgasse 9.

Das Hotel und Geschäftshaus Spitalgasse 9

Greifen wir abschliessend ein wenig beachtetes Gebäude des 20. Jahrhunderts heraus. Auf einer Aufnahme seines Originalzustandes wird seine besondere Qualität deutlich. Mit dem nach den baurechtlichen Bestimmungen des neuen Bahnhofquartiers (siehe Satzungen, Bauordnungen, Reglemente) errichteten fünfgeschossigen Hotel brachte Architekt Albert Gerster seine profunden Kenntnisse historischer Architektur, einen Hauch Exotik und Fernweh, auch metropolitane Anmutung in die Mitte der Stadt. Dabei fusionierte er Motive des italienischen und süddeutschen Manierismus, kombiniert mit der Erinnerung an die spätgotischen Häuser, die bis vor kurzem diesen Gassenzug gesäumt hatten. Gerster nutzte hier die Mittel der Architektur weniger, um Gestaltungs- und Ordnungsprinzipien seines konkreten Projekts zu reflektieren, sondern er lotete eher das erzählerische Potential der Architektur aus, u. a., indem er seinem Gebäude eine sommerliche Loggia aufsetzte. (Das mit diesem Bild geschmückte fünfte Obergeschoss ist an sich ein Normalgeschoss.)

Dass sich das Gebäude heute völlig unscheinbar ins Ensemble der Spitalgasse integriert, liegt u. a. am Verlust für Spannung und Ausdruck wichtiger Details: die ausdrucksstarken Proportionen der kleinteilig gesprossten Fensteroblichter, die durch die Fenster durchscheinenden Spitzenvorhänge, die Triglyphen in der klassisch inspirierten Loggia der

Laubenbögen, die Laterne über dem Haupteingang, die originalen Beschriftungen, welche ein unverzichtbarer Teil des Entwurfes sind etc.

Ausstattungselemente von Fassaden

Mit unserer Beispielreihe haben wir verfolgt, wie sich das Bürgerhaus vom pragmatischen «Gebrauchsgegenstand» zunehmend zu einem (Kunst)werk der Architektur gewandelt hat. Die Fassaden der Berner Altstadt erzählen wortgewandt von der Herkunft, der Geschichte und vom Reichtum der Stadt.

Dabei haben sich gemäss dem Überthema dieses langen Kapitels einige spezifisch bernische Motive herausgebildet. Zur bernischen Eigenart gehören die hohen Geschosse und tiefen Grundrisse der oft nur gassen- und hofseitig belichteten Bauten. Sie haben zur Entstehung des typischen hochformatigen französischen Fensters bzw. eines hohen Fensters mit niedrigen Brüstungen geführt, durch welches grosszügig Licht in die tiefen Grundrisse fallen kann. Dieses Fenster ist in der Regel mit einem Oblicht und zwei öffenbaren Flügeln unterteilt. Mit seiner tiefen Brüstung benötigt es eine Absturzsicherung, welche oft von kunstvoll verzierten schmiedeeisernen Brüstungsgittern gewährleistet wird.

Dabei stellt sich die Frage, wie solch kunstvoll profilierte Fenstergewände, exuberanter Bauschmuck und gestalterische Details wie Gewändeprofile oder ausgezeichnete Schlusssteine mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens zur Deckung gebracht worden sind – dem Schutz vor der Sonnenhitze und Kälte, vor Einblick etc.

Abbildung 56: Wolf & Nicola, Architektonisches Album der Bundesstadt Bern, 1869: Kramgasse 72 (Ausschnitt).
Sommerkonfiguration mit heruntergelassenen Markisen, Fensterläden an eingehängten Rahmen und montierten Brüstungsgittern.

Abbildung 57: Max van Berchem, Bern, Schützenbrunnen um 1900 (Ausschnitt).
Winterkonfiguration mit Vorfenstern (Brüstungsgitter und Fensterläden ausgehängt).

Viele Fenster traditioneller Bauweise besitzen einen umlaufenden Falz, in welchen im Sommer ein Holzrahmen mit Fensterläden, im Winter Vorfenster eingehängt werden konnten. Die Fassaden wurden also einem jahreszeitlichen Austausch von Fensterläden und Vorfenstern unterzogen. Auf ausgewählten historischen Fotografien ist zu beobachten, dass im Winter nicht nur diese Elemente ausgetauscht, sondern sogar die Brüstungsgitter abmontiert wurden *(Abbildung 56).* An der Sonnseite der Gassen ist zwischen Vorfenster und Fenster traditionell eine Stoffmarkise montiert, oft mit Fallarm oder ausstellbar.
Fensterläden waren also nur an einigen Bauten mit bescheidenem Anspruch und ländlichem Charakter fix montiert. Der Grossteil der architektonisch anspruchsvollen Fassaden hingegen verliess sich auf Lösungen in der Art der beschriebenen Hilfskonstruktion.
Das heute nur noch in wenigen Fällen praktizierte System der saisonalen Umstellung trug stark zur Stimmung des Stadtraumes bei: Der winterliche Zustand lebte von der Härte der Flächigkeit und von der Spiegelung des Himmels in den Vorfenstern. Im Sommer lebten die Fassaden von ihrer Tiefe und Verschattung sowie dem Farbakzent der oft gestreiften Markisen.
An den Fensterläden kam nebst dem unter Märkte beschriebenen Klappladen ein neuer Typus zur Anwendung: Die teilweise bewegliche Jalousie, welche es – Nomen est omen – auch im geschlossenen Zustand erlaubt, unbeobachtet einen Blick auf die Gasse hinab zu werfen.
Was bleibt von diesen Lösungen übrig? Für den Sonnenschutz sind aussenliegende Markisen bzw. Stoffrollos nach wie vor auch bauphysikalisch das Element der Wahl. Die Jalousien sind – mit Ausnahme der mit Fensterläden gestalteten Fassaden – weitgehend aus dem Stadtbild verschwunden. Die Wärmedämmung wird heute kaum mehr mit Vorfenstern, sondern mit Hochleistungsverglasungen gewährleistet und die Verdunkelung kann auch mit Vorhängen gelöst werden. Je technischer freilich diese Themen gehandhabt werden, so stärker leidet die Aura des Stadtraumes – sei es in

der sommerlichen Tiefe der Schatten spendenden Elemente oder in der winterlichen Härte der verglasten Fassadenfluchten. Mehr zum Umgang mit diesen Themen ist im Handbuch des Managementplant.

Geschossigkeit, Schichtung

Zur Frage der Geschossigkeit bzw. der Höhe der Altstadthäuser zu verschiedenen Zeiten liefern Bildquellen, schriftliche Quellen, archäologische Befunde und natürlich der tatsächliche Baubestand in der Altstadt Anhaltspunkte.
Was die Bildquellen anbelangt, geben die frühesten Darstellungen von Manuel/Holzmüller *(Abbildung 1),* Sickinger/Aberli/von Rodt *(Abbildung 2)* und Plepp/Merian *(Abbildung 4)* ein einheitliches Bild ab: durchgehend dreigeschossige Bauweise. (Die Darstellung von Manuel/Holzmüller existiert freilich auch in einer zweigeschossigen Variante *[Abbildung 64],* was wir als Generalisierung aufgrund des Mediums Holzschnitt und des Massstabs verstehen wollen.)
In den Schriftquellen ist die früheste Nennung einer maximalen Gebäudehöhe in der neuen Bauordnung nach dem Stadtbrand 1405 verzeichnet.

> *78. Wie man nach der brunst buwen sol (...) vnd sollen ouch gelich in einen rost uaren vnd dem rost nit me geben denne den dritteil, vnd uor vnder ougen die Stud nüt höcher machen denn xxiii Schuoch, vnd sol ouch iederman die uordren Büni also hoch machen nebend dem Steinwerch, dz si nit für die Bogen ab gangen.*[423]

Diese Formulierung ist bis heute nur schwer zu dechiffrieren. Ihre Terminologie bedient sich verschiedener Spezialbegriffe: des «Rosts»[424], den wir als Dachgespärre interpretieren, der «Stud», die wir mit dem Fachwerk der Fassade gleichsetzen und der «Büni», mit der wohl das Sockel- bzw. Erdgeschoss gemeint ist. Nach einer entsprechenden Logik funktioniert jedenfalls die Bauordnung von 1786, welche die Geschossigkeit verständlicher regelt: «9. Satzung. Gegen offene Plätze und Gassen soll niemand höher als drey Stockwerk über das Plein-pied hinauf bauen».[425] Wenn also 1405 die Höhe der «Stud» als «XXIII Schuoch» bezeichnet wird (23 Bernfuss à 29.3 cm, umgerechnet 6.7 m), dann würde dieser Wert gut mit zwei Stockwerken über dem Erdgeschoss, also einer insgesamt dreigeschossigen Bauweise übereinstimmen.
Dank der oben vorgestellten Beispiele (Münstergasse 30 und Münstergasse 6), wissen wir, dass die viergeschossige Bauweise bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts Verbreitung fand und sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts fast flächendeckend durchgesetzt hatte. Vor diesem

[423] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 190.

[424] Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, woerterbuchnetz.de/, «rost im sinne von gitter, gatterwerk, sparrwerk u. ähnl.»

[425] SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 74.

Hintergrund sind dreigeschossige Ausreisser aus der gleichen Bauzeit interessant: beispielsweise die traditionsbezogen und wertkonservativ auftretenden Häuser Münstergasse 48 und 56, das mit drei überaus hohen, herrschaftlichen Geschossen aufwartende Haus Rathausgasse 51 oder die gegenüberliegenden, gleichermassen bescheidenen wie altertümlichen Häuser Rathausgasse 42-48.
Im Baureglement von 1839 wird schliesslich die fünfgeschossige Bauweise eingeführt und im revidierten Baureglement 1855 mit den Höhen von >41 <50 Fuss (>12 m <14.7 m) präzisiert. Entsprechende Bauten mischen sich in bescheidener Zahl ins Bild der Gassen – sie fallen aufgrund ihrer knappen Geschosshöhen kaum auf.[426] Erst mit der Heraufsetzung der Maximalhöhe im Bauklassenplan 1928 *(Abbildung 16)* auf 15-18 m setzen sich in der äusseren Neuenstadt die stolzen fünfgeschossigen Fassadenfronten der Oberstadt durch (siehe z. B. Das Hotel und Geschäftshaus Spitalgasse 9).
An den Peripherien, beispielsweise an der Schattseite der Brunn- und Postgasse, aber auch im Ryffligässchen, das den tiefen Block zwischen Spital- und Neuengasse erschliesst, sind bis ins 20. Jahrhundert weiterhin ein- oder zweigeschossige Bauten entstanden.
In den letzten Jahren ist das Wissen über die Höhenentwicklung der Stadt mit interessanten Bauuntersuchungen untermauert worden. Dabei sind u. a. sehr anschauliche Darstellungen zu den Gebäuden Gerechtigkeitsgasse 7 und Rathausgasse 61 *(Abbildung 47)* publiziert worden.[427]

Brandmauern

Brandmauern sind ein wichtiges Element der geschlossenen Bauweise, mit welchem die zusammengebauten Häuser einer Zeile im Brandfall vom Überpspringen des Feuers geschützt werden. Nach dem Übergang zur geschlossenen Bauweise und zu den Laubenfassaden wohl ab dem späten 13. Jahrhundert (siehe Die Lauben) begegnet uns bereits in der Bauherrenordnung von 1310 das Prinzip der nachbarlichen Unterstützung beim Bau und Unterhalt von Brandmauern, das sich an der Schatzung der Bauherren und an der Qualität der Mauer bemisst:

[426] Eine Aufzählung für die Zähringerstadt, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, sondern, um die erstaunliche Anzahl zu illustrieren: Brunngasse 48, Gerechtigkeitsgasse 24, 64, Herrengasse 21, 36, Junkerngasse 42, Kramgasse 10, 46, 62, 64, 65, Münstergasse 51, 53, 57, Postgasse 35, 48, 54, Rathausgasse 66.

[427] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 229 sowie Baeriswyl, Lüscher 2021, Kramgasse 72, Capitol, S. 52.

Über die Bauherren und den Bau der Stadt / Im Jahr 1310 (...) Wer eine Mauer zwischen ihm und seinem Nachbarn erhöhen will, dem soll sein Nachbar eine Steuer geben nach Geheiss der Bauherren.[428]

Wie streng die Brandmauerregeln gehandhabt wurden, vermittelt eine Begebenheit der frühen Stadtgeschichte, die Roland Gerber wie folgt schildert:

Am 10. November 1366 schlichteten die vier Bauherren Vinzenz Buwli, Johannes von Graffenried, Rudolf Wiellose und Niklaus Scherer – die ersten namentlich bekannten bernischen Bauherren – zusammen mit dem Schultheissen Johannes von Bubenberg einen Streit zwischen dem Abt Heinrich von Frienisberg und Bertold zur Flüh um zwei Fenster, die der Abt unerlaubterweise in die Brandmauer zwischen ihren Wohnhäusern gebrochen hatte.[429]

Die Brandmauern waren nebst den Lauben, den Ziegeldächern und der Subventionspolitik ein Grundpfeiler des Schutzes der Stadt gegen die Feuersgefahr. Sie sind bis heute eine einzigartige Quelle von Erkenntnissen zur Stadtgeschichte. Letztlich machen sie die älteste erhaltene Substanz aus; die Bauten haben sich im Verlauf der Jahrhunderte verändert und erneuert, die Brandmauern sind geblieben und stets sorgfältig unterhalten worden.

Keller

Die Altstadtkeller sind als Orte des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens konstituierende Teile der Berner Identität (siehe Perspektiven aus und auf Bern). Unsere Kenntnisse über die Keller sind 1977-1982 in einem monumentalen Projekt der Stadtforschung aufgearbeitet worden, welches von einem mehrköpfigen Team unter Anleitung Paul Hofers zusammengetragen und publiziert wurde: dem Kellerplan der Berner Altstadt.[430]

[428] SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2, S. 146: «Vmb die buherren vnd der statt buw / Anno domini millesimo CCC° decimo (...) Weler och wölte varn uff ein mure, die nu stünde zwüschent ime vnd sinem nachgeburen, vnd daruff höher wölte muren, dem sol och sin nachgebur die stüre geben mit phenningen, alz die viere heissent.»

[429] Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 28.

[430] Hofer 1982, Kellerplan.

Abbildung 58: Ausschnitt aus dem Kellerplan der Unteren Altstadt

Paul Hofer hat in der Einleitung zur Publikation des Kellerplanes hohe Erwartungen hinsichtlich Aussagekraft dieses Planes für die Stadtgeschichte formuliert. Inwiefern haben sich diese erfüllt? Von der Erwartung, auf diese Weise die den Hofstätten auf die Spur zu kommen, handelt das Kapitel Von der synthetisierenden Lektüre zu einem neuen Modell. Hier wollen wir auf die unmittelbaren Planaussagen und auf die ungewöhnliche Betrachtungsebene fokussieren, die den Plan zu einer erstrangigen Erkenntnisquelle machen. Zur Entstehung der Keller, über welche die Quellen schweigen, wollen wir für einmal die Chronologie rückwärts durchgehen:

- Baureglement 1786: «15. Satzung. Die Kellerkästen und Bänke sollen so eingerichtet seyn, daß damit weder die Lauben, noch die Gassen, noch die Aus- und Eingänge von den Lauben auf die Gassen verbauet werden, auch alle Gehalt zwischen den Lauben und Gassen, sie seyen von Holz oder Stein, gänzlich verboten seyn und bleiben.»[431]
- Im 17. und 18. Jahrhundert berichten zahllose Quelleneinträge von den Kellern als Orte eines lebhaften sozialen Austausches. Wir erfahren vom Weinausschank und von «Kellermägden» (Kellnerinnen), vom Lärm, mit dem die zechenden Gäste den Anwohner*innen den Schlaf rauben – kurz: von einem Alltag, der sich heute auf ähnliche Weise abspielt. Ein Dauerthema ist der Handel mit Butter aus den kühlen Kellern, während die Behörden sich bemühen, diesen Schwarzmarkt unter Kontrolle zu bekommen. Schon 1617 war ein Verbot ergangen, «vil weniger by der Pinten zu verschencken, noch in den Kelleren oder Hüseren heimlich noch ofentlich Spyß noch Tranck ufzestellen noch zewirten».[432]
- Es gibt kaum baurechtliche Bestimmungen zu Kellern. Aber in der Steinhauerordnung von 1630 steht, was von Bauleuten erwartet wird, die einen Keller (aus)bauen: «item Bscheid wüßen zegeben umb ein

[431] SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 75.

[432] SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.1, S. 208.

recht werschafft Keller Gwölb zemachen.»[433] Offensichtlich wird in dieser Zeit regelmässig an Kellern gebaut. Dies bestätigt ein Eintrag der Baupolizei von 1629, der vom Überhandnehmen der Kellertreppen berichtet: ««Da wegen der großen Kästen vor den Hüßeren die Louben so eng gemacht werdent, dz in denselben nit mehr ihren zwen miteinanderen uf oder abwandlen könnendt, soll der Bauherr uß Mrgh (meiner gnädigen Herren) sonderem Bevelch dazu anhalten, den Louben ire rechte Weyte ze laßen und die großen Kästen zu engeren.»[434]

- Aus dem Jahr 1500 ist eine Beschwerde Hans Offenburgs überliefert, neben dessen Sässhaus und Keller eine Schmiede eingerichtet werden soll. Die salomonische Empfehlung der Behörden: der Schmied solle weitermachen, sich jedoch nach einem passenderen Haus umschauen, wo er sich mit seinem Handwerk niederlassen kann.[435] Es scheint, dass Keller in dieser Zeit auch als Erweiterungen von Gewerbe- und Werkstatträumen im Erdgeschoss genutzt werden.
- Zu den Resultaten einer Bauuntersuchung an der Liegenschaft Gerechtigkeitsgasse 71/73 bzw. Junkerngasse 50 schreibt Adriano Boschetti: «Nach 1265, spätestens im fortgeschrittenen 14. Jahrhundert, stand an der Gerechtigkeitsgasse 71 ein gassenständiges. dreigeschossiges Steinhaus mit Keller. Es war gut 12 m lang.» Weiter unten: «Teile des Bestandes datieren in die Gründungszeit der Stadt. Bereits damals führte von der Gasse her eine Treppe in den Keller hinunter.»[436]

Keller gehören somit seit frühester Zeit zur Ausstattung von Altstadthäusern. Ebenso alt dürften folglich die Konflikte sein, die im Gassenraum von den Kellertreppen verursacht wurden. Keller wurden übrigens nur selten in die Höfe hinaus bzw. bis an die Ehgräben gezogen. Dadurch konnten Probleme mit der aus den Ehgräben sickernden Bodenfeuchte umgangen werden.

---

[433] SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.2, S. 711: «item bscheid wüßen zegeben umb ein recht werschafft keller gwölb zemachen, wie hoch daßelbig nach wyte deß kellers der proportion nach (die höche solle genommen werden, daß solches nit zuo hoch noch zuo flach sye, ouch uß was grund deß gwölbs widerleger und fugen sollind gezogen syn.», siehe auch Fussnote 415.

[434] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 60.

[435] SSRQ 1963, Bern 1, Bd. 7.1: «Hans Offenburg und hat sich erclagt, wie dann zuo nechst an sinem seßhus und in dem keller daselbs ein schmitten zuo buwen understanden werde, im nit allein zuo unruow, sunder ouch mercklich schaden, und daruff uns angeruofft, unser statt satzung, die dann luter anzöuge, das nieman dem andern zuo schad oder abbruch einichen buw understan solle.» Empfehlung: «das er deßhalb noch zuo diser zytt daby beliben, und doch für und für allen möglichen vliß ankeren solle, sölich huß mit guoten fügen zuo verköffen und sich mit der schmitten und sinem hantwerck an ein ander ort zuo setzen.»

[436] Adriano Boschetti, Wohnen und Alltag, in: Berns mutige Zeit, 2003, besonders S. 285-286.

Abbildung 59: Ausschnitt aus dem Kellerplan der Unteren Altstadt
Der Ausschnitt aus dem Bereich Kreuzgasse/Gerechtigkeitsgasse offenbart einerseits eine klare Typologie, andererseits eine überraschende Vielfalt von Formaten, Konstruktionsweisen und Erschliessungen der Keller

Das Problem der Kellerzugänge konnte in Kombination mit den Lauben elegant gelöst werden: auf dem Kellerplan ist die starke Abhängigkeit zwischen den Lauben und den Kellerabgängen ersichtlich. Der typische Keller ist von der Gasse her erschlossen, und zwar mit einer steilen Treppe in gerader Linie, die das Hinauf- und Hinablassen schwerer Waren, Fässer etc. zulässt. Die Affinität zwischen Laubenfronten und Kellern bestätigt sich weiter in der Beobachtung, dass Häuserzeilen ohne Lauben anteilmässig weniger Keller besitzen. Es gibt Gebiete mit auffallend wenigen historischen Kellern wie die Schattseite der Brunngasse oder der Postgasse. Ein Hinweis darauf, dass der grosse Kellerboom mit dem Bau der Lauben einsetzte? Siehe Dritte Hypothese: Das Laubenprivileg.
Die Keller haben in jedem Fall ab dem 16. Jahrhundert eine Renaissance erlebt. Diese steht im Zusammenhang mit der Kampagne gegen die Giebel, die als Schwachstellen beim Brandschutz erkannt und 1616 verboten wurden (siehe Giebel). Der dadurch verlorene Stauraum unter dem Dach wurde in Kellern kompensiert.

Die Laubenvorzone
Die mit Deckeln abschliessbaren «Kellerkästen» (auch «Kellerhälse» genannt) konstituieren im Bereich der Laubenpfeiler eine Vorzone, die als Sitzplatz oder Terrässchen genutzt werden kann *(Abbildung 60).* Die Treppen führen meist in einen gewölbten «Vorkeller unter der Laube, ca. 2.7 m

unter dem Gassenniveau»,[437] auch Laubenkeller genannt, und nach einem Zwischenpodest daselbst über eine zweite Treppe in den «Hauptkeller» unter dem Haus. Die Keller werden von Sandstein- oder Backsteingewölben oder Balkendecken überspannt. Etliche Keller sind später hofseitig mit zusätzlichen Treppchen erschlossen worden.

Abbildung 60: Kramgasse 67, um 1905.
Typische Laubenausstattung mit Kellerabgang, Sitzbänken und Auslagen. Am gegenüberliegenden Haus Capitol Zustand mit Fensterläden und heute aufgehobenem Kellerabgang. Siehe auch *Abbildung 56.*

Mikrosozialraum Kellerkasten

Eine Besonderheit, die in der Altstadt in unzähligen Spielarten anzutreffen ist, sind die meist an die Laubenpfeiler angebauten Kellerabgänge, die oft mit kleinen Sitzgelegenheiten kombiniert wurden. So wurde die Gelegenheit genutzt, schattige, sowohl geschützte wie auch öffentliche Orte der Begegnung zu schaffen. Sie erfüllen auf kleinstem Raum wichtige soziale Funktionen, die dem typischen Berner Altstadthaus mangels Vorgärten und halböffentlichen Aussenraumes ansonsten abgehen.

Dächer

Die Dächer gehören wie die Lauben, der Sandstein und die Keller zu den konstituierenden Elementen der Berner Altstadt. Ursächlich ein technisches Bauteil, wurden sie seit Ende des 19. Jahrhunderts als ästhetischer und

[437] Hofer 1982, Kellerplan, S. 30.

baukultureller Wert erkannt. Der Schutz der Dachlandschaften gehört heute zu den wichtigen Kategorien des Ortsbildschutzes.[438]

Abbildung 61: Hermann Völlger: Teilansicht vom Münster (obere Altstadt), 1894.
Der Ausschnitt der oberen Altstadt aus dem berühmten Völlger-Panorama zeigt ein Meer von Dächern aller Art.

Die Entdeckung der Dächer als Kulturgut ging in Bern mit der Vollendung der Turmaufstockung am Münster im November 1893 einher.[439] Kaum waren das obere Oktogon und der neue Helm vom Gerüst befreit, begab sich Fotograph Hermann Völlger 1894 auf die Oktogongalerie und nahm das berühmte «Völlger-Panorama» auf. Der Anblick der Dächer als «Meer», als «Landschaft», als kleinteiliges, bewegtes Ganzes, war auf diese Weise bislang nicht möglich gewesen, nun überwältigte die Stofflichkeit und Farbatmosphäre dieser Terrakottawelt die Menschen, welche den Weg auf den Turm hinauf unter die Füsse genommen hatten (siehe Ziegel, Terrakotta). Das Völlger-Panorama gehört zu den bedeutenden Dokumenten, mit denen das Bild der Stadt Bern festgehalten worden ist.
Dachformen waren stets primär vom pragmatischen Umgang mit der Situation geprägt. Für die Zeilenbauweise waren traufständige Satteldächer die

[438] Siehe beispielsweise das Wiener Memorandum: Vienna Memorandum on “World Heritage and Contemporary Architecture - Managing the Historic Urban Landscape” and Decision 29 COM 5D, Date: Tuesday, 20 September 2005, Art. 25, whc.unesco.org/document/5965.

[439] Der Münsterausbau in Bern, Siebenter Jahresbericht, der Hauptversammlung des Münsterbauvereins erstattet am 2. Juli 1894 durch K. Howald, Kirchmeier, S. 3, www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=mub-001%3A1894%3A7#3.

Norm, bereits auf den frühesten Stadtdarstellungen mit aufgesetzten Lukarnen. Die Traufkante wurde an Ecksituationen nicht überall mit Walmdächern um das Gebäude herumgeführt; vielerorts werden Giebelfassaden bis heute mit Krüppelwalmdächern, teils sogar mit ganzen oder halben Freibundverschalungen abgeschlossen.

Abbildung 62: Die alte Hochschule um 1905, kurz vor dem Abbruch für den Neubau des Casinos. Giebelfassaden mit Ründen, auch giebelständige Treppentürmchen sind bis heute an verschiedenen Orten der Altstadt erhalten.

Dieses Motiv hat als «Ründe» in der vernakulären Architektur des Bernbietes Karriere gemacht. Entsprechende Speziallösungen sind besonders rings um Zeitglockenturm und Kornhaus an weniger exponierten Stellen vielerorts noch vorhanden, an prominenten Stellen wie am Abschluss der Spitalgasse gegen den Waisenhausplatz oder am westlichen Ende der Aarbergergasse mussten sie seit Ende des 19. Jahrhunderts neobarocken Altstadtbauten weichen, ebenso wie die wohl prägnanteste Situation der Lateinschule, die einst den oberen Abschluss der Herrengasse bildete. Auf den Dächern selbst hat sich eine weitere Berner Eigenart erhalten: Kamine mit Bernerhut (siehe das enstprechende Praxisblatt im Handbuch).
Nebst solchen eher technischen Lösungen wurden Dächer besonders seit dem 17. Jahrhundert auf Solitärbauten zunehmend zum gestalteten Element – beispielsweise am Münsterchor oder am Rathaus. Eine zeittypische Dachform war im frühen 18. Jahrhundert das Walmdach mit Aufschieblingen (Kornhaus, Stiftsgebäude und Tscharnerhaus am Münsterplatz, Hôtel de Musique etc.). Besonders in der zweiten Jahrhunderthälfte kam das

Mansart- bzw. Mansardendach auf – zu beobachten beispielsweise an der Hauptwache am Gerberngraben von Niklaus Sprüngli, vollendet 1768 *(Abbildung 88),* am Wohnhaus von Wattenwyl an der Herrengasse 23 von Erasmus Ritter, vollendet 1762 oder am Eckhaus Gerechtigkeitsgasse 81/Kreuzgasse.
Abschliessend ein Hinweis darauf, wie schnell feine gestalterische Nuancen an technischen Elementen wie Dächern charakterprägend werden: Während der Mitte des 17. Jahrhunderts neu erbaute Käfigturm mit seinem glockenförmigen Dach altertümliche Behäbigkeit und Schwere des Barocks zur Schau stellt, atmet das Dach über dem Zeitglockenturm, das anlässlich einer Sanierung 1770-71 seine Rundform mit ausladendem Vorscherm erhielt, die zierliche Eleganz der damals modischen Chinoiserien – es ist kaum ein Zufall, dass sich asiatische Tourist*innen von diesem pagodenartigen Dach besonders angezogen fühlen.

Giebel
In einem wesentlichen Punkt hielt zwischen dem Wiederaufbau nach dem Stadtbrand von 1405 und dem 17. Jahrhundert eine neue Dynamik Einzug ins Stadtbild: Auf einer zunehmenden Anzahl von Häusern wurden in dieser Zeit so genannte Aufzugsgiebel errichtet. Diese Giebel dienten dazu, mit Hilfe von Seilen, Umlenkrollen und Flaschenzügen Waren auf dem Dachboden zu verstauen – sie gehörten und gehören zum vertrauten Bild vieler Handelsstädte.
Auf allen wichtigen frühen Stadtdarstellungen bis hin zum berühmten Stich Merians *(Abbildung 4)* wurden auf den Dächern Lukarnen, aber nirgends die überdimensionierten Aufzuggiebel dargestellt. Es ist daher schwierig, die Anfänge dieses Elements in der Stadtgeschichte klar zu datieren. Da die Giebel mit Brettern oder Schindeln verkleidet wurden, bedeuteten sie einen Rückschritt gegenüber den behördlichen Brandschutzbemühungen. 1616 erging deshalb ein Verbot dieser Giebel:

> *RuB (Räte und Burger) haben mit Mißfallen gesehen, daß viele Einwohner fürgenommen, Gibel uf ire Hüser buwen und setzen und die Gründ mit Schindlen machen ze laßen; wegen des großen Holzverbrauchs und weil neben anderen Unglegenheiten, Fürsbrünsten halben große Besorgnuß und Gefhar daruf sthat, und ouch den Nachpuren durch solche Gibel unertreglicher und unlydenlicher Überlast zuogefuogt wirt, und ir gn (Ihren Gnaden) Höltzer deßen ouch übel zuo Endtgelten habend, haben RuB by ir gn Straf und Ungnad geboten,*
> *1. das, wo der ein oder ander derglychen Gibel schon verloffner Zyt ufgesetzt hette, er den oder derselbigen Grund unverzogenlichst mit Sturtz (Blech) oder Kupfer versächen, versicheren und verwaren laßen;*
> *2. inskünftig aber sich ein jeder überheben solle, weder der einen noch anderen Giblen ufzerichten noch ze buwen, also das*

dieselbigen nunfürohin stracks abgestrickt und ze buwen verpotten syn söllendt.[440]

Abbildung 63: Wilhelm Stettler, Die Spithalgassen zuo Bern, um 1680.

So klar und streng das Verdikt war – so lange sollte es dauern, bis das Element tatsächlich aus dem Gassenbild verschwand. Noch 1669 mussten die Zimmerleute an das Verbot erinnert werden.[441] Wilhelm Stettlers berühmter Darstellung der Spitalgasse von 1680 entnehmen wir, dass noch immer viele Häuser solche Giebel trugen, als hätte es nie ein Verbot gegeben. Noch in der Bauordnung von 1786 steht: «Alle Aufzüge oder Giebel gegen offene Plätze und Gassen sollen gänzlich verboten seyn».[442] Die letzten Beispiele, die sich in der Matte erhalten hatten, sind erst in den 1950er Jahren abgegangen *(Abbildung 48).*
Nicht nur dürfte es – wie die Erinnerung von 1669 bezeugt – zahlreiche Übertretungen des Verbots gegeben haben. Die alten Giebel wurden wie geheissen mit (Kupfer)blech verkleidet und so lange wie möglich weiter genutzt. Möglicherweise übte das Giebelverbot sogar eine retardierende

[440] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 59.

[441] SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.2, S. 683: «Giebeldächer zu erstellen ist den Zimmerleuten verboten: 1669 August 2. Sch und R richten an die geselschafft zuon Zimmerleüten einen zedel, worin sie daran erinnern, daß die gibeltecher uff den heüseren und scheüren in der statt allhie ohnbefragt und ohne besondere bewilligung zebuwen jederweilen verpotten gewesen, weilen dieselben oder die schindlen gründ an denselben feüwrs halb gar gefahrlich und schedlich sind.»

[442] SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 74.

Wirkung auf die Erneuerung des Gassenbildes aus. Dies würde erklären, weshalb das Embellissement lange nur zögerlich voranschritt, um schliesslich im 18. Jahrhundert umso kraftvoller durchzuschlagen (siehe Ersetzte Steinbauten?)

Vordächer
Bis ins frühe 18. Jahrhundert war das Bild der Gassen von «langen vorschiessenden Dächern» geprägt. Es waren offene Dachüberstände, die – wie bei Bauernhäusern verbreitet – nicht nur die Fassaden schützten, sondern auch bei Arbeiten vor dem Haus Schutz vor der Witterung boten. Im Zusammenhang mit dem Verbot der Aufzugsgiebel wurde auch gegen diese tiefen, ungeschützten Vorscherme vorgegangen, weil sie dem Überspringen von Feuer Vorschub leisteten.[443]
Damit war die Voraussetzung für die verschalten Dachuntersichten geschaffen, die seither als mehr oder weniger durchgehende Traufkanten einen massgeblichen Beitrag zum einheitlichen Bild der Altstadtgassen leisten. Die Regelung entnehmen wir dem Baureglement für die Stadt Bern vom 30. August 1786:

> *10. Satzung. Alle Aufzüge oder Giebel gegen offene Plätze und Gassen sollen gänzlich verboten seyn; es sollen auch die Dächer oder Vorschärmen nicht mehr als fünf Schuh über die Häuser hinaus gehen.*[444]

Besondere Objekte

Der Bärengraben und seine Vorgänger

Eine der Konstanten der Berner Stadtgeschichte besteht darin, dass die Gräben der Stadtbefestigungen jeweils auch als Gehege für wilde Tiere genutzt wurden. Bekannt sind in diesem Zusammenhang die Bärengräben und der Hirschengraben.[445]
Der Bärengraben, der heute zu den Touristenattraktionen Berns gehört, bildet seit Jahrhunderten einen wesentlichen Akzent im Stadtbild. Der erste Bärengraben wurde gemäss Ratsbeschluss 1480 auf dem heutigen

[443] Feürordnung der statt Bern, wornach jeder burger und einwohner in begebenden Feüwrsbrünsten sich zuo richten hat. 1699 Dezember 29, Anhang zur gedruckten Fassung von 1700, in: SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 126: «Und wie bey entstehender feursgefahr die langen vorschiessenden Dächer selbige darin vermehren können, indeme das feur die Schindlen leichtlich ergreifen mag, sich dann niemand wagen darf, dem übel zu steuren, so sollen dieselben besser eingezogen werden, damit man dem feur allenfahls desto leichter beykommen könne.»

[444] SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 74.

[445] Ausführliche historische Informationen zu den Bärengräben sind zu finden in Hofer 1952, KDM Bern 1. Eine sehr bildhafte Sammlung von historischen Fakten und Anekdoten insbesondere zur frühen Geschichte des Bärengrabens wurde von Eduard von Rodt zusammengestellt: Von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte, S. 295-296. Weitere Angaben und Bildquellen sind zu finden unter: tierpark-bern.ch/ueber-uns/geschichte/, letztmals konsultiert am 21.09.2024.

Bärenplatz in Betrieb genommen, wo er bereits auf der frühesten bekannten Stadtdarstellung Hans Rudolf Manuels von 1549 abgebildet ist. Dort ist im Detail jenes Motiv zu erkennen (man könnte es sogar einen bildlichen Topos nennen), welches bis zur Eröffnung des Bärenparks zum Alltag der Institution gehört hatte: An einer im Graben aufgestellten Tanne klettert ein Bär in die Höhe. Diesen ersten Bärengraben finden wir auf allen weiteren Stadtdarstellungen von Sickinger/von Rodt bis Knecht 1745.

Abbildung 64: Hans Rudolf Manuel, Planvedute von Bern, nach 1549 publiziert in einer französischen Auflage der Kosmografie von Sebastian Münster (Ausschnitt).
Der Holzschnitt zeigt rechts des Käfigturmes den mit einer hohen Brüstung eingefriedeten Bärengraben, darin gut sichtbar ein an einer aufgestellten Fichte hochkletternder Bär. Beschriftung: «Bern Grub».
(Siehe auch *Abbildung 1)*

Das Vorhandensein eines Bärengrabens zu diesem Zeitpunkt an einem so prominenten Standort verweist darauf, dass dieser schon früh als von den Behörden getragenes Brauchtum gelebt wurde und als Institution bedeutsam war, mit der sich die Stadt ihrer Gründung und Herkunft vergewisserte. Der Bärengraben war somit über Jahrhunderte hinweg ein Monument der Identitätspflege. Mehr dazu siehe im Kapitel Der zähringische Gründungsmythos und der Name Bern.
An diesem ersten Standort wurde der Bärengraben 1763 aufgehoben, um dem Viehmarkt Platz zu machen. Er musste damit dem beginnenden Verdichtungsdruck in der äusseren Neuenstadt weichen. Als zweiter Standort wurde deshalb ein Abschnitt des Stadtgrabens der äusseren Neuenstadt unmittelbar nördlich des inneren Aarbergertores bezogen. Hier wurden jene Bären gehalten, die 1798 von den französischen Truppen abtransportiert wurden. Der Graben wurde um 1830 zugeschüttet und mit dem Zuchthaus bebaut, welches seinerseits 1903/05 der neuen Bollwerkpost weichen sollte. Dieser Bärengraben ist auf dem Sinnerplan (*Abbildung 5)* als solcher ausgewiesen.
Unweit dieses Standorts wurde 1825 ausserhalb der Toranlage des äusseren Aarbergertores mit seinen klassizistischen Zollhäusern der dritte

Bärengraben in Betrieb genommen. Er befand sich am äusseren Aarbergertor nördlich des Dammes, auf dem die Strasse den Schanzengraben querte. Auch diesem Standort war keine Dauer beschieden, denn bereits 1857 musste der Graben für den Bahndamm zugeschüttet werden, welcher die Rote Brücke mit dem neuen Bahnhof verband. Aus den wenigen überlieferten bildlichen Darstellungen wird deutlich, welch beeindruckende szenische Qualitäten dieser Anlage im anspruchsvollen Terrain eigen waren.

Abbildung 65: Das äussere Aarbergertor mit dem dritten Bärengraben (vorne, mit Tannen). Fotografie, um 1855.
Diese Abbildung gehört zu den ältesten bekannten Fotografien der Stadt Bern. Sie zeigt eine der eindrücklichsten Situationen Berns, die heute gänzlich zerstört ist. Sichtbar sind die klassizistischen Zollhäuser von 1826, rechts dahinter das Zuchthaus aus der gleichen Zeit, links in der Fortsetzung des Grabens die alte Anatomie sowie im Hintergrund das Spitalkornhaus, welches die westliche Flanke des Waisenhausplatzes fasste.

Der heutige Bärengraben im Bereich des östlichen Brückenkopfes der Nydeggbrücke ist somit der vierte diesem Zweck gewidmete Standort. Er wurde 1856/57 am unteren Zugang zum Muristalden eingerichtet. Die Bauten knüpfen mit ihrer Gesamtanlage sowie mit historistischen Architekturdetails an die Motive an, welche die Erscheinung der Institution in ihren früheren, oben beschriebenen Phasen geprägt hatten.
Dieser Bärengraben wurde aus Tierschutzgründen 2009 durch den heutigen BärenPark ersetzt. Dieser ist im Unterschied zu den vorangehenden

Bärengräben als ein grossflächig in den Aarehang zwischen dem alten Tramdepot und der Aare gelegtes Tiergehege ausgelegt.[446]

Marzilibahn

Die von einer lokalen Aktiengesellschaft finanzierte «Drahtseilbahn Bundesterrasse-Aarziehle» wurde am 18. Juli 1885 eröffnet. Es handelte sich ursprünglich um eine Standseilbahn mit zwei pendelnden Wagen, angetrieben von Wasserballast aus dem Stadtbach. Die technische Ausführung des damals «kleinsten Bähnchens der Schweiz»[447] beruhte auf dem Betrieb auf zwei separaten Fahrbahnen mit drei, an der Kreuzungsstelle vier Schienen und Bremssystem mit Zahnstangen System Riggenbach. Daraus ergaben sich konstruktive Besonderheiten wie die gleichmässig geneigte, gerade verlaufende Fahrbahn, die als Brücke über die Vannazhalde gelegt ist. Die Kapazität der Bahn wurde mit mehreren Umbauten gesteigert. Die technischen Handicaps der alten Bahn führten 1973/74 zum Totalumbau mit Elektrifizierung und 2014 zu deren Sanierung.

Mattenlift

Die Vorzüge der Marzilibahn veranlassten ein Komitee, ein Projekt für eine Bahn von der Matte auf die Münsterplattform prüfen zu lassen. Eine Studie wurde 1888 vorgestellt. Aufgrund der erwarteten Erstellungskosten und der Schwierigkeit, die notwendigen Liegenschaften zu erwerben, wurde der Bau eines Liftes vorgeschlagen.[448] Das Konzessionsgesuch wurde 1893 eingereicht.[449] Die Inbetriebnahme des «Elektrischen Aufzugs Matte-Plattform» (AMP) erfolgte 1897.[450]

Passagen

Im typologischen Set der europäischen Stadt fand gegen Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts die Passage Verbreitung, deutsch auch als «Ladenpassage» bezeichnet.[451] Derweil einzelne Vorläufer in verschiedenen Städten entstanden waren, bildeten sich die schönsten Beispiele in Paris aus. Sie wurden später von Walter Benjamin in seinem «Passagen-

---

446 de.wikipedia.org/wiki/Bärenpark_Bern, siehe auch tierpark-bern.ch/ueber-uns/geschichte/, beide letztmals konsultiert am 05.09.2024.

447 www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=BEZ18880418-01.2.5.4.

448 www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=ISB18880120-01.2.23.

449 www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=DBB18931206-01.2.6.

450 www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=TWB18970424-01.2.3. Details zum Projekt wurden in der Schweizerischen Bauzeitung 1893 publiziert: doi.org/10.5169/seals-18212. Jüngst ist erschienen: Stefan Weber, Der Mattelift. Pro und Kontra in der Planungs- und Bauzeit von 1888 bis 1897, in: Berner Zeitschrift für Geschichte, 87. Jahrgang Bd. 01, 2025.

451 de.wikipedia.org/wiki/Ladenpassage, letztmals konsultiert am 07.06.2025.

Werk» als Errungenschaft des bürgerlichen Zeitalters beschrieben und damit zum Dreh- und Angelpunkt dieser geschichtsphilosophischen Textsammlung gemacht, die bis heute eines der rätselhaftesten und inspirierendsten literarischen Konvolute des 20. Jahrhunderts ist. Dabei hat Benjamin auch eine auch in unserem Zusammenhang bedeutsame Ausprägung eines urbanen Menschentypus porträtiert: den «Flaneur».[452]
Im Typus Passage kommen städtebauliche Motive wie Quergässchen, Ladengeschäfte, Markthallen (besonders die in Bern verschwundenen Brot- und Fleischschaalen) zur Synthese. Konstruktiv setzte ihre Entstehung neue Technologien wie Eisen, Glas, Gasbeleuchtung etc. voraus. Städtebaulich erlaubte es die Passage, die kommerziell nutzbaren Ladenflächen in die Tiefe von Baublöcken zu führen – ein Bedürfnis, das mit der Bevölkerungsexplosion und der Zuwanderung des industriellen Zeitalters korrelierte.
Hierin liegt auch der Grund, weshalb Passagen in Bern vergleichsweise spät Fuss fassten. Die realisierten Beispiele konzentrieren sich auf die obere Altstadt, wohin sich der Schwerpunkt bzw. das kommerzielle Zentrum gegen Ende des 19. Jahrhunderts verlagert hatte (siehe Entwicklung nach innen und Das Wandern der Stadtmitte im Verlauf der Jahrhunderte).
Mit dem Bau der Von Werdt-Passage 1905 durch Albert Gerster kam deshalb ein ausgereifter Bautypus nach Bern. Wie in den berühmten Pariser Vorbildern empfängt sie ihre Gäste im Inneren unter einer Stahlstruktur mit Jugendstil-Ornamenten, die ein filigranes Glasdach trägt. Für den südlichen Zugang von der Spitalgasse her fasste der Architekt zwei Laubenbogen eines bedeutenden spätbarocken Gebäudes (des ersten bekannten Miethauses in Bern)[453] zusammen, als nordseitigen Portalbau und architektonische Visitenkarte erbauten Bracher&Widmer mit dem Gebäude Neuengasse 39 eines der hervorragenden Geschäftshäuser der Epoche (siehe Tuff). Ihre Vollendung erfuhr die Passage zwanzig Jahre später mit dem Einbau des Kinos Splendid durch Architekt Walter von Gunten, dessen Foyer sich mit einer zauberhaften Kino-Metapher aus farbig hinterleuchtetem Glas und exotischer Bildplastik des Künstlers Etienne Perincioli an das Publikum wandte.
Derweil die von Werdt-Passage in Bern die einzige idealtypische Realisierung der Gattung Passage geblieben ist, hat sie mehrere Abkömmlinge inspiriert, die mit ihrem Variantenreichtum und ihrer Festlichkeit besondere Akzente im Stadtensemble setzen: Von Franz Trachsel[454] stammen zwei in unserem Zusammenhang besonders relevante Objekte: An der Spitalgasse 4 das expressionistisch-neoklassizistisch auftretende Karl-Schenk-Haus von 1925-26, dessen oktogonaler Lichthof in den 1950er Jahren von Walter Hodler zu einer schwindelerregenden vertikalen Treppenanlage

[452] de.wikipedia.org/wiki/Das_Passagen-Werk, letztmals konsultiert am 07.06.2025.

[453] bauinventar.bern.ch/pdfs/spitalgasse_36_36b.pdf

[454] Thomas Telley, Franz Trachsel, Architekt in Bern, in: Heimat heute, 2007, S. 4-10, doi.org/10.5169/seals-836423

uminterpretiert und zur Karl-Schenk-Passage erweitert wurde. Andererseits der Aarbergerhof von 1951-52, hinter dessen sich unscheinbar in die sandsteinerne Gassenfront einordnender Fassade sich ein lichtdurchflutetes und stimmungsvolles Raumkunstwerk entfaltet, und gleichzeitig als überaus origineller nördlicher Abschluss das Ryffligässchen mit einer stadträumlichen Tasche auffängt.
Ein weiteres Glanzstück der Nachkriegszeit ist die Marktgass-Passage, mit der M. & O. Lutstorf 1950-51 den Block zwischen Marktgasse und Amthausgasse knapp unterhalb des Amthausgässchens mit einem durchgehenden Geschäftshaus bebauten und dieses mit einer von elegant geschwungenen Schaufenster-Vitrinen gefassten Passage erschlossen.

Freiraum

Alle unbebauten Flächen einschliesslich der nutzbaren Überdeckungen können nach zwei Begriffssystemen kategorisiert werden – mit der Unterscheidung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Freiraum einerseits, andererseits mit der Einteilung in Grauraum, Grünraum und Blauraum. Ein grosser Teil des hier vorliegenden Buches beschäftigt sich mit dem Grauraum – Die hier folgenden Ausführungen zum Grün- und Blauraum dokumentieren und vertiefen die Praxisblätter des Leitfadens Freiraum im Handbuch des Managementplans.

Öffentlicher Grünraum

Die Fülle von Aufgaben, welche vom städtischen Grün wahrgenommen werden, wird oft unterschätzt. Unter dem Paradigmenwechsel des Klimawandels erfährt es neue Beachtung. Dies gilt insbesondere für die laufenden oder bevorstehenden Neugestaltungen der Stadtfuge Bundesplatz-Bärenplatz-Waisenhausplatz und des Stadtraumes Bahnhof Bern.

Nachhaltiges Grün und Aufenthaltsqualität

Bei den Massnahmen gegen die Stadthitze stehen die Offenporigkeit bzw. die Retention (das Wasserrückhaltevermögen) von Oberflächen sowie die Leistungsfähigkeit des grosskronigen Baumes bei der Beschattung, Kühlung mittels Verdunstung und bei der Lufthygiene im Vordergrund. Die physischen Vorzüge dieser Elemente wirken sich positiv auf die Aufenthaltsqualität aus und kommen damit auch der sozialen Qualität von Stadträumen zugut. Während Bäume in den Stadtfugen zu den traditionellen Gestaltungsmitteln gehören, gab und gibt es in den Haupt- und Nebengassen der Altstadt Bäume nur an vereinzelten Scharnier- und Übergangsstellen. Indem die wechselgrünen Bäume, die im Stadtkontext meist verwendet werden, ihr Blätterkleid abwerfen, wenn im Jahreszyklus das Licht rar wird, sind sie jeder technischen Installation überlegen. Es ist denkbar, dass dereinst das Holz als Ressource neu verstanden wird – eine Umkehr weg vom globalen Handel zur lokalen Bewirtschaftung von Wäldern, Alleen und Parkanlagen würde schon heute aus Nachhaltigkeitsgründen Sinn machen.

Das Grün im Stadtbild

Welche Rolle das Grün für die Szenografie, die Sichtverbindungen und den Flor spielt, welcher die Fenster auf die Stadt und die Stadt selber rahmt, wird im Katalog der für das Ortsbild des Welterbes relevanten Situationen anhand der individuellen Beispiele beschrieben. Dort wird insbesondere deutlich, wie sich der Kulturwandel bei der Baumpflege und das Verhältnis verschiedener Epochen gegenüber der Natur auf das Stadtbild ausgewirkt haben. Dies betrifft vorwiegend das Aaretal und die umgebende Landschaft. Ursprünglich vor allem eine Barriere, ist das Aaretal seit dem 18. Jahrhundert zunehmend kultiviert und besiedelt worden.

Bäume und Grünflächen entfalten ihre Gestaltqualitäten auf dem Altstadtplateau und besonders an der südlichen Hangkante in geometrischen Konfigurationen von Baumreihen und Baumdächern – beispielsweise am Hirschengraben, auf der Alpenquaipromenade, auf der Münz- und der Casinoterrasse, an der Grabenpromenade, auf der Münsterplattform und auf den Terrassen, die den spätbarocken Repräsentativbauten Béatrice-von-Wattenwyl-Haus und Erlacherhof vorgelagert sind. Die urbane Anmutung dieser Baumstandorte wird besonders im Vergleich zu den Situationen am Mühlenplatz, am Läuferplatz und am Nydegghöfli deutlich, wo grosse Solitärbäume kleinstädtische, ja dörfliche Atmosphäre stiften.

Die Vielfalt dieser Anlagen wird durch Typen des 19. Jahrhunderts zusätzlich gesteigert: An der Bundesgasse hält in dieser Zeit eine ein-, abschnittweise beidseitige Prachtallee Einzug. Die Vielfalt der historischen Grünräume wird vom Landschaftsgarten der englischen Anlagen und dem Stadtpark auf der Kleinen Schanze vervollständigt. Hinzu kommt der eindrückliche Bestand mächtiger Solitärbäume und Baumgruppen an der Stadtnordflanke.

Die Epochenzugehörigkeit spiegelt sich auch in den verwendeten Baumarten – vorwiegend den traditionellen Eichen und Linden wie auch jüngeren Epochenbäumen wie Kastanien oder Platanen und spezifisch ausgewählten anderen Arten. Für die meisten Verwendungen von Pflanzen gelten im öffentlichen Freiraum Bedeutungszusammenhänge, die meist aus biblischen Analogien hergeleitet sind. Mehr hierzu in den Praxisblättern des Handbuches unter dem Stichwort «Christlich ikonografisches Stadtgrün».

Promenaden

Mit der Verschönerung des Stadtbildes geht im 18. Jahrhundert der Bau von Promenaden einher. Als Prototyp entsteht in den 1740er Jahren die Grabenpromenade. Sie ist zusammen mit dem Lindenhof in Zürich die älteste Promenade der Schweiz. Ab 1895 muss sie zu grossen Teilen dem südlichen Brückenkopf der Kornhausbrücke weichen (*Abbildung 87).*

Auf der Münsterplattform war im 18. Jahrhundert eine Gruppe gewaltiger Linden herangewachsen. Zusammen mit den spätgotischen Eckpavillons wurden diese einer barocken Neugestaltung unterzogen, deren Geometrie in der heutigen Anlage weiter lebt. Dieser Baumbestand wurde im späten 19. Jahrhundert nochmals erneuert. Der Abschluss der Arbeiten an dieser Promenade erfolgte 1778/79 (siehe Münsterplattform). Den südlichen Abschluss des Bärenplatzes bildete ab 1770/72 eine Lindenpromenade.

Ähnlich wie an der Grabenpromenade war auch hier eine Geländevertiefung – der so genannte Obere Graben – zugeschüttet worden. Auch die Parkanlage auf der kleinen Schanze hat ihre Anfänge in einer Promenade des 18. Jahrhunderts. Als Besonderheit sei die mit Kastanien besetzte Promenade des frühen 20. Jahrhunderts auf dem Dach des Casinoparkings hervorgehoben.
In die Mitte des 19. Jahrhunderts sind die ersten Wege zu datieren, welche das Promenieren entlang der Aare ermöglichen: der Langmauerweg und die Aarstrasse. An der Aarstrasse begleitete abschnittweise eine Baumreihe die Uferpromenade – deren geplante Neugestaltung ist vom damaligen Zustand inspiriert. Die Aarepromenaden werden vom Wegsystem entlang der Hangkante und von Brücken und Stegen ergänzt; zusammen erlauben sie die Aneignung der Stadt aus besonders stimmungsvollen Perspektiven. Dieses Wegsystem soll vervollständigt und zu Rundläufen ergänzt werden.

Historische Alleen und Baumreihen
Auf einem gedruckten Panorama Franz Schmids aus dem Jahr 1830 vom Bantigerhubel aus hat eine unbekannte Person die Alleen mit Kolorierungen hervorgehoben. Das dabei entstandene Bild zeigt, wie die Landstrassen in Form einer Spinne bzw. eines Sterns auf das gemeinsame Zentrum – die Stadt – hin zulaufen.

Abbildung 66: Panorama vom Bantigerhubel, Zwey Stunden von Bern. Gezeichnet von Franz Schmid. Herausgegeben von L. A. Haller. BERN In der Hallerschen Steindruckerey (Ausschnitt).
Das Blatt zeigt ein 360°-Panorama mit minutiöser Beschriftung der wichtigsten Siedlungen, Ortsnamen, Erhebungen, Alpengipfel etc. In dem hier abgebildeten Exemplar sind die wichtigsten Gewässer, Verkehrswege und Erhebungen von Hand mit dem Pinsel nachkoloriert.

Während Baumreihen seit lange ein Motiv der Gartenkunst waren, können die «klassischen» Alleen nicht losgelöst von der Strasseninfrastruktur verstanden werden, mit der vom 17. bis ins 19. Jahrhundert die Landschaft grossräumig neu erschlossen wurde. Die Chausséen des späten 18. Jahrhunderts und die Heeresstrassen des napoleonischen Zeitalters verkörpern besonders eindrücklich die Denkweise der Ingenieure und gehören zu den wichtigsten Infrastrukturen auf dem Weg in die Moderne.

Der Begriff Allee ist aus dem Französischen eingedeutscht, er bezeichnet zunächst einen ausgeschnittenen Durchgang (aller=gehen), z. B. im Wald. Später wird er für (Land)strassen verwendet, an denen ein- oder beidseitige Baumreihen den Reisenden Schutz vor der sengenden Sonne und dem Wind bieten. Besonders eindrücklich sind Abschnitte, an denen dieses Motiv mit Rampen oder Hohlwegen kombiniert wird, wie in Bern beispielsweise am Aargauerstalden, am Muristalden oder an der Neubrückstrasse. Hier stabilisieren die Alleebäume mit ihren Wurzeln den Untergrund und schützen Fahrbahn und Böschungen vor der Erosion. Bei extremen Witterungs- oder Lichtverhältnissen werden Alleen auch zum überlebenswichtigen Orientierungsinstrument.
Im Motiv der Allee verschränken sich die Ideen von Stadt und Landschaft: Aus der Perspektive der Stadt sind Alleen ein Medium der Landschaftserfahrung – aus der Perspektive der Landschaft sind sie Versprechen der Ankunft, des Stadterlebnisses, des Aufgehobenseins in sicherer Gemeinschaft.
Alleebäume waren oft auch begehrte Rohstofflieferanten: der Baumschnitt lieferte Holz und führte zu Phänomenen wie Kopfbaumschnitten. Der Begriff Hochallee als Spezialfall bezeichnet Alleen mit hoch aufgeasteten Bäumen. Zuweilen wurden Hölzer als Alleebäume verwendet, die sich für besondere Anwendungen eigneten - beispielsweise die Ulmen, aus denen Gewehrschäfte für die Karabiner der Schweizer Armee verfertigt wurden. In vielen Städten, so auch in den Quartieren Berns, haben die Alleen im frühen 20. Jahrhundert eine Renaissance erfahren, weil ihre Bedeutung als Element der Raumgestaltung, Beschattung und Lufthygiene neu erkannt worden war.
Im Welterbe-Perimeter existieren verschiedene Typen von Alleen: allen voran die Bundesgasse, dann die Baumreihen entlang der Promenierwege an der Aare (Aarstrasse, Langmauerweg), schliesslich die Baumreihen an der Hangkante, mit denen nebst den erwähnten Funktionen zusätzlich die Kulisse und Fernsicht auf diese Repräsentationsbauten gestaltet wurde (siehe Alpenquaipromenade, Casinoterrasse, Alleen).

Verbindungen zwischen Stadt und Aareraum
Die Identität und Vielfalt des Weltkulturerbes profitieren qualitativ von einer Fülle von Verbindungen zwischen dem Altstadtniveau und dem Aareraum. Funktional unter dem Überbegriff Transitorische Räume fassbar, nehmen sie in ihrer konkreten Ausformung so unterschiedliche Gestalt an wie am Bubenbergrain oder an der Nydegg-, der Matten- und der Fricktreppe. Von diesen aus bieten sich einzigartige Einblicke in die historischen Terrassengärten und Grünräume. Weitere Verbindungen sind Frickweg, Münzrain und Vannazhalde – von ihnen aus ist der Aareraum besonders eindrücklich erlebbar. Am Münzrain und am Bubenbergrain hallt der einstige festungsbauliche Kontext nach. Die Promenaden an der Schütte geniessen heute besondere Beliebtheit für Sport und Erholung.

Friedhöfe
Die Stadt besass stets mehrere Friedhöfe. Anderweitig erwähnt: der Friedhof auf der Münsterplattform, der in den 1530er Jahren ans Klösterli, und später mit dem Bau des Aargauerstaldens an den Rosengarten verlegt wurde. Auch Institutionen unterhielten eigene Friedhöfe: Das Barfüsserkloster im Bereich des heutigen Casinos, der Predigerorden den Prediger-Kirchhof, der Insel-Friedhof beim Holzwerkhof, der Judenfriedhof im Bereich des heutigen Bundeshauses Ost etc.[455] Die Friedhöfe auf dem Stadtgebiet sind mit dem Wachstum der Stadt somit ausnahmslos aus der Altstadt an die Peripherie verlegt worden.

Privates Grün

Im Vergleich zum öffentlichen Grün kommen in den privaten Grünräumen die Produktion von Lebensmitteln und die Nutzung als Rückzugsorte hinzu. Die entsprechenden Flächen sind sowohl räumlich wie für die Biodiversität wesentliche Bereicherungen des Welterbes. Dies gilt vor allem für die grosse, zusammenhängende Stadtsüdflanke mit ihrer privilegierten Südexposition.

Aristokratische Terrassensysteme und Repräsentationshöfe
Der Münsterplattform folgten im 18. Jahrhundert mehrere vergleichbare Bauwerke an Privatbauten: Am Beatrice von Wattenwyl-Haus erstreckt sich ein Terrassensystem vom Palast an der Junkerngasse bis hinunter ins Mattequartier. Der kaskadenartige, mit grandiosen Treppenanlagen erschlossene Terrassengarten erinnert an Bramantes Projekt für die Anbindung des vatikanischen Belvederes an den päpstlichen Palast in Rom. Die massiven Mauern des gewaltigen Unterbaus folgen Proportionsregeln wie dem goldenen Schnitt. Sie beherbergen Kellerräume für den Gartenunterhalt.
Der Erlacherhof führt als Maison entre Cour et Jardin die bernische Aneignung der französischen Barocktradition vor: Nach der Cour d'honneur, welche in typologisch einzigartiger Weise eine Raumtasche in der Junkerngasse aufmacht, folgt eine faszinierende Sequenz vom Treppenhaus durch den grossen Salon auf die Terrasse.
Eine vergleichbare Situation ist am Marcuardhaus an der Amthausgasse 5 zu finden. Hier ist die Abfolge der Fassadenfronten zur Kochergasse aufgebrochen, um einen schönen Barockgarten frei zu halten.

Areahöfe
Ein im öffentlichen Raum der Stadt kaum wahrnehmbares, für das Leben in derselben jedoch bedeutsames Element sind die Areahöfe. Sie sind im Welterbe-Perimeter in grosser Anzahl und in grosser architektonischer und räumlicher Vielfalt vorhanden. Sie haben sich aus dem Hofstättensystem bzw. den Zwischenräumen zwischen Vorder- und Hinterhäusern

[455] Für die Übersicht über die Friedhöfe Berns siehe Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, besonders S. 27, 42, 86, 105, 112, 117, 124, 133, 166 und 204.

herausgebildet und nahmen früh den steigenden Nutzungsdruck auf – lange bevor die Vorder- und Hinterhäuser aufgestockt wurden. In den Areahöfen gab es auch Wirtschaftsgärten (siehe unten).
An vielen Orten ist in den Höfen mit schönen Lauben und Treppenhäusern eine diskrete, ruhige Repräsentationswelt entstanden, in welcher das städtische Leben, der Wohlstand, die Kultiviertheit der Bewohner*innen zelebriert werden, oft auch mit Grünelementen. Dabei ist eine grosse Vielfalt an Varianten umbauten Raums bis hin zum Lichthof oder Frischluftkamin vorzufinden. Viele kleinteilige Ökonomiehöfe sind im Verlauf von Neuzusammenlegungen zu aristokratischen Repräsentationshöfen aufgewertet, andernorts ganzflächig überbaut bzw. das Hofniveau in das erste Obergeschoss hochgelegt worden.

Hortus Oeconomicus
Der Lebensmittelproduktion dienen die Terrassengärten, die sich zum grössten Teil am Südhang der Zähringerstadt befinden – also im Bereich, der durch Stadtmauern geschützt war. Sie sind sehr frühen Ursprungs, haben mit Kräutern, Gemüsen, Beeren, Obst etc. das kulinarische und botanische Kulturgut der Stadt bereichert und sind heute als Biodiversitätsflächen kostbar.
Eine Gegenwelt zu den Repräsentationshöfen bilden die Wirtschaftshöfe, welche an Lagen in Ehgrabennähe entstanden und der Erschliessung, Produktion, Kleintierhaltung, Lagerung, Gewerbebedarf, Sanitärfunktionen, Ver- und Entsorgung, etc. gewidmet waren.

Dachgärten
Mit der Verdichtung der Stadt und dem Fortschritt der Bautechnik sind ab Mitte des 19. Jahrhunderts die Dachterrassen entstanden. Auf ihnen stapelt sich das Grün in die Höhe und wird zum Teil der Stadtansicht von oben. Viele Dachgärten entstehen an Schattensituationen bzw. an Lagen mit Nordexposition – so beispielsweise an der Brunn- und Postgasshalde. Die Dachgärten sind als private Rückzugsorte, individuelle Paradiesgärten, Orte der Selbstdarstellung mit exotischen Topfpflanzen, Sitzgelegenheiten etc. für die kulturelle Vielfalt und Wohnqualität der Stadt wertvoll.

Blauraum

Dieses Kapitel wird in seiner Knappheit der Bedeutung der Sache nur bedingt gerecht: Das Wasser ist als Lebensmittel, Rohstoff, Energiequelle, Transportmittel, Mittel der Hygiene, Ort der Erholung und vieles mehr das Lebenselixier schlechthin.

Abbildung 67: Der Raum «zwischen den Thoren» mit Rossschwemme und Christoffelturm, 1865 oder kurz zuvor.

Anteil und Bedeutung des Wassers im Stadtraum haben sich seit dem 19. Jahrhundert stark gewandelt. Brunnen und Stadtbach nehmen heute vor allem noch dekorative Aufgaben wahr, grössere Wasserflächen wie die Rossschwemme (auch Wyttenbach genannt) sind gänzlich aus dem Stadtbild verschwunden. Der Oppenheim-Brunnen am Waisenhausplatz sowie das Wasserspiel auf dem Bundesplatz (siehe Brunnen – Typen und Entwicklungen) zeigen den Wert des Elements für die städtische Lebensqualität.
Wie das Wasser den Stadtraum einst geprägt hatte, ist noch in der Matte spürbar, wo wenig Entwicklungsdruck herrschte. Das Quartier wird vom offenen Schleifebach durchquert. Das an der «Landeren» aufgeschütteten Plateau wird von einem nahezu vergessenen Gewerbekanal durchquert, der einst in der Stadtmühle parallel zur Wasserwerkgasse zahlreiche Mühleräder antrieb. Am unteren Ende des Tychs wird bis heute die Höhendifferenz der Aareschwelle mit einem Kraftwerk genutzt. Hier lag einst die Stadtsäge, als Kuriosum trieb hier zeitweise ein Wasserrad über eine Transmission zum alten Tramdepot hinauf die Kompressoren des Berner Druckluftrams an – mit Druckluftvorrat fuhr dieses bis hinauf an den Bahnhof und zurück.

Der wichtigste Blauraum Berns ist die Aare. Sie war jahrhundertelang als schiffbares Gewässer die Lebensader der Stadt Bern. Bis ins 19. Jahrhundert fanden immense Mengen an Baumaterial vom Oberland bzw. von Thun her über die Aare den Weg nach Bern (siehe Baumaterialien und Konstruktionsweisen). Gleichzeitig wurden Handelsgüter flussabwärts verschifft.
Heute ist die Aare das Freizeitgewässer schlechthin – das Schwimmen und Schlauchbootfahren auf ihr lockt Tourist*innen aus aller Welt nach Bern.

Transitorische Elemente, Ausstattungen und Nutzungen

Unsere Sicht auf die Stadt ist von Momentaufnahmen geprägt, egal, ob es sich dabei um Beschreibungen oder Bildquellen handelt. Freilich ist auch alles vermeintlich Beständige einer Stadt veränderlich, es fliesst und pulsiert, wenn wir es vor dem Hintergrund jahrhundertelanger Prozesse betrachten.
In diesem steten Wandel des Stadtbildes überlagern sich mannigfaltige Prozesse mit unterschiedlicher Geschwindigkeit. Abgesehen vom Ersatz von Bauten und Monumenten, der sich aufgrund des Welterbestatus verlangsamt hat, wandeln sich Atmosphären, Stimmungen und Lebensgefühl, verändert sich die Stofflichkeit der Dinge. Ein vielleicht unerwartetes Beispiel hierfür ist der Umgang mit dem Grün: Wurden Wälder und Bäume bis ins späte 19. Jahrhundert noch sorgfältig gepflegt und bewirtschaftet, da Holz ein kostbarer Rohstoff war, wuchern heute rings um die Stadt Urwälder, deren Ursprünglichkeit und Naturnähe bewundert wird.
Solcher Wandel rührt von sich wandelnden ideellen Hintergründen, neuen Denkweisen, geänderten Produktionsverhältnissen, technischen Innovationen, der Dynamik der Warenwelt, insgesamt der «Material Culture» her. Hinzu kommen Moden, kultureller Wandel insgesamt. Um dergleichen zu dokumentieren, bedarf es sensibler Seismografen (siehe Malerei und Fotografie) und akribischer Beobachtung – eine Aufgabe, welche u. a. der Geschichtsschreibung obliegt. Für die wechselnden Bedingungen und Zustände verwenden wir Begriffe wie Zeitgeist oder Historizität.

Abbildung 68: Paul Senn: Portal und Vorhalle des alten Bahnhofes, um 1935.
Bern, wie es Generationen erlebt haben, aber wie es nie mehr sein wird: Fotograf Paul Senn lokalisiert in der Halle des alten Bahnhofes ein Sujet, das seinem expressiven Bildverständnis entgegenkommt: Den extremen Kontrast zwischen dem Weiss des verschneiten Bahnhofplatzes und der im Gegenlicht sich nahezu schwarz abzeichnenden Bogenstellung des Portales. Auf dem Bahnhofplatz die Züge der Solothurn-Zollikofen-Bern Bahn, dahinter die neubarocke Fassade der 1913 errichteten Schweizerhoflaube.

Märkte

Die Schaffung eines sicheren Platzes, an dem Waren hergestellt, gelagert, gehandelt werden können, war ein Hauptmotiv der meisten Stadtgründungen, so auch in Bern. Bereits in der Handfeste, also in der wichtigsten Quelle der Berner Frühgeschichte, ist die Marktfreiheit an prominenter Stelle verbrieft, nämlich im vierten Paragraphen.[456] Unser Verständnis der Stadtanlage beruht auf der Annahme, dass ihre Hauptgassen als Gassenmarkt konzipiert waren (siehe Rasterplan, lineare Stadt und Stadtpforten). In Namen wie Kramgasse oder Marktgasse (ehemals Weibermarkt) überlebt diese Idee bis heute. In der Typologie des Berner Altstadthauses (und in Stadthäusern schlechthin) ist das Erdgeschoss eine Erweiterung des öffentlichen Raumes in den halbprivaten Bereich. In Bern haben sich hier stets Werkstätten und Läden befunden (siehe Gassen).
Im Begriff «Laden» konvergiert die Bedeutung dieses Hausteils im Erdgeschoss mit den «Fensterläden», von denen in der Altstadt zahlreiche alte

[456] SSRQ 1967, Bern 1, Bd. 9.2, S. 41: «vnd alle, die denne zuo dem offennem merit koment, die erlassen wir des zolnes».

Beispiele vorhanden sind. Der Begriff Laden schliesst auch die Bretterbude vor dem Haus und weitere sinnverwandte Bedeutungen ein (siehe Organisation).[457]
Auf die Herausbildung spezialisierter Märkte im Altstadtgrundriss verweisen Strassennahmen wie Kornhausplatz (seit dem frühen 18. Jahrhundert Kornmarkt und «Chachelimärit»), Metzgergasse (heute Rathausgasse), Schaalgässchen, Waaghausgasse oder Zibelegässli.
Nicht alle Standorte haben sich für alle Güter geeignet. Am Oberen Stalden – so hiess bis ins 18. Jahrhundert der untere, steil abfallende Teil der Gerechtigkeitsgasse – befand sich bis ins 15. Jahrhundert schattseitig der Ankenmarkt (Buttermarkt), an der Sonnseite der Kornmarkt. Auch Vieh wurde hier gehandelt.
Auf lange Traditionen blicken besonders die heutigen Wochenmärkte zurück. Allen voran in der Stadtfuge am Bärenplatz, die quer durch die Jahrhunderte als Holzmarkt, Rossmarkt und Viehmarkt diente, und am Waisenhausplatz, wo der Schweinemarkt lag. Beliebte Ableger werden seit der Umgestaltung von 2004 auf dem Bundesplatz (siehe Brunnen – Typen und Entwicklungen) und in der angrenzenden Schauplatzgasse abgehalten. Ein weiterer wichtiger Wochenmarkt befindet sich in der Münstergasse (ehemals Kesslergasse): Hier wurde seit 1514 der neue Ankenmarkt abgehalten, spätestens seit Ende des 18. Jahrhunderts der Fleischmarkt und natürlich der Kürschnermarkt. Daneben gab es in der Nähe temporäre Nutzungen wie den Rossmarkt, der zeitweise am Theaterplatz stattfand.[458]
Nebst diesen dem täglichen Leben dienenden Märkten geniessen Jahrmärkte wie der Zibelemärit oder die Weihnachtsmärkte auf dem Waisenhausplatz und dem Münsterplatz grosse Beliebtheit. Ohnehin ist die Altstadt als stimmungsvolle Kulisse für Events wie das Buskers-Festival oder Sportveranstaltungen beliebt.

Verkehr

Stadt entsteht aus Verkehrsströmen und Zirkulation. Dies gilt nicht nur für die grossräumige Erschliessung, sondern auch für den internen Austausch. Der Verkehr im Stadtkörper gleicht dem Stoffwechsel bzw. Kreislauf im menschlichen Körper: Er stellt die Versorgung mit Gütern, mit «Nährstoffen» sicher. Stadt kann ohne Verkehr nicht überleben.
Freilich sind Gassen, Strassen und Plätze seit dem 20. Jahrhundert oft eindimensional als Verkehrsräume verstanden oder für den Durchgangsverkehr missbraucht worden. In der historischen Stadt waren sie aber viel mehr: Sie waren gleichzeitig Räume täglicher Verrichtungen, der Begegnung, des Warenumschlags und des Handels, auch von Manifestationen aller Art bis hin zu militärischen Aufmärschen. Diese Aufgaben entsprechen

[457] «laden», Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 12, Sp. 41-47, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=L00274#, letztmals konsultiert am 14.05.2025..

[458] Die Mehrzahl dieser Informationen zusammengetragen aus: Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon.

tendenziell der Idee von Öffentlichkeit im Sinn der griechischen Agora, zumal es in Berns mittelalterlichem Stadtplan Gassen waren, welche die Funktion von Plätzen übernahmen. Auf historischen Darstellungen bezaubern die Gassen Berns durch Waschbottiche, abgestellte Fahrzeuge aller Art, zwischengelagerte Waren.
Der Verkehr korreliert einerseits mit der Dichte und der Grösse von Städten, andererseits mit ihrem historischen Entwicklungsstand. Das Wachstum der Stadt in der Industrialisierung brachte auch ein Wachstum an Mobilität. Die Hochbrücken entstanden, neue Verkehrsträger im öffentlichen und im Individualverkehr begannen, Raum zu beanspruchen. Seit 1890 fuhren die ersten Drucklufttrams durch Berns Hauptgassen, bis das Tramnetz um 1940 seine grösste Ausdehnung erreichte.[459] Auf diesem verkehrten auch die Züge der Bern-Zollikofen-Bahn 1912 (seit 1922 Solothurn-Zollikofen-Bern-Bahn)[460] sowie der Worblental-Gesellschaft vom Kornhausplatz nach Ittigen von 1913 bis zur Einstellung 1974.[461] Teile des Bahnhofplatzes und des Kornhausplatzes wurden in diesen Jahren als Bahnstationen genutzt.

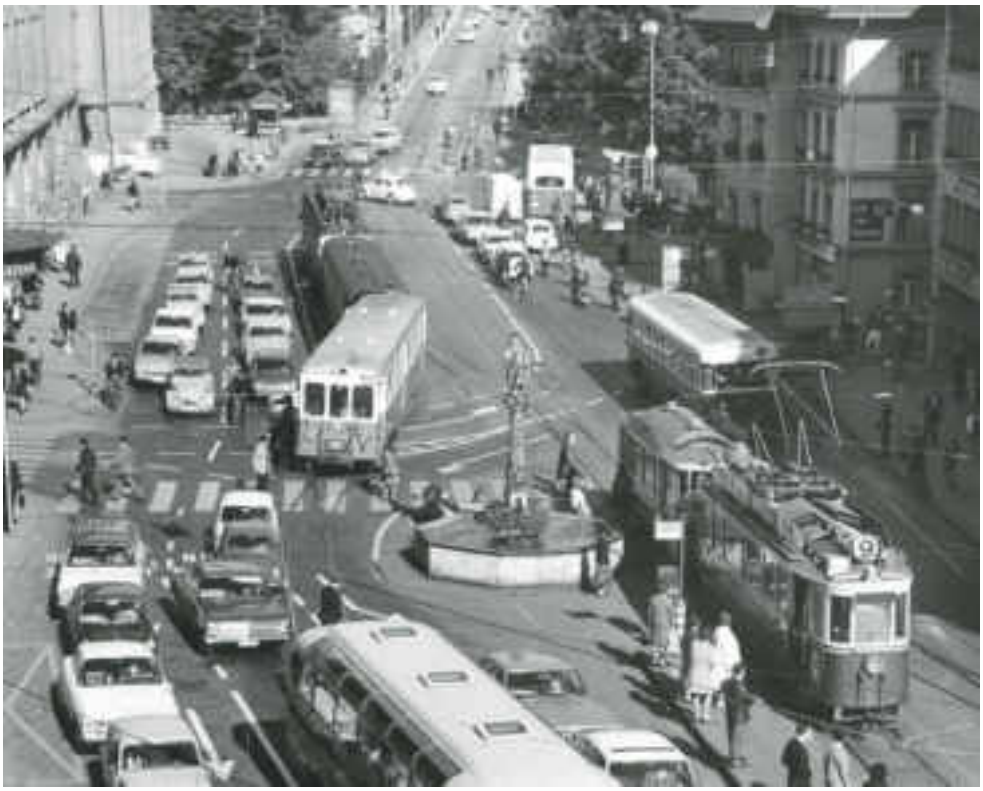

Abbildung 69: Der Kornhausplatz um 1965. Im Konkurrenzkampf zwischen dem motorisierten Individualverkehr und dem öffentlichen Verkehr bleibt im öffentlichen Freiraum für die Menschen und die Denkmäler kein Platz mehr übrig. (Bild: Internet)

[459] de.wikipedia.org/wiki/Städtische_Strassenbahnen_Bern, letztmals konsultiert am 16.05.2025.

[460] de.wikipedia.org/wiki/Bern-Zollikofen-Bahn, letztmals konsultiert am 16.05.2025.

[461] eingestellte-bahnen.ch/__trashed-4/, letztmals konsultiert am 16.05.2025.

Das Auto machte sich ab dem 20. Jahrhundert und besonders nach der Jahrhundertmitte in der Stadt breit. An den gröbsten Auswüchsen dieses Prozesses in den Jahren um 1970 hat sich die Gesellschaft jahrzehntelang abgearbeitet. Die Mobilität hat erfordert, dass die Ansprüche an den Strassenraum neu ausgehandelt werden mussten. Heute geht es darum, den Strassen wieder ihre Aufgabe als Räume für Menschen, als Lebensräume, zurückzugeben. Daher soll die Entwicklung verkehrsplanerisch und gestalterisch in Richtung menschengerechter Strassen gehen. Dazu braucht es zunächst dass sich verschiedene Verkehrsträger die gleichen Flächen teilen, wie es im Konzept der Koexistenz vorgesehen ist. Diese Vorstellung von Strassen Gassen, Strassen und Plätzen bedeutet, dass unterschiedliche Interessen und Konflikte zwischen Akteuren ausgehandelt, neue Bedürfnisse wahrgenommen werden, dass ein Ausgleich von Kräften und Interessen herbeigeführt wird. Dass innerhalb der Altstadt nicht der Verkehr, sondern die Bedürfnisse der Menschen und des Welterbes die Prioritäten setzen, ist in der Charta von Washington vorgesehen (siehe *Managementplan).*

Beschilderungen, Markierungen und Infrastrukturen für den Verkehr
Über den Bau der neuen Chausséen und Strasseninfrastrukturen besonders im 18. Jahrhundert berichten die Kapitel Die Zähringerstadt - Grossflächige Prozesse und Eingriffe sowie Asphalt.

Beleuchtung

Eine hochwertige Beleuchtung ist für das Funktionieren und die Sicherheit der Stadt besonders in den Abendstunden und im Winterhalbjahr unerlässlich. Die Qualität des Stadtbildes hängt in allen atmosphärischen Belangen mit der Qualität der Beleuchtung zusammen. Dabei spielt auch die Illumination von Erdgeschossen, Schaufenstern etc. eine wichtige Rolle.
Im Umgang mit Licht hat die Stadt wie mit vielen anderen Elementen eine kulturell und technisch geprägte Entwicklung durchlaufen und sich dabei in einem erstaunlichen Mass gewandelt. Diese Aussage lässt sich kaum verifizieren – es fehlen meist die Darstellungen. Klar ist jedoch: Die Geschichte der künstlichen Beleuchtung lässt sich in eine Zeit vor und eine Zeit nach der Einführung des Gaslichtes einteilen. Vorher war die Stadt jahrhundertelang mit Licht aus Öllaternen, Kerzen, Kienspänen und anderen Quellen kärglich erhellt worden. 1761 beschloss die Polizeikammer, zur allgemeinen Sicherheit der Bürger- und Einwohnerschaft von Bern, die Lauben mit 100 Öllaternen zu beleuchten, deren Zahl bis 1763 auf 150 vermehrt wurde.[462]
Mit der Einführung der flächendeckenden Gasbeleuchtung begegnet uns der Stadtraum auf einen Schlag in seiner modernen Gestalt. An der

[462] Sterchi, Stadtchronik, 1895-96, S. 155. Zum ersten Beschluss, «eine Anzahl von einhundert Lanternen von mitten oder Ends octobris an biß mitten Aprilis angezündet» zu halten», siehe auch SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 67.

Weihergasse 3 wird 1841-1844 das erste Gaswerk der Schweiz erbaut.[463] Die erste Gasbeleuchtung in Bern nimmt 1842 den Betrieb auf.[464]

Abbildung 70: Die schattseitige Laube der Kramgasse im Bereich von Nr. 39, um 1910.
Der neueste Schrei: Elektrolicht und Elektrotram. Bei Ladenbeschriftungen und Reklamen gab es offensichtlich schon in früheren Epochen Anzeichen von Exzessen.

1875 liefert ein neues Gaswerk in industriellen Mengen Gas, seit 1904 laufen in der Dampfzentrale die Generatoren für elektrischen Strom. Die entsprechenden Beleuchtungen existieren lange Zeit parallel – die Laternen und Kandelaber sind auf Fotos der Zeit allgegenwärtig. Künstliches Licht wird nicht nur flächendeckend eingesetzt, sondern früh auch zur Auszeichnung von Denkmälern – so erhält der neue Bundesplatz von Anbeginn elektrische Kandelaber und wird der Münsterturm wahrscheinlich schon seit den 1920er Jahren hell angeleuchtet.
Derweil die Leuchtmittel früh von internationalen Produzenten geliefert werden, prägt stets die technische Entwicklung das Erscheinungsbild der Epochen. Die Stadt im Licht der Gaskandelaber ist eine andere Stadt als jene im Licht der Kohlebogenlampen oder der Peitschenkandelaber, mit denen die autogerechte Stadt bis in die hintersten Winkel ausgeleuchtet wird. Heutige Leuchtmittel sind dämmbar und liefern Lichttemperaturen, ja Farblicht jeder Tönung, hinzu kommen Projektoren. Es tun sich scheinbar grenzenlose Gestaltungsmöglichkeiten auf. Gestaltung mit Licht heisst nicht mehr, das zu machen, was *möglich* ist, sondern das, was *richtig* und *angemessen* ist. Gleichzeitig wird allmählich begriffen, dass übermässiges Kunstlicht ein Umweltproblem darstellen kann.

[463] INSA Bern, 1986, S. 413.

[464] www.e-newspaperarchives.ch. Siehe auch blog.nationalmuseum.ch/2018/04/die-berner-gaslampen/, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

Mit ihrem Beleuchtungskonzept arbeitet die Stadt an einem nachhaltigen, sicheren und dem Gegenstand angemessenen Gestaltungsansatz. Dieses wird für die Altstadt wird prozesshaft vertieft und weiterentwickelt. Hier werden auch Grundlagen aufgearbeitet und Grundsätze, insbesondere zur Beleuchtung der Altstadt und spezifisch von Baudenkmälern erlassen.[465] In der Baubewilligungspraxis gelten weiter das Reklamereglement der Stadt Bern und die Signalisationsverordnung des Bundes.[466]

Werbung und Leuchtreklamen

Wo Geschäfte sind, sind Anschriften und ist Werbung. Schon im frühen 20. Jahrhundert wurde, wie *Abbildung 70* zeigt, die bekömmliche Dosis zuweilen strapaziert. Vereinzelte Anschriften aus verschiedenen Epochen bereichern heute freilich als historische Zeugen die Ambiance der Stadt – auch dank selten gewordener oder verschwundener Techniken wie Email oder Eglomisé (Hinterglasradierung).[467]
Unter den historischen Reklamen im Welterbe-Perimeter ragt eine verblichene grossformatige Fassadenmalerei der Belle Époque am Gebäude Wasserwerkgasse 2 für die Schokoladenfabrik Lindt und Kohler hervor,[468] die sich in der nahe gelegenen Stadtmühle Wasserwerkgasse 20 befand.[469] Dort hatte Rodolphe Lindt 1879 das Conchierverfahren[470] entwickelt, das wesentlichen Anteil am Weltruf der Schweizer Schokolade hatte.
Insgesamt gelten in der Altstadt Bestimmungen, die einen bewussten, dem Schutzobjekt gewachsenen Umgang mit Werbung unterstützen (siehe Praxisblätter Reklamen und Licht im Handbuch).

Kehricht und Entsorgung

Der Aufruf, der 1580 in den Instruktionenbüchern zu lesen ist, «Gassen zeraumen, Holtz-Wägen, Fässer, Schlidten, Schwein-Ställ und Mist-Häüffen ab den Gassen zethun»,[471] zieht sich durch alle Jahrhunderte der Stadtgeschichte und ist in unzähligen Quelleneinträgen dokumentiert.[472] Zahlreich

[465] www.bern.ch/themen/umwelt-natur-und-energie/licht/beleuchtungskonzept-der-stadt-bern, Stand: Januar 2023, letztmals konsultiert am 31.03.2024.

[466] www.bern.ch/themen/planen-und-bauen/baubewilligung/reklamen-und-plakate, letztmals konsultiert am 30.07.2024.

[467] de.wikipedia.org/wiki/Email, de.wikipedia.org/wiki/Églomisé, beide letztmals konsultiert am 15.05.2025.

[468] Bauinventar.bern.ch, Objektblatt «Wasserwerkgasse 2, 2B».

[469] Adressbuch der Stadt Bern, doi.org/10.3931/e-rara-4614

[470] en.wikipedia.org/wiki/Conching, letztmals konsultiert am 15.05.2025.

[471] SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 53.

[472] aufgearbeitet beispielsweise in: Hermann Rennefahrt, Aus dem alten Bauamts-Urbar der Stadt Bern, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Band: 26 (1964), S. 93 ff. oder Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 29 f.

sind die Versuche, dem Herumliegenlassen von Abfällen mit Vorschriften und Bussen zu begegnen. Die Sorge, dass die Stadt wegen unaufgeräumter Gassen zuweilen «eher einem Dorf als einer aufgeräumten Stadt gleiche»[473] hat die Behörden der Frühzeit ebenso umgetrieben wie heute nach einem Grossanlass wie dem Zibelemärit oder einem Fanmarsch.
Die Gründungsanlage hatte mit den Ehgräben bereits ein leistungsfähiges Entsorgungssystem, in welchem Schmutzwasser, Fäkalien, sicher auch organische Abfälle quasi automatisch aus der Stadt hinaus gespült wurden. Dies funktionierte in der Zähringerstadt hervorragend, in den oberen Stadtteilen wegen des fehlenden Gefälles weniger gut (siehe Brauchwasserentsorgung: Die Ehgräben). Welche Auswirkungen fehlende Ehgräben auf die Gebäudetypologie hatten, veranschaulichen die peripheren Gebäudezeilen der Herrengasse und der Postgasshalde gegen den Aarehang: sie besitzen hier über die ganze Häuserbreite reichende hölzerne Lauben, auf denen sich die Aborte befanden.

Abbildung 71: Federskizze der Stadtnordflanke auf Höhe der Postgasse bzw. Hormannsgasse vor 1850: «Die Hormanns- oder Postgasse vor 1850. – An der Halde die Känel, durch welche die Aborte entleert werden. – Où sont les catacombes de Berne? C'est ici, Mylord, que les ..... tombent.» (Sammlung Jürg Schweizer).

In einer amtlichen Publikation der Berner Stadtverwaltung von 1831 ist von einem Problem zu lesen, das die Stadt ebenfalls mit Gewissheit seit dem Mittelalter beschäftigt hatte:

> *4. Da es sich ergiebt – daß in verschiedenen Wohnungen der Stadt der Kehricht oder Abraum anstatt auf die Straße, der Polizei-Verordnung zuwider in die s. v. Sekrete geworfen wird, wodurch der Abfluß in den Ehgräben gehemmt und durch die alsdann Statt findenden Anhäufungen übler Geruch verbreitet wird, steht sich die Bau-Commission der Stadtverwaltung im Fall, diesen Mißbrauch bey einer Buße von L. 4 zu untersagen und hiermit zu erklären, daß nebst*

[473] Zum vollständigen Wortlaut siehe Fussnote 148.

dem im Widerhandlungsfalle die Räumung des Ehgrabens in Kosten der Uebertreter veranstaltet wird. Sekretariat der Bau-Commission.[474]

Die eigentliche Kehrichtentsorgung müssen wir uns nicht anders als heute vorstellen – der «Ghüder» wurde von den «Kärlisleuten» abgeholt, die dem Bauamt unterstanden und deren Arbeit in einer eigenen Ordnung geregelt war.[475] So umfassend und einfach dieser Vorgang, so schlecht dokumentiert ist er. Zur Veranschaulichung greifen wir auf einen «Vortrag vom chinesischen Pulverfabrikdirektor Dr. Rutishauser» zurück, über den *Der Bund* 1905 berichtete:

Wie man in Bern den „Ghüder" zur Abholung an die Straße stellt, also geschieht es in China mit den von Kübeln aufgenommenen Fäkalien.[476]

Die Entsorgung des Kehrichts war und ist natürlich nicht nur ein ästhetisches oder funktionales Problem, sondern ein gesundheitliches. So lesen wir in den Akten über die Spitäler und das Gesundheitswesen im Jahr 1679:

Darby ist auch anzogen worden, daß durch den Gestank und Unflat der Mistheüfen in der Statt hin und her, sonderlich an der Mezgerengaßen, da die Mezger die unzeitigen Frücht deß Viechs und andere dergleichen Unflätereyen hinaußwerfen, gefunden werde, liechtlich dergleichen anstehende Krankheiten entspringen möchten (...).[477]

Stadtmobiliar

In der heutigen Stadtnutzung konkurrieren die Bedürfnisse von Anwohner*innen, des Verkehrs, des Handels, des Tourismus und anderer Akteure, und mit der Zeit verlagern sich auch die Vorstellungen, welche Nutzungen Priorität haben. In vielen Stadträumen, die sich bei ihrem Bau makellos zwischen den Fassaden aufgespannt haben, lagern sich mit den Jahren technische Infrastrukturen und Massnahmen, Versatzstücke des täglichen Lebens ab, die der Stadtqualität nicht immer zuträglich sind.

474 www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=BWB18310507-01.2.21.

475 Z. B. «Der kärlislüten belonung und ordnung (...) zwischen 1538 und 1558» in: SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1, S. 43 f.

476 www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=DBB19050905-01.2.2.

477 SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 427.

Abbildung 72: Die Bundesgasse kurz nach ihrer Fertigstellung 1879.

Ebenso wie der Stadtraum ein gemeines Gut einer Gesellschaft ist (dieses Verständnis kommt in dem etwas aus der Mode gekommenen Begriff «öffentlicher Raum» gut zum Ausdruck), streiten oft verschiedene Interessen sehr manifest um die Besetzung des Stadtraumes bis hin zu grossformatigen Provisorien. Nachdem es erfolgreich gelungen ist, die Auswüchse des motorisierten Verkehrs einzudämmen, hat sich der öffentliche Raum in den letzten Jahren zum Aktionsraum der Eventkultur entwickelt. Dabei werden nicht selten kommerzielle Interessen mit sozialen und kulturellen Argumenten kaschiert. An die Stelle der parkierten Autos sind die Restaurantterrassen, die Zelte, die bereitgestellten Abschrankungen, die mobilen WC-Kabinen, die Barackendörfer und temporären Sportarenen getreten. Die Phänomene, die den Kampf um den öffentlichen Raum verkörpern, wandeln sich, gemeinsam ist ihnen der Ausnahmezustand, den sie in den Stadtraum bringen.
Dabei kommt es nicht nur zu stadträumlichen Monopolisierungen. Für die Menschen, die sich als Bewohner*innen oder als Arbeitende in der Stadt aufhalten, sind es nicht nur die Möbel und Abgrenzungselemente, mit denen Läden und Gastronomie auf Gassen und Plätze hinaus drängen. Vielmehr wird der Lärm, die gestörte Nachtruhe, zum Problem (siehe Keller). Heute kommen oft verstärkte Akustikkulissen hinzu, deren Auswirkungen ein Vielfaches gravierender sind als einst der Stundenschlag des Zeitglockens. Auch mit dem Abfall muss die Stadt seit Jahrhunderten zurecht kommen (siehe z. B. Kehricht und Entsorgung.)
In diesen Belangen des Umgangs mit Stadt, die vom ICOMOS schon 1987 in die Charta von Washington[478] geschrieben wurden, sind Politik und

[478] Siehe Managementplan, Handbuch, Anhang: Charta von Washington (1987) zur Denkmalpflege in Städten.

Behörden gefordert. Wenn es gelingt, alle Interessen fair gegeneinander abzuwägen, kann sich in der Stadt jener Zauber entfalten, wie er beispielsweise an Sommerabenden zwischen Progr und Postgasse die Menschen zusammenbringt.

4

Stadtteile und Bauphasen – Spezifische Merkmale und Elemente

Nachdem im vorangehenden Kapitel nach dem Typischen gefragt wurde, soll es hier in der Tradition historisch-topografischer Abhandlungen um die *spezifischen* Elemente der Altstadt gehen. Also um die unterschiedlichen Stadtteile bzw. Quartiere, ihre Entstehung, ihre Logik. Dabei sollen auch morphologische, also formale Besonderheiten unter die Lupe genommen werden, beispielsweise mit einem Neuen Modell zum Plan der Zähringerstadt.
Die Abfolge und Einteilung der Unterkapitel erfolgt nach den gleichen historischen und morphologischen Kriterien, welche für die Zielbilder in den Leitfäden des Managementplans verwendet werden. So liefert dieses Kapitel auch Anhaltspunkte für die Weiterentwicklung dieser Stadtteile.

Die Nydegg

Das Nydeggquartier ist der älteste Teil der Berner Altstadt.[479] Hier befand sich die Burg, von der aus Herzog Berchtold V von Zähringen die Zähringerstadt gründete. Als unterer Stadteingang mit stark bewegter Topographie, Aareübergang und Schiffsanlegestelle war die Nydegg in mehreren historischen Phasen Gegenstand tiefgreifender, besonders verkehrstechnischer Interventionen. Was den Baubestand anbelangt, sind hier Bauwerke aller Epochen vom 12. Jahrhundert bis hin zur Flächensanierung des 20. Jahrhunderts vertreten. Viele historische Bestände sind verschwunden bzw. nur archäologisch nachgewiesen. Die Nydegg ist also auch einer der am stärksten überformten Teile der Altstadt. Auch mit der bewegten Topographie, den mächtigen Stützmauern, den Treppen, dem stark drehenden Gassenraum des Nydeggstaldens, dem Läuferplatz, welcher am unteren Ende der Altstadt eine verträumte Oase bildet, passt das Quartier kaum ins sonstige Bild der Berner Altstadt. Dennoch wird es heute mit aller Selbstverständlichkeit als Teil derselben wahrgenommen. Ist es die integrierende Kraft des Sandsteins, welche die Vielfalt dieses Quartiers zur Einheit macht?
Die Nydegg ist, besonders im Vergleich zu den hier vorgenommenen grossflächigen baulichen Interventionen, verhältnismässig klein. Jedes der nachfolgend beschriebenen Bauprojekte hatte die Kraft, die städtebauliche Struktur des Stadtteils grundlegend zu verändern. Deshalb wird die Entwicklungslinie des Nydeggquartiers hier entlang dieser Interventionen beschrieben.

Burg und Burgstädtchen

Die zur Lage und zum Standort Berns angeführten Überlegungen gelten besonders auch für die Nydegg (siehe Die Stadtgründung als Bestandteil einer territorialen Strategie). Hier befand sich am untersten Ende der Aarehalbinsel ein Hügel, der von einem Einschnitt in der Art der auch weiter oben auf der Aarehalbinsel vorhandenen Schmelzwasserrinnen geschützt war (siehe Stadtfugen). Auf diesem Hügel entstand zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt im 12. Jahrhundert unter der Dynastie der Zähringerherzöge eine Burg. Sie bestand aus einem Bergfried oder Donjon, den wir uns in der Grössenordnung des Schlosses Thun vorstellen dürfen. Der diesen Bergfried umgebende Hof war mit einem Burggraben entlang des erwähnten Geländeeinschnittes befestigt. Aussen an diesem mit mächtigen Mauern befestigten Graben stieg der heutige Nydeggstalden empor.

[479] Der seit dem späten 20. Jahrhundert gebräuchliche Dialektname dieses Stadtteils lautete traditionell Nydeck, und auch die Literatur verwendet fast ausschliesslich diese Schreibweise.

Abbildung 73: Eduard von Rodt, Burg Nydegg, Versuch einer Rekonstruktion, 1919.
Die Phantasie gibt die ungefähre Geländesituation, die Vermutung des Burgstädtchens, die Kaskade mit den Mühlen am nördlichen Abhang der heutigen Postgasshalde sowie den Versuch wieder, die frühe Solitärbebauung im Bereich der Zähringerstadt zu charakterisieren. Obwohl fast sämtliche hier dargestellten Befunde heute präzisiert oder widerlegt sind, ist es ein Verdienst dieser Darstellung, alle städtebaugeschichtlich relevanten Fragen aufgeworfen und hypothetisch beantwortet zu haben.

Wie üblich bestand die Burg Nydegg nicht nur aus den Befestigungswerken, sondern es wird in ihrer Umgebung ein Burgstädtchen angenommen. Sofern wir der Theorie um die frühe kartographische Darstellung Berns auf der Weltkarte Idrisis folgen wollen, handelte es sich dabei bereits Mitte des 12. Jahrhunderts um eine beachtliche Siedlung (siehe Bern auf der Tabula Rogeriana).
Die Idee dieses Burgstädtchens hat verschiedene Forscher und Illustratoren zu Darstellungsversuchen veranlasst, allein es fehlen die konkreten Anhaltspunkte zu seiner exakten Gestalt. Archäologische Überreste aus dem Umfeld des Burgstädtchens sind möglicherweise auch Opfer der Flächensanierungen des 20. Jahrhunderts am Nydegghöfli und an der Mattenenge geworden.
Die Lage und die Dimensionen der Burg und ihrer Befestigungswerke hingegen konnten Mitte des 20. Jahrhunderts anlässlich der Neubebauung des Nydegghöflis im Rahmen einer grossflächigen archäologischen Grabung geklärt werden.[480] Auf Grabungsfotos ist sichtbar, dass die rings um das Nydegghöfli abgebrochene Häuserzeile in den mittelalterlichen Burggraben gesetzt war. Anlässlich dieser Grabungen wurde auch der nördlich des Donjons befindliche, bis auf seine Sohle im Bereich des Aareniveaus erhaltene Sodbrunnen freigelegt.

[480] Siehe hierzu vor allem Hofer Meyer 1991, Burg Nydegg.

Abbildung 74: Grabungsfoto des Nydegghöflis, um 1961.
Das Bild zeigt (v. l. n. r.) die freigelegten Fundamente der äusseren und der inneren Grabenmauer sowie, rechts aussen angeschnitten, die nördliche Ecke des Burgfundaments.

Die Zerstörung der Burg und der Wandel im Stadtquartier

Im Kapitel über die Goldene Handfeste war von der Emanzipation der Stadt Bern gegenüber den Ansprüchen der umliegenden Adelsdynastien und vom Schachzug die Rede, mit dem sich Bern die Reichsunmittelbarkeit bzw. Reichsfreiheit sicherte. Im Zug dieser Ereignisse zerstörten die Berner «um 1268» die Burg Nydegg.[481] Mit dem Verschwinden dieser mächtigen Befestigungsanlage wurde die Nydegg zum Teil der Altstadt. An die Stelle der Burg trat 1341-46 die Nydeggkirche, die 1480-83 den heutigen Turm und 1493-1504 das heutige Kirchenschiff erhielt. Ringsum entstand eine malerische, wenn auch bescheidene Bebauung – ein Bestand, der bis ins 20. Jahrhundert auf Fotografien dokumentiert ist.

[481] Berns mutige Zeit, 2003, S. 213.

Abbildung 75: Das Nydeggquartier vom Klösterli aus, um 1880.

Das Rückgrat dieses Quartiers war die Rampe, die vom Untertor über den Nydeggstalden und durch die sogenannte Wendschatzgasse bis an die unteren Mündungen der Gerechtigkeits- und Junkerngasse reichte. Hier entfaltete die Berner Altstadt ein mittelalterliches Flair, wie wir es beispielsweise in der Freiburger Unterstadt mit der Rue de la Samaritaine bis heute noch erleben können. An der Wendschatzgasse bestanden mit dem Interlakner- und dem Kirchbergerhaus zwei bedeutende Gesellschaftshäuser. Mit der im 18. Jahrhundert von Niklaus Sprüngli erbauten Staldenwache erhielt der untere Stadteingang einen gepflegten baulichen Auftakt.

Untertorbrücke, Felsenburg und Nydeggstalden

Über die erste Aarequerung und den ersten kleinen Hafen, von dem im Bereich des Ländtetores im Haus Mattenenge 3 noch Teile erhalten sind, können nur summarische Aussagen formuliert werden. Es wird davon ausgegangen, dass die erste Querung in dem von starker Strömung geprägten Aarebogen mittels eine Fähre erfolgte.
Zum Bau einer ersten Brücke lesen wir in Tschachtlans Chronik:

daz waz umb die zite als man zalte von gots geburt MCC und XXX jar (....) do kouften si einen boungarten enent der aren da die brugge hingan solte , do nu der turn stat (...) und sluogen die bruggen fürsich und buwten so si best mochten.[482]

Diese erste Brücke stellen wir uns mangels genauerer Kenntnisse als hölzerne Jochbrücke vor.[483] Sie wurde 1460 von einem Hochwasser zerstört. Der Bau einer steinernen Ersatzbrücke zog sich bis 1487 hin. Zu den immensen Schwierigkeiten dieses Unterfangens lesen wir in Tschachtlans Chronik:

da man zalt 1461 Jar (...) ward angefangen der erst steinin Pfyler in der Ar under der niedern Brück, und hat man groß Arbeit mit schöpfen, ob man die Wasserstuben möcht erschöpfen. Darnach ze angender Vasten ward der Ander angefangen. Das ging vil liechtenklicher zu dann der erst. Also geriet es alles von gnaden Gottes wol.[484]

Nur im Vorbeigehen können wir die ingenieurtechnische Leistung würdigen: Die Brückenpfeiler wurden offenbar schon damals mit Hilfe sogenannter Caissons (der «Wasserstuben») ins Flussbett gesetzt, die mit grossen Anstrengungen ausgepumpt werden mussten.
Der untere Stadteingang mit der Nydeggbrücke war auch ein wichtiges Bauwerk der Stadtbefestigung. Die Zugangskontrolle fand auf der gegenüberliegenden Aareseite statt. Hier bewacht der Torturm der heutigen Felsenburg als Geschwister des Zeitglocken, Käfig- und Christoffelturmes den unteren Stadteingang (siehe Wehrbauten im Stadtbild sowie Rasterplan, lineare Stadt und Stadtpforten). Der Torturm besass ursprünglich einen Durchgang von der dem Klösterlistutz zugewandten Südostseite gegen den Brückenkopf hin. Diese wehrtechnisch sinnvolle Schikane wurde im späten 15. Jahrhundert aufgehoben und durch umfangreiche Aufbauten auf der Brücke einschliesslich Tordurchgängen auf den Pfeilern ersetzt, sodass die Brücke selbst die Wehrfunktion übernahm. Im späten 18. Jahrhundert wurde dieses eindrückliche Bauwerk durch Tore am inneren und äusseren Brückenkopf ersetzt *(Abbildung 42),* die ihrerseits 1821/22 abgetragen wurden.[485]

---

[482] Studer 1871, Justinger, S. 17.

[483] de.wikipedia.org/wiki/Untertorbrücke, letztmals konsultiert am 13.02.2025.

[484] zitiert nach von Rodt 1905, XV. Jahrhundert, S. 82.

[485] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 194 ff. sowie Karl Friedrich Wälchli u. a., Die Felsenburg: das Buch zur Restaurierung. Die Felsenburg in ihrer geschichtlichen und kulturellen Bedeutung – eine denkmalpflegerische Leistung der Burgergemeinde Bern. Murten: Verlag Luce, 2002.

Die steile Rampe von der Gerechtigkeitsgasse über den Nydeggstalden hinunter zur Untertorbrücke war für Verkehr und Transporte stets ein grosses Hindernis. Dessen Bewältigung wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit umfangreichen Planungsanstrengungen angepackt. Das Vorhaben stand im Zusammenhang mit dem Ausbau der Landstrassen, an deren Standards nun auch die Verkehrsführung in der Stadt angepasst werden sollte. Im Zug dieser Planungen wurde eine ganze Serie von Projekten entworfen, deren Vision bis hin zu Stadtsanierungen mit einer künstlichen Rampe einschliesslich einer doppelgeschossigen Nydeggbrücke reichte.[486] Siehe Die Zähringerstadt – Grossflächige Prozesse und Eingriffe.

Abbildung 76: Die Wendschatzgasse mit dem Vennerbrunnen. Die Darstellung zeigt die südseitige Häuserzeile mit dem Interlaken- und dem Frienisberghaus kurz vor deren Abtragung für den Bau der Nydeggbrücke im Jahr 1840.

Den Anstoss zur tatsächlichen Verbesserung der Verkehrssituation am unteren Stadteingang gab erst 1840-1844 der Bau der Nydeggbrücke. Sie entstand im Zuge eines Investitionsprojektes für das erste mit Hochbrücke erschlossene Aussenquartier Berns – den Obstberg. Das Bauwerk durchschnitt (und zerstörte) das alte Nydeggquartier mit einer gewaltigen

[486] Germann 1994, währschafft, nuzlich und schön, S. 278-290 sowie Umschlagseite.

Diagonale, welche von der alten Wendschatzgasse in schnurgerader Linie zur Verzweigung von Aargauer- und Muristalden am alten Bärengraben beim heutigen alten Tramdepot über die Aare hinwegsetzt.
Bis gegen 1890 die grösste massive Bogenbrücke Europas, sollte die Nydeggbrücke mit den Einnahmen aus vier Zollhäuschen finanziert werden, musste aber mit der Aufhebung der Zölle schon 1853 von der Stadt übernommen werden. Am stadtseitigen Brückenkopf entstand 1845 die Nydegglaube, eine majestätische Häuserzeile des berühmten Architekten Eugen Stettler, welche seither das Antlitz des Quartiers beherrscht. Die eindrückliche Stützmauer gegen das Nydegghöfli wurde 1853 von der Einwohnergemeinde erbaut.[487]
Ende der 1870er Jahre wurde der «Schütteweg», der bislang den Waisenhausplatz mit der Grabenpromenade verbunden hatte, als «Postgasshalden-Strasse» bis an die Nydegg verlängert. Daher wurde der nördliche Häuserblock an der Gerechtigkeitsgasse 1967-69 im Bereich des Hauses Gerechtigkeitsgasse 10 durchbrochen. Seither dient die Schüttestrasse für den Strassenverkehr als Umfahrung der Zähringerstadt und zirkuliert hier der Durchgangsverkehr.

Die Zähringerstadt

Hypothesen zur Gründungsstadt

Die Zähringerstadt nimmt den gesamten Raum zwischen der heutigen Nydeggbrücke und dem Zeitglockenturm ein, also den unteren Teil der Aarehalbinsel. Dieser Stadtteil fällt innerhalb der Berner Altstadt aufgrund seiner Klarheit und Regelmässigkeit, insbesondere der Parallelführung von Gassen und Häuserzeilen, besonders auf. Auf Luftbildern und Plänen ist unübersehbar, dass es sich hier um eine ideale Anlage handelt. Ihre Integrität ist weder durch nachträgliche Zusammenlegungen und Aufteilungen von Parzellen noch durch mehrere grosse Nutzungseinheiten (das Münster, das Rathaus, die ehemalige Hochschule, die christkatholische Kirche St. Peter und Paul etc.) in Mitleidenschaft gezogen worden.

[487] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 218.

Abbildung 77: Die Berner Altstadt von Westen, Luftbild von Werner Friedli, 1949 (ETH Bildarchiv). Innerhalb der gesamten Altstadt zeichnet sich die Zähringerstadt, welche sich auf der Fotografie von den Hochbrücken aus bis zum Aarebogen hinab erstreckt, durch ihre überaus regelmässigen, weitgehend parallelen Gassenzüge und Häuserzeilen aus.

Eine mittelalterliche Planstadt in barocker Überformung

Angesichts dieser Eigenschaften darf die Zähringerstadt als eines der eindrücklichsten Beispiele mittelalterlicher Stadtbaukunst bezeichnet werden. Doch inwiefern haben wir es noch mit einer tatsächlichen Gründungsstadt zu tun? Zunächst ist davon auszugehen, dass die Kleinteiligkeit der Parzellierung und die Grundbesitzstruktur es verhindert haben, dass es im Bereich der Fassaden und der Brandmauern bis heute zu einer grundsätzlichen Abweichung von der ursprünglichen Anlage gekommen ist, sodass bis heute erhebliche Teile der ursprünglichen Strukturen erhalten sind.[488] Weiter ist anzunehmen, dass die Lauben nicht zum ursprünglichen Plan gehört hatten (siehe Die Lauben). Dann ist festzustellen, dass diese Struktur zwar mehrmals durch katastrophische Ereignisse gestört wurde (siehe Feuer), jedoch keine dieser Störungen zu grossangelegten Neuarrondierungen geführt hat. Bei alledem darf nicht übersehen werden, dass das einheitliche Bild der Strassenzüge zwar von Anbeginn als Ideal angestrebt worden sein mag, freilich erst im Zuge der umfassenden Überformung im 17. und 18. Jahrhundert tatsächlich auf die heutige gleichmässige Gesamterscheinung getrimmt wurde.[489] Was von der vermeintlich mittelalterlichen Stadt an Bauten und Räumen sichtbar ist, basiert somit auf einer

[488] Siehe hierzu auch das Kapitel Ressourcen und Resilienz.

[489] Siehe Kapitel Bildliche Darstellungen.

mittelalterlichen Struktur, ist aber genauso das Resultat barocker Stadtbaukunst (siehe Überformung, Transformation, Beruhigung).

Die Debatte um die Kreuzgassbefestigung

Die selbst für heutige Verhältnisse beeindruckenden Dimensionen der Zähringerstadt von ca. 650 x 280 m, verteilt auf eine Hauptgasse, zwei Nebengassen sowie im westlichen Abschnitt zwei zusätzliche Gassen (Herren- und Brunngasse), haben während Jahrhunderten die Frage aufgeworfen, ob diese in einer oder mehreren Etappen realisiert worden ist. Tatsächlich muten die Ausmasse dieses Stadtteils für eine Gründung des späten 12. Jahrhunderts geradezu kühn an. Auf diesen erstaunlichen Dimensionen basiert einer der Berner Stadtmythen: Die in Justingers Chronik erstmals überlieferte Erzählung über die Auseinandersetzung zwischen Herzog Berchtold V. und seinem Städtebauer – einem «Herrn» oder «Edlen», neuerdings: «Ministerialen» von Bubenberg.[490] Demzufolge habe Bubenberg die Stadt entgegen Berchtolds Anweisung bis an den Zeitglockenturm hinauf gebaut und sei zur Rede gestellt worden. Darauf habe er gelobt, er wolle das, was unbehaust bleibe, auf seine Kosten behausen. Lesen wir, wie Johann Rudolf Gruner 1731 diese Begebenheit beschreibt:

> *Es hat aber der Edle Baumeister von Bubenberg in Abwesenheit des Hertzogs das gesetzte Ziel überschritten, und den Bau der Stadt mit gutem Vorbedacht weiter hinauf erstreckt biß an obgenanten Thier-Graben, allwo er einen starcken Thurn gebauet , den noch jetzt stehenden Zeit-Glocken Thurn, welcher zugleich zum obern Thor der Stadt dienete, ward also die Stadt mehr als einmahl so groß als der Hertzog selbige zu bauen befohlen; worüber der Hertzog, als er nach Bern kam den neuen Bau in Augenschein zu nehmen, sich nicht wenig erzörnt, und dem Baumeister solch eigengewältig Unternehmen mit harten Worten verweißlich vorgehalten, aber der Edle von Bubenberg hat dem Hertzogen mit guten Gründen vorgestellt, wie diß sein Unterfangen ihme dem Hertzogen zu grösserer Ehr, und der Stadt zu weit mehrerer Sicherheit gereiche, indem durch diesen von Natur tieffen Graben die Stadt wohl zu bevestigen, und die Aar dardurch zu leiten kein grosser Kosten aber nichtgeringer Vortheil erwachse; Er redete den Hertzog unter andern mit diesen Worten an: Gnädiger Herr lassend Euren Zorn fallen, was ich gethan / das hab ich gethan um des Besten willen, dann ich getraue, es solle alles wohl behaustt werden, wäre aber, daß untzit unbehauset und unverfangen bliebe, das will ich in meinem Kosten behausen, Auf welche kluge Vorstellung der Hertzog sich zufrieden begeben, und seine Anstalt gut geheissen; Es kamen auch in der*

[490] Der Vorname Cuno, den Hofer in KDM Bd. 1, S. 143 für den Edlen von Bubenberg verwendet, ist wohl auf eine Verwechslung mit dem ersten Schultheissen (Kuno I. 1269-1271) zurück zu führen, letztere wird hier wiedergegeben nach Vinzenz Bartlome und Urs Martin Zahnd in: Berns mutige Zeit, 2003, S. 21. ff., wo die justingersche Schilderung des Gründungsmythos ausführlich behandelt wird.

> *That der Leuten so viel, die in dieser Stadt zu Hausen begehrten, daß man benöthiget ward gar kleine Hofstätte oder Hausplätze abzuzeichen, wie an einigen Gassen noch heut zu Tag zu sehen, da die Häuser noch so eng und schmal sind, daß man sich kaum regen kann.*[491]

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema der grossen Gründungsstadt mündete im 20. Jahrhundert in die Theorie einer ersten Stadtmauer an der Kreuzgasse. Zu dieser haben sich Hans Strahm und Paul Hofer geäussert. Strahm kam in seinem grundlegenden Aufsatz von 1948 zu zwei Schlussfolgerungen, die auch als widersprüchlich verstanden werden können:

> *Der ursprüngliche Grundrissplan, d. h. das Verhältnis der Strasse zum überbauten oder eingefriedeten Wohnraum blieb überall durch die Jahrhunderte hindurch in gleicher Weise gewahrt. Man darf daher mit Recht im heutigen Strassensystem noch den ursprünglichen Plan der ältesten Stadtanlage sehen.*[492]

Andererseits postulierte er für die Abfolge der frühen städtebaulichen Entwicklung «drei topografisch klar nachweisbare Perioden städtebaulicher Entwicklung»:

> *Vorstädtebaulicher Siedlungskern, d. h. Burg und Burgstädtchen Nydegg — ältere planmässige Gründungsstadt oder das ältere Burgum de Berno bis zur Kreuzgasse — und schliesslich die Erweiterung dieses älteren Burgums nach derselben Hofstätteneinteilung bis zum Zeitglockenturm oder das jüngere Burgum de Berno.*[493]

Strahm berichtete ausführlich über Funde im Bereich der Kreuzgasse «anlässlich der Tieferlegung des Wasserversorgungsnetzes im Sommer 1942», «die vermutlich zu einem hier quer über das Baugelände laufenden Stadtabschluss gehört haben.» Für diese Interpretation der Grabungen, welche in den Jahren 1940-43 durchgeführt wurden, machte Strahm zwei Anhaltspunkte geltend: vor allem Beobachtungen, Aufzeichnungen und Publikationen von Fritz Maurer, «weiland Ingenieur des Gaswerks und der Wasserversorgung der Stadt Bern», welcher im Jahr vor Strahms Publikation verstorben war,[494] andererseits Paul Hofer, welcher im dritten Band der

[491] Zitiert nach Gruner, Deliciae, 1731, S. 14-15.

[492] Strahm, Hans, 'Der zähringische Gründungsplan der Stadt Bern', 1948, S. 362.

[493] Strahm, Hans, 'Der zähringische Gründungsplan der Stadt Bern', 1948, S. 389.

[494] Strahm, Hans, 'Der zähringische Gründungsplan der Stadt Bern', 1948, S. 375.

Kunstdenkmäler der Schweiz 1947 erste Hinweise über den Komplex der Kreuzgass-Funde aufgenommen hatte.[495]
Die Überlegungen von Maurer und Strahm wurden von Paul Hofer geteilt. Dieser interpretierte die Grabungsresultate als «ersten Westabschluss». In seiner Publikation zu den Wehrbauten Berns datierte er dieses Bauwerk frei nach Hans Strahms Datierung 1152 in die Phase «um 1152-1160». Diese Erkenntnisse flossen 1952 in den ersten Band der Kunstdenkmäler der Schweiz ein, mit der Einschränkung, dass der Autor hier von einer «ersten zähringischen Anlage (älteres burgum)» schrieb und diese in die Zeit «vor 1191» datierte.[496] Die Hofersche Hypothese galt für lange Zeit als kanonisch und fand über die Kunstdenkmäler-Bände hinaus weite Verbreitung.
Nicht unbeachtet, jedoch lange Zeit in der Schublade der historisch veralteten Literatur verstaubend, blieb die auf alle Chronisten seit Justinger zurückgreifende Hypothese, wonach die Zähringerstadt in einem einzigen Anlauf entstanden sei. Ihr prominentester Vertreter war Eduard von Rodt, dessen «Bernische Stadtgeschichte» von 1886 schon nach dem Modell einer als Gesamtheit erbauten Zähringerstadt, zweier mittelalterlicher Stadterweiterungen und des Schanzengürtels aus dem 17. Jahrhundert strukturiert war. Von Rodts Untersuchung basierte, ähnlich wie dieses Buch, auf einer präzisen Lektüre des Bestandes.
Weitaus weniger Beachtung fanden Publikationen wie «Bern – Eine kleine Stadtgeographie mit besonderer Berücksichtigung der Stadtplanentwicklung», publiziert 1942 von Fritz Wyss. Wyss widmete sich der Faszination der Berner Altstadt aus der Sichtweise eines Kultur- und Wirtschaftsgeografen. Mit seiner Herangehensweise versuchte er, die frühe Stadtgeschichte aus einer Synthese zwischen dem in den Chroniken überlieferten Wissen und einer Lektüre des natürlichen Terrains der Aarehalbinsel herzuleiten. Dabei orientierte er sich an dem im Kapitel Bildliche Darstellungen besprochenen Sinnerplan *(Abbildung 5)* und extrapolierte aus diesem, wie der Fussabdruck der Bebauung in der Gründungsstadt und in den zwei Erweiterungen ausgesehen haben könnte. Wyss berücksichtigte dabei auch Phänomene wie die spätere prozesshafte Überformung und Verdichtung der Altstadt.
In der Erforschung der Zähringerstadt gibt es somit im Wesentlichen zwei Traditionslinien: Auf der einen Seite die «kanonische» Interpretation der Stadthistoriker Hans Strahm und Paul Hofer, welche Eingang in die Kunstdenkmälertopografie, die Städtebaugeschichte[497] und auch in die erste UNESCO-Welterbekandidatur von 1983 gefunden hat. Die Autoren postulierten für die Entstehung der Zähringerstadt zwei Bauetappen, entsprechend den beiden Stadtteilen unterhalb und oberhalb der Kreuzgasse – eines älteren und eines jüngeren Burgums.

---

[495] Hofer 1947, KDM Bern 3, S. 19.

[496] Paul Hofer, Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Bern, Bd. 1, 1952. S. 24.

[497] Siehe z. B. Braunfels, Stadtbaukunst, 1976, besonders S. 69-72.

Diese Vorstellung von der Entwicklung der Gründungsstadt in zwei Phasen ist als Extrapolation der späteren Stadterweiterungen (der inneren Savoyerstadt und der äusseren Neuenstadt) zwar interessant, aber aus heutiger Sicht nicht mehr haltbar. In jüngerer Zeit haben Erkenntnisse der Stadtarchäologen um Daniel Gutscher, Armand Baeriswyl Andreas Heege und Adriano Boschetti die Annahmen der zweiten Deutungslinie soweit untermauert, dass diese als Lehrmeinung nicht mehr in Frage gestellt wird. Das «missing Link» wurde wiederum von einem archäologischen Befund geliefert, zu dem Armand Bariswyl schrieb:

> *Die Untersuchungen belegen, dass weder östlich noch westlich der Kreuzgasse je ein Graben bestanden hatte, sondern im Gegenteil auf dem gewachsenen Boden zwischen dem Erlacherhof und dem Münsterplatz ein durchgehendes erstes, festgetrampeltes Gassenniveau bestand, welches aufgrund der Stratigrafie und der Kleinfunde aus dem 13. Jahrhundert als gründerzeitliches Niveau anzusprechen ist. (…) Es gibt dort also nirgends eine Grenze, sondern im Gegenteil wohl seit der Gründungszeit eine durchgehende Gasse. Innerhalb des beobachteten Bereichs ist die Existenz von Stadtgraben oder Mauer auszuschliessen.*[498]

Mythos Hofstättenschema?

Die Diskussion über die Form der zähringischen Gründungsstadt fand während langer Zeit auf sehr theoretischer Ebene statt. Hans Strahm hat in seiner wegweisenden Publikation von 1948 auf die Formulierung in der goldenen Handfeste hingewiesen, welche hinsichtlich des Stadtgrundrisses eine wichtige Information liefert:

> *Kund tun wollen wir (…), dass wir (…) dieses Burgum von Bern und alle Burger insgemein (…) in unser und des römischen Reiches Herrschaft und Schutz zurückgenommen haben, indem wir euch und eure Nachkommen für immer frei machen (…) — mit Ausnahme des Zinses von euren Häusern und Hofstätten, nämlich von jeglicher Hofstatt (area), die 100 Fuss lang und 60 breit ist, 12 Pfennig üblicher Münze, die jedes Jahr vom Reichsboden zu entrichten sind.*[499]

Wie im Kapitel Eine Botschaft aus der frühen Stadtgeschichte: Die Goldene Handfeste ausgeführt wird, kommen als Entstehungszeit der Handfeste die Jahre zwischen 1218 und 1245 in Frage. Die Information zu den Areae von 100 x 60 Fuss ist also mindestens eine, möglicherweise aber auch mehrere Generationen nach der tatsächlichen Vermessung der Stadt niedergeschrieben worden. Allein aufgrund des Umstandes, dass sie der Überlieferung wert befunden wurde, gewinnt sie dennoch an Relevanz.

---

[498] Armand Baeriswyl, Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter, 2003, S. 179.

[499] Zitiert nach: Strahm, Hans, 'Der zähringische Gründungsplan der Stadt Bern', 1948, S. 368.

Damit kommen wir auf den eigentlichen Gegenstand zurück, um den es Strahm in seiner Publikation zum zähringischen Gründungsplan ging: Das Hofstättenschema (siehe Hofstätten, Haus und Parzellierung). Strahm legte über den Plan der Gründungsstadt ein Netz von Rechtecken, welches seiner Auffassung nach der ursprünglichen Vermessung der Zähringerstadt entsprach. Angesichts dieser Darstellung behauptete er, das Problem sei gelöst. Tatsächlich lieferte er mit seinem Deutungsversuch bloss eine Annäherung, allein aufgrund deren Massstäblichkeit kein konkreter Bezug zu einer Parzellierung hergestellt werden kann. Ähnlich verhält es sich mit den Hypothesen verschiedener anderer Autor*innen, welche seither versucht haben, den Nachweis zu plausibilisieren. Dies ist bis heute nicht gelungen.[500] Daran ändert auch der Umstand nichts, dass Paul Hofer 1982 aufgrund des so genannten Kellerplanes den Nachweis erneut als erbracht erklärte (siehe Keller).[501]

Von der synthetisierenden Lektüre zu einem Neuen Modell

Mit den Jahren haben sich also Zweifel an der Hofstättenhypothese eingeschlichen, mehr noch: es wird seit längerem diskutiert, ob es überhaupt je ein Hofstättenschema gegeben habe. Diese Zweifel wurden genährt durch archäologische Befunde von Primärbebauungen, die nicht wirklich mit dem heute vertrauten Gassenbild mit geschlossener Bauweise und den Hofstättenmodellen zusammenpassen wollen (siehe Überprüfungen schaffen Plausibilität). Die dort und anderswo gemachten Funde lassen berechtigte Zweifel an der Strenge und Stringenz eines zugrunde liegenden städtebaulichen Schemas aufkommen.[502] Mit einer gewissen Resignation stellte Armand Baeriswyl 2003 unter dem Titel «area und casale: der Mythos von der Gründungsparzelle in Bern» fest, «neue Aussagen» zu diesem Thema seien nur «mit äusserster Zurückhaltung zu machen.»[503] 2019 schrieb er, dass «die bekannten Hypothesen (...) nicht haltbar sind. Zu vermuten (seien) eher grosse, von Gasse zu Gasse reichende Parzellen, die im 13. Jahrhundert noch nicht flächendecken überbaut waren, sondern auch offenes Hofgelände und hölzerne Nebenbauten aufwiesen.»[504]

Ein neuer Anlauf

Das hier vorgestellte *Neue Modell* entstand bei der Überprüfung der bestehenden, nicht überzeugenden Hofstättenmodelle. Dabei traten im heutigen

[500] Siehe u. a. Divorne, S. 87, 95, Planungsatlas Kanton Bern, 1973, Planbeilage.

[501] Hofer 1982, Kellerplan, S. 41-43.

[502] Adriano Boschetti: Vom Turmhaus bis zum Holzpfostenbau, in: Berns mutige Zeit, 2003, S. 282-293.

[503] Berns mutige Zeit, 2003, S. 89.

[504] Armand Baeriswyl, «Nam die stadt berne zu an lüt und an gut von tag ze tag.» Die Stadt Bern zwischen 1218 und 1273 – bauliche und topographische Entwicklung, in: Schmid 2019, Die Berner Handfeste, S. 98.

Stadtgrundriss Muster zutage, die in dieser Form bislang nicht in Betracht gezogen worden sind. Die kritische Reflexion des Hofstättenplans ist deshalb ausserordentlich wichtig, weil in ihm gewissermassen die DNA des Welterbes schlummert (siehe Der Blick von aussen).
Es ist schwer vorstellbar, dass eine ausserordentlich regelmässige Gesamtform wie die Zähringerstadt, u. a. mit ihren parallel gestellten Gassen und vielerorts aufscheinenden repetitiven Mustern, nicht aufgrund eines einfachen, konsequent umgesetzten Schemas zustande gekommen wäre. Die hier folgenden Kapitel fokussieren auf die Frage, ob und inwiefern ein solches Schema im Plan der Zähringerstadt abgelesen werden kann.

Arbeitshypothesen
Vor Beginn der Überprüfung wurden 10 Arbeitshypothesen aufgestellt:

1. Den Hofstattbegriff kritisch hinterfragen. Er ist mehrdeutig, weil er sowohl für die einheitliche Geometrie der Parzellen wie auch für Hausplätze verwendet worden ist. Gesucht sind sich wiederholende Parzellen mit der Proportion 100:60 (siehe Eine Botschaft aus der frühen Stadtgeschichte: Die Goldene Handfeste)
2. Primär-, Sekundär- und Tertiärelemente: Das Terrain gibt die Stadtbefestigung vor, diese gibt die Parzellierung vor.
3. Eignung: Das ideale Terrain für den Bau einer Stadt befindet sich im oberen Teil der Zähringerstadt.
4. Messrichtung: Das Vermessungssystem wurde im günstigsten oberen Terrainabschnitt der Zähringerstadt konstituiert, es franst im unteren Teil offensichtlich aus. Die Stadt ist demnach vom Zeitglocken her stadtabwärts vermessen worden.
5. Günstige Geländeneigung und einheitliche Systeme: Das Terrain der Zähringerstadt zeichnet sich durch eine regelmässige Geländeneigung aus, die für die Anlage von Stadtbach und Ehgräben überaus günstig war. Tatsächlich besitzen diese über die ganze Zähringerstadt ein einheitliches System, an dessen Qualität die obere Altstadt nicht heranreicht (siehe Brauchwasserversorgung: Der Stadtbach und Brauchwasserversorgung: Die Ehgräben).
6. Beharrungsvermögen: Das Beharrungsvermögen von Parzellierungen und Brandmauern ist so hoch, dass Teile des ursprünglichen Systems noch immer ablesbar sein müssen – auch nach mehr als 800 Jahren und zahllosen Unterteilungen und Zusammenlegungen.
7. Massgenauigkeit: Die Präzision des Hofstättenplans schöpft die Möglichkeiten von Verpflockungen, Visierungen und Messschnüren aus und ist präziser als bisher angenommen. (Die bemerkenswerte Präzision mittelalterlicher Messweisen zeigt sich an Bauten wie dem Münster.)
8. Bezugslinie: Mit Ausnahme des Kellerplanes nehmen alle Hofstättenmodelle die Laubenrückfassade als Bezugslinie an. Dies ist auch hier der Fall.
9. Verteilgerechtigkeit: Ein wichtiges Ziel der Städtebauer war es, im Stadtgrundriss eine möglichst grosse Anzahl möglichst einheitlicher Hofstätten bereitzustellen. (Eine Planstadt wird überall dort regelmässig

angelegt, wo es die Voraussetzungen ermöglichen. Abgewichen wird nur dort, wo dies durch vorbestehende Bauten oder das Terrain erzwungen wird.) Für Bern darf – auch ausgehend von der regelmässigen Gesamtform – ein System mit hoher Verteilgerechtigkeit angenommen werden.

10. Einfachheit und Wiederholbarkeit: Dabei handelt es sich um Universalien kooperativen Wirtschaftens einerseits, andererseits um ein städtebauliches und architektonisches Prinzip.

Gesucht: Muster

Es galt also, in einem Gesamtbild mit Ordnungsstrukturen und einer Komplexität, die infolge zahlreicher Unterteilungen und Zusammenlegungen durch die Jahrhunderte zugenommen hatten, Muster zu erkennen. Die Überprüfung fand mit zeichnerischen Methoden statt. Als Grundlage wurde ein Ausschnitt 1:1000 des städtischen Katasterplanes vom Oktober 2023 genommen, über den als transparente Schicht der Oppikoferplan *(Abbildung 41)* gelegt wurde.[505] Dieser Plan wurde hierfür entzerrt.

Die Suche begann mit der Annahme eines Rechteckes von 100 x 60 alten Bernfuss von 29,325 cm.[506] Dieses Mass, welches offensichtlich keine Übereinstimmungen brachte, wurde anschliessend variiert. Eine Vergrösserung führte bald dazu, dass der Platz für zwei Zeilen zwischen Haupt- und Nebengasse nicht mehr ausgereicht hätte. Ein Versuch, durchgehende, dafür quer liegende Felder zu lokalisieren, wie sie beispielsweise Eduard von Rodt in seiner fiktiven Darstellung der alten Burg Nydegg angenommen hatte *(Abbildung 73),* brachte keine befriedigenden Resultate. Es folgte ein Spiel mit verschiedenen Grössen, aber stets gleichen Proportionen, bei denen aus Gründen der Normalverteilung zwar hier und da Übereinstimmungen lokalisiert werden konnten, die sich aber kaum signifikant wiederholten. Erfolgreicher war ein zweiter Anlauf, bei dem die Untersuchung auf einige besonders regelmässige Abschnitte im Katasterplan fokussierte. Dabei fiel u. a. der oberste Abschnitt der Kramgasse schattseitig zwischen Hotelgasse und Finstergässchen auf – ein Bereich, in dem gemäss den Arbeitshypothesen die Ursprünge des Systems zu erwarten sind. Derweil die einzelnen Häuser auch hier unterschiedlich breit sind, liess sich die Strecke in drei präzis gleich lange Hauptabschnitte unterteilen. Die entsprechenden Felder haben eine Länge von je 23.652 m. Schnell liess sich das gleiche Mass an zahlreichen Orten im Gesamtplan nachweisen. Nicht weniger als 58 Areae mit einer «Passung hoher Plausibilität» – wie dieses Phänomen benannt wurde – konnten lokalisiert werden. Sie wurden als Felder mit einer Tiefe von 14.175 m – entsprechend der Proportion von 100 zu 60 Einheiten – schwarz in den Plan eingetragen.

Ausgehend von diesem Mass wurden im nächsten Schritt Situationen gesucht, die als «Passung niedriger Plausibilität» Sinn ergeben (im Plan rot dargestellt). Dabei kamen nochmals 33 vermutete Hofstätten hinzu. Das

[505] Die Zeichenarbeiten wurden mit *Acrobat InDesign,* später mit *Affinity Publsher 2* gemacht.

[506] Strahm 1948, Gründungsplan, S. 370, 384.

Resultat auch des zweiten Schrittes vermittelte ein fragmentiertes Gesamtbild.

Abbildung 78: Neues Modell: Areae hoher (schwarz) und niedriger (rot) Plausibilität.

Überprüfungen schaffen Plausibilität

Alle von hier an folgenden Arbeitsschritte hatten sowohl synthetischen wie auch analytischen Charakter: Jeder Schritt diente der Überprüfung und Erläuterung eines spezifischen Aspektes, alle erwiesen sich, eher überraschend, auch als zusätzliche Plausibilisierungen des Neuen Modells.

Der wohl wichtigste erste Schritt bestand darin, die zuvor lokalisierten Felder daraufhin zu befragen, ob sie auch in einem *Gesamtsystem* Sinn ergeben würden. Dies war der Fall: Alle Leerstellen konnten im Plan mit blau gezeichneten Feldern ergänzt werden. Das bislang bruchstückhafte Ganze liess sich problemlos mit 57 angenommenen Hofstätten zu einer Gesamtfigur ergänzen (*Abbildung 79).* Im Bereich der insgesamt rund 150 auf diese Weise rekonstruierbaren Areae der Zähringerstadt befinden sich 227 *Anschlusspunkte,* an denen Parzellengrenzen bzw. Brandmauern hohe Übereinstimmungen mit dem System aufweisen. (27 dieser Anschlusspunkte sind seit dem Oppikoferplan um 1820 durch Zusammenlegungen verschwunden.)

Bei der Feinabstimmung wurde deutlich, dass das System an einigen Stellen nur dann Sinn ergibt, wenn *Gässchen* mitgedacht werden. Dies war eindeutig beim Finstergässchen der Fall, ausserdem im Bereich des Münstergässchens, welches sich auf Höhe des westlichen Abschlusses des ehemaligen Münsterkirchhofes befindet. Querverbindungen werden ausserdem im Bereich des Schaalgässchens und des unteren Gerechtigkeitsgässchens vermutet. Diese Beobachtungen lieferten wertvolle Anhaltspunkte zur Präzision des Ganzen.

Bei vielen vorangegangenen Untersuchungen zur Geometrie der Zähringerstadt war die *Breite der Gassen* ein Thema. Da diese variiert, ist ein eindeutiger Nachweis schwierig. Es war eine Überraschung, dass die

Hauptgassen an ihren schmalsten Stellen sehr überzeugend mit den oben erwähnten 23.652 m übereinstimmen. Diese Übereistimmung dürfte kaum dem Zufall zuzuschreiben sein. Daneben lässt sich die schmalseitige Ausdehnung der Hofstätten von 14.175 m an verschiedenen Stellen auch mit der Breite der Nebengassen in Beziehung setzen, wenn auch mit geringerer Konsequenz – zwar können Abschnitte dieser Breite lokalisiert werden, doch weichen die Gassenquerschnitte in anderen Abschnitten deutlich von diesem Mass ab.

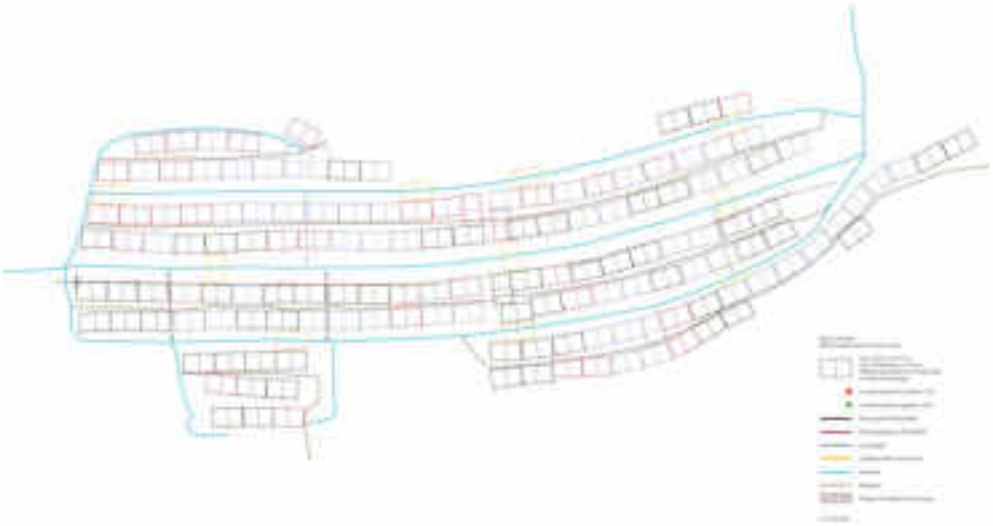

Abbildung 79: Das Neue Modell für das Hofstättenschema und die Gesamtanlage der Zähringerstadt.

In einem weiteren Schritt wurden *die Ehgräben und der Stadtbach* in diesem Schema abgebildet. Die Ehgräben weisen bis heute mehr oder weniger den gleichen Verlauf auf, den sie in der Gründungsstadt hatten. Es fällt auf, dass sie innerhalb eines gewissen Bereiches mäandrieren. Dieser Bereich stimmt fast durchwegs mit dem Bereich überein, den das Neue Modell zwischen den Areae der Vorder- und Hinterhäuser frei lässt. Auch diese Beobachtung kam unerwartet, auch sie hat aber eine hohe bildhafte Plausibilität. Das Bild legt die Interpretation nahe, dass die Ehgräben ursprünglich als offene, unbefestigte Gerinne – also bachartig – in dieser freien Zone hätten verlaufen können.
Ein weiterer Schritt bestand in der Verifizierung des Neuen Modells mit archäologischen Befunden:

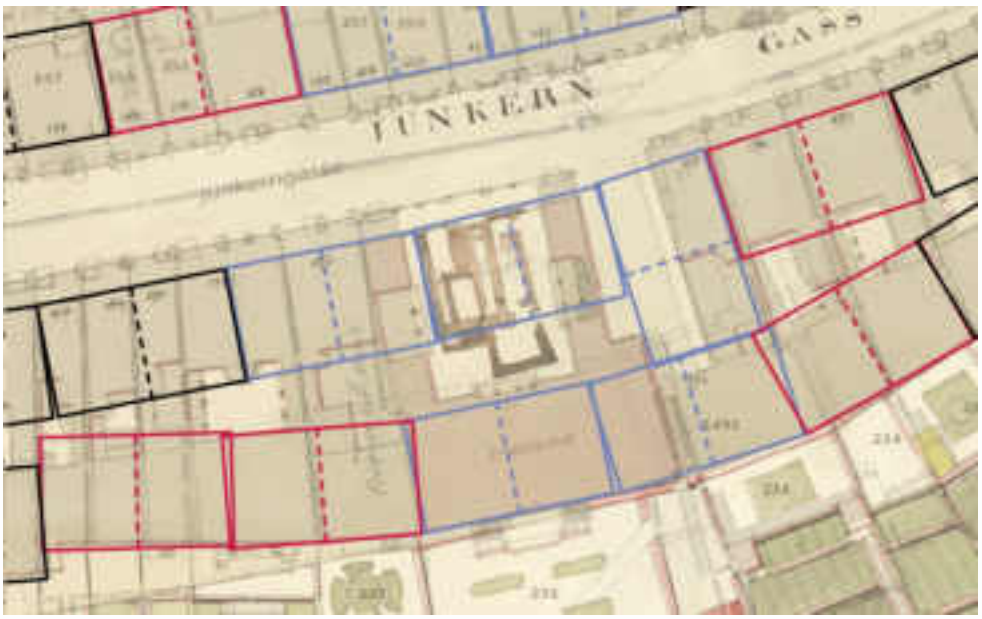

Abbildung 80: Lage der anlässlich der Grabung im Erlacherhof 1978 gefundenen Fundamente in Bezug auf das Neue Modell.

Dazu wurden zwei Stichproben gemacht. Einerseits anhand der bereits erwähnten Grabung, bei der die Cour d'honneur des Erlacherhofes 1978 vollflächig freigelegt worden war.[507] Obwohl wir uns hier in einem hypothetischen Bereich des Systems befinden, zeigen die freigelegten Fundamente erstaunliche Koinzidenzen mit dem Neuen Modell – sowohl was die Lage der gefundenen frühesten Fundamente wie auch was deren Tiefenausdehnung anbelangt.

[507] Berns mutige Zeit, 2003, S. 285.

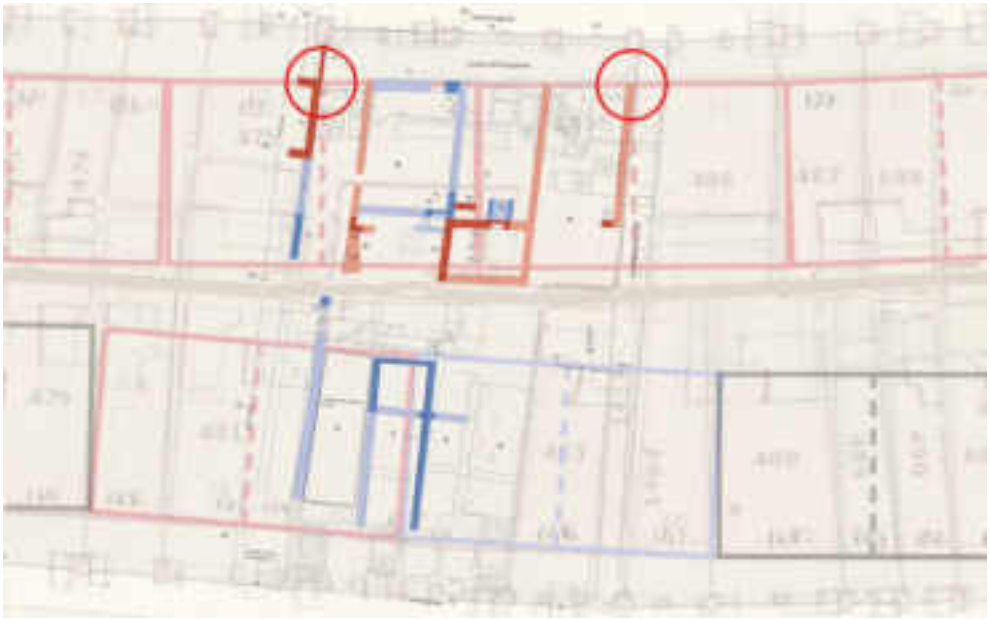

Abbildung 81: Lage der anlässlich der Grabung im Haus Capitol 2020 gefundenen Fundamente in Bezug auf das Neue Modell.

Der zweite Befund wurde 2020 am Haus Capitol Kramgasse 72, Rathausgasse 61 erarbeitet.[508] Hier zeigt sich eine andere interessante Koinzidenz: Das Intervall zwischen der westlichen Brandwand des Hauses Rathausgasse 61 (Fundstück A) und der östlichen Brandwand gegen das Schlüsselgässchen kommt erstaunlich präzise an das Grundmass des Neuen Modells von 23.652 m heran. Es soll freilich nicht verschwiegen werden, dass diese Wände jeweils auf die Mitte der Hofstätten zu liegen kommen, welche das Neue Modell an dieser Stelle vorschlägt, also gleichsam synkopisch zu diesen angeordnet sind.

Massfragen

Das grösste Fragezeichen hinter dem Neuen Modell ist dem Umstand geschuldet, dass das Grundmass nur 23,6 cm beträgt – im Vergleich zum Berner Fuss mit 29.3258 cm. Wie sind diese beiden Masse auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen? Die angenommenen Abmessungen von 23.652 m x 14.175 m kommen erstaunlich präzise an 10 x 6 sogenannte Bernklafter bzw. Werkklafter heran, welche 23.46 m x 14.07 m entsprechen

[508] Baeriswyl, Lüscher 2021, Kramgasse 72, Capitol, S. 50.

– die Abweichung liegt bei 0.7%.[509]. Das Klafter war als Längenmass sowohl Bendicht Tschachtlan wie auch Valerius Anshelm bekannt, wenn auch nicht im Zusammenhang mit der Parzellierung der Stadt Bern.[510] Wir behaupten also hier, dass für die Vermessung der Anlage das Bernklafter bzw. Berner Werkklafter als Grundmass genommen wurde.
Würde das Neue Modell auch Sinn machen, wenn es sich auf kein Festmass zurückführen liesse? Spätestens seit Vitruv ist in der Architektur die Verwendung von Modulen üblich.[511] Diese erlauben es, mit relativen Massen und nach Proportionen zu arbeiten. Statt einer absoluten Masseinheit könnte das Neue Modell also durchaus auch auf einer relativen Masseinheit basieren, sofern diese konsequent umgesetzt worden wäre, und dies ist im Neuen Modell ja auch der Fall.
Die im Neuen Modell vorgeschlagene Unterteilung des Stadtgrundrisses von der Hotelgasse bis zur Kreuzgasse sieht dreizehn Hofstätten vor. Diese Zahl ist aussergewöhnlich; sie soll hier weder interpretiert noch kommentiert werden. Angesichts dieses Wertes wird aber deutlich, dass das vorgeschlagene System aus geometrischen Gründen nicht mit Faktoren wie 1.25 oder 1.5 skaliert werden kann, um mit einem gebräuchlichen Fussmass in Übereinstimmung gebracht zu werden. Dies, weil die hier skizzierte Unterteilung der Gesamtanlage an der Kreuzgasse nicht aufgehen würde.
Weiter fällt auf, dass die in der Handfeste genannten Einheiten von 100 x 60 Fuss dem Dezimalsystem angehören. Ist das realistisch? Die Verwendung des Dezimalsystems kann für das 12. Jahrhundert nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden, ebenso wie eine Einheit von 10 x 6 Klaftern.
Einen interessanten Vergleich lässt der Massstab zu, der im Zug von Restaurierungsarbeiten 1988-90 an der Lettnerrückwand der ehemaligen Dominikanerkirche, heute französischen Kirche, aufgedeckt wurde. Er stammt aus der Erbauungszeit um 1280/90. Dabei handelt es sich um eine so genannte Messstrecke, auf welcher 14 Einheiten abgetragen sind. Diese entsprechen dem damals verwendeten Fussmass von nahezu 30 cm. Auf dieser Messstrecke sind unübersehbar zwei Kerben eingehauen, die nicht ins System passen – die schwächere bei 224.4 cm, die deutlichere bei 225.5 cm. Erstere wurde von Daniel Gutscher mit einer mittelalterlichen

---

509 Das Bernklafter besitzt gegenüber anderen Klaftern die Alleinstellung, dass es 8 Fuss beträgt. Siehe Walter Schmocker, Alte Masse und Gewichte, in: Schulpraxis, Zeitschrift des Berner Lehrervereins vom 8. Dezember 1988, S. 34 (link). Von Hans Hofer wird das Mass von 8 Fuss auch als Werkklafter bezeichnet, siehe Hans Hofer und DC Bank Deposito-Cassa der Stadt Bern, Von Geld, Gewicht und Mass im alten Bern, Bern, Deposito-Cassa der Stadt Bern: 1975, S. 62. Der Begriff des Werkklafters mit der Präzisierung von 8 Fuss ist in einer frühen Quelle aufgeführt in: Bericht der Festsetzung der Grundeinheiten des von der fränkischen Republik angenommenen metrischen Systems. Bern, in der National-Buchdruckerey: 1801, vierte Tafel (doi.org/10.3931/e-rara-1479). Siehe ausserdem: de.wikipedia.org/wiki/Klafter und www.studer-schweiz.ch/downloads/massegewichtegeldbern.pdf, S. 38.

510 Siehe www.digibern.ch/katalog/berner-chronik-valerius-anshelm sowie Bendicht Tschachtlans Berner-Chronik, von dem Jahr 1421 bis in das Jahr 1466 / herausgegeben von E. Stierlin ; J. R. Wyss, www.e-rara.ch/zut/doi/10.3931/e-rara-24141

511 Des Vitruvius zehn Bücher über Architektur. Stuttgart : Krais & Hoffmann, 1865. Stiftung Bibliothek Werner Oechslin, A04c ; app. 1398, doi.org/10.3931/e-rara-19392.

Quadratur in Zusammenhang gebracht, letztere liegt recht nahe beim Zehnfachen des hier diskutierten Moduls.[512] Darin liegt weniger ein zwingender Bezug zum Neuen Modell, als vielmehr ein Hinweis darauf, dass im Mittelalter mit Massen und Masseinheiten gearbeitet wurde, die sich unserem unmittelbaren Verständnis entziehen.

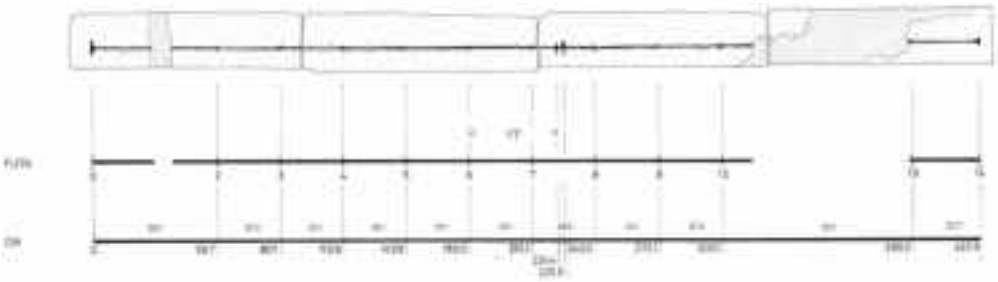

Abbildung 82: Der an der Lettnerrückwand der französischen Kirche gefundene Massstab.

Geometrie

An verschiedenen Stellen legt das Neue Modell nahe, dass Hofstätten um 90° gedreht worden sind. Solche Richtungswechsel sind aus mittelalterlichen Städten, auch Zähringerstädten wie Rottweil, Rheinfelden, Villingen, Offenburg etc. bekannt.[513] Im Bereich der Kreuzgasse konnten gemäss dem Neuen Modell überraschender Weise aufgrund mehrerer Anschlusspunkte mehrere solche Areae lokalisiert werden. Freilich sind dabei einige recht abenteuerlich anmutende Konstellationen zustande gekommen, aus denen städtebauliche Schlussfolgerungen zu ziehen zum jetzigen Zeitpunkt zu weit ginge. Ob die betroffenen Areae je bebaut gewesen sind, kann hier nicht weiter vertieft werden. Man erinnert sich freilich an die Aussage Eduard von Rodts: «Der Hauptplatz der Stadt war die Chrützgasse, heutige Kreuzgasse, die wir uns platzartig erweitert denken müssen.»[514]

Systemfragen

Im Zusammenhang mit dem Gesamtplan und den Arbeitshypothesen kann die Anordnung der Hofstätten auch aus der Systemperspektive betrachtet werden. Alle Autor*innen, die sich mit dem Problem auseinandergesetzt haben, trafen hierzu unterschiedliche Annahmen, die sie zwar zeichnerisch dargestellt, jedoch nicht im Text beschrieben haben. So ist Hans Strahm[515] von vier zentralen Blöcken ausgegangen, die an der Kreuzgasse in regelmässiger Form aufeinander treffen, hat dafür an den Peripherien, besonders gegen die Zeitglockenbefestigung hin, unvollständige und

[512] Zu dieser Messstrecke siehe u. a. Berns mutige Zeit, 2003, S. 211, Baeriswyl 2003, Stadt Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter, S. 183 sowie Descœudres, Utz Tremp 1993, Französische Kirche, S. 65-68.

[513] Divorne 1991, Berne.

[514] Von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte, S. 246.

[515] Strahm 1935, Studien zur Gründungsgeschichte der Stadt Bern.

ausfransende Hofstätten in Kauf genommen. Grosjean und Mäder[516] haben die bei Strahm offensichtliche Idee einer Synchronisation zwischen Vorderhaus und Hinterhaus übernommen und hielten sich verhältnismässig streng an ein einheitliches Hofstättenmass. Alle Autor*innen[517] mit Ausnahme von Spörhase nahmen die Hofstätten als rückwärtig im Bereich der Ehgräben aneinanderstossend an – eine Überlegung, die beim späten Hofer nicht mehr zentral war.[518] Spörhase hingegen liess die Hofstätten rückseitig an den Ehgräben aufeinander treffen.[519] Schliesslich verlegte Hofer im Kellerplan[520] die Linie, welcher entlang das Ganze gemessen worden wäre, ins Innere der Hofstätten auf ca. 4/5 der angenommenen Tiefe gegen die Ehgräben hin.
Vor diesem Hintergrund formuliert das Neue Modell eigene Annahmen: Die Messweise von oben (Zeitglocken) nach unten, die Annahme einer hohen Massgenauigkeit, die versetzte Anordnung zwischen Vorder- und Hinterhäusern, die rückwärtige Zone, aus der der mäandrierende Ehgrabenverlauf und die Areahöfe hervorgegangen sind.
Weitere Themen, die vormals ausgelassen wurden, kommen hinzu: Das Neue Modell bietet starke Anhaltspunkte, dass sich das Hofstättensystem weiter als bisher Richtung Peripherie, also bis in die Herrengasse, die Brunngasse sowie hinunter an die Wendschatzgasse erstreckt haben könnte und dass entlang der Junkerngasse abschnittweise eine doppelte, nur von einer Seite her erschlossene Reihe von Hofstätten vorhanden ist.

Wie weiter mit dem Neuen Modell?
Das Neue Modell untersucht primär die Systemfrage. Es ist offensichtlich, dass in etlichen Bereichen die schmalseitigen Parzellengrenzen schräg verzogen sind, das System also nicht so starr umgesetzt wurde wie im Neuen Modell angenommen. Es wird weiterer Untersuchungen bedürfen, um festzustellen, ob und inwiefern im schwierigen Gelände trotz solcher verzerrter Abgrenzungen Flächen kompensiert worden sein könnten. Weiter wäre danach zu fragen, inwiefern entsprechende Schrägstellungen auch aus Zusammenlegungen von Parzellen über die Ehgräben hinweg entstanden sein könnten.
Wo lässt sich das Neue Modell relativieren oder weiterentwickeln? Zunächst sicher bezüglich der Tiefe der Areae. An vielen Stellen finden auf den vorgeschlagenen Areae zwar die Hausgrundrisse einschliesslich der rückwärtig angeordneten Treppenhäuser platz, doch ist auch festzustellen, dass die Rückfassaden vielerorts etwa um den Betrag der Laubentiefe von der hinteren Areabegrenzung zurückgenommen sind. Ein Indiz, welches

[516] Grosjean 1973, Planungsatlas.

[517] Divorne 1991, Berne.

[518] z. B: in: Hofer 1970, Fundplätze Bauplätze.

[519] Spörhase 1971, Karten zur Entwicklung der Stadt.

[520] Hofer 1982, Kellerplan.

die Arbeitshypothese 8 hinsichtlich der Lauben widerlegt? Es gibt auch Gegenbeispiele, z. B. repräsentative Bauten wie den Hauptbau des heutigen Béatrice v. Wattenwyl-Hauses an der Junkerngasse, welches praktisch deckungsgleich zwei Areae nach dem System des Neuen Modells einnimmt. Hierbei dürfte es auch Sinn machen, die Frage aus gebäudetypologischer und konstruktiver Sicht zu überprüfen. Dabei wäre zu diskutieren, ob Gebäudetiefen von mehr als 14 m überhaupt zweckmässig seien – eine bis in die Gegenwart aktuelle architektonische bzw. grundrisstypologische Frage.

Abbildung 83: Die gemäss dem Neuen Modell angenommene Hauptbezugslinie.
Die Rückseite der Lauben an der Schattseite der Kram- und Gerechtigkeitsgasse beschreibt ein einfaches Polygon, welches darauf hinweist, dass dieses mit Visierungen hergestellt und als Hauptbezugslinie für die Vermessung der Zähringerstadt angenommen worden sein könnte.

Wie können wir den Vermessern der Gründungsstadt über die Schulter schauen, ohne uns gänzlich ins Reich der Phantasie und der Mutmassung zu begeben? Ein Detail, welches sehr gut in das hier vorgestellte Modell passt, sei abschliessend erwähnt: Die Fluchten der Hauptgassen. Während die nord- bzw. sonnseitige Flucht der Kramgasse eine leichte Serpentine bildet, welche im mittleren Gassenabschnitt bzw. im Bereich des Simsonbrunnens eine linsenförmigen Ausweitung der Gasse bewirkt (dies ein Merkmal vieler mittelalterlicher Gründungsstädte), besitzt die Schattseite viel ausgeprägter die Charakteristik eines sauber gezogenen Polygons. Die süd- bzw. schattseitige Flucht der Kramgasse besteht aus mehreren geraden Abschnitten, die im Bereich folgender Liegenschaften jeweils leicht abgeknickt sind: Kramgasse 45/47, Kramgasse 9/11, Gerechtigkeitsgasse 59/61, Gerechtigkeitsgasse 27/29, Gerechtigkeitsgasse 9/11. Diese Beobachtung stärkt die Vermutung, dass der Ursprung für die Vermessung des Hofstättenschemas an der Ecke Hotelgasse/Kramgasse lag und die südseitige Gassenflucht als Hauptbezugslinie verwendet wurde.
Schliesslich sei darauf hingewiesen, dass das Neue Modell eine rein additive Struktur besitzt, welche letztlich die Begründung für die Anomalie der Kreuzgasse liefert.

Abbildung 84: Das vorgeschlagene Neue Modell für das Hofstättenschema, hinterlegt mit dem Katasterplan, Stand 2023 sowie dem entzerrten Oppikoferplan.

Fazit

Vor dem Hintergrund der hier angestellten Überlegungen wird deutlich, mit welchen Methoden die mittelalterlichen Städtebauer auf die Komplexität der Herausforderung reagiert haben könnten, eine Stadt als Ganzes zu vermessen, und wie komplex die Aufgabe ist, die Spuren ihrer Arbeit heute durch einen Filter von acht Jahrhunderten mit zahlreichen Brandkatastrophen, vollflächiger Überformung, Eigentümerwechseln und unüberschaubar vielen individuellen baulichen Eingriffen zu verstehen.
Im Unterschied zu Paul Hofer, welcher zu verschiedenen Zeiten verschiedene Hypothesen zum Hofstättenplan als «Nachweis» etikettierte, wird hier die Auffassung vertreten, dass dieser nie mit abschliessender Sicherheit wird erbracht werden können. Ob das hier vorgestellte Modell stichhaltig ist, kann jedoch mit weiteren Untersuchungen, insbesondere in der Archäologie, beurteilt und vertieft werden. Sollte sich das Modell bestätigen, dürften sich dadurch auch die eingangs formulierten Arbeitshypothesen erhärten.

Stadtgestalt und Bebauungstypologie

Doch zurück zur Geschichte der Zähringerstadt: Weiter oben ist bereits darauf hingewiesen worden, dass archäologische Grabungen hier an mehreren Stellen Strukturen zutage gefördert haben, welche kaum mit der heutigen geschlossenen Bebauung übereinstimmen. Diese Beobachtungen legen nahe, dass die Primärbebauung der Zähringerstadt mindestens abschnittsweise aus Solitären bestanden hat, die weder im Grenzanbau noch in der geschlossenen Bauweise erstellt waren.

Überformung, Transformation, Beruhigung

Die heutige Zähringerstadt atmet als Gesamtanlage noch immer die Klarheit und Nüchternheit der Planstadt.[521] Wir müssen uns freilich bewusst sein, wie sehr unsere Wahrnehmung von den Anstrengungen späterer Phasen geprägt ist, die ursprüngliche vielgestaltige Ansammlung kleinteiliger Solitärbauten zu einer regelmässig durchgetakteten Grossform zu beruhigen. Wie kleinteilig und vielfältig das Stadtbild ursprünglich und teils bis ins 20. Jahrhundert teilweise gewesen ist, erschliesst sich aus alten Fotografien beispielsweise des Nydeggstaldens oder der Badgasse. Gleichzeitig ist schon auf den frühesten Stadtdarstellungen Sebastian Münsters *(Abbildung 1)* und anderer eine starke Bestrebung zu spüren, die Individualität und Diversität von Einzelbauten zugunsten eines einheitlichen, nahezu uniformierten Auftritts hintanzustellen. Dabei stellt sich die Frage, aufgrund welcher Bestrebungen und Prozesse der Übergang zur geschlossenen Bauweise mit anbaupflichtigen Baulinien (wir würden heute von Gestaltungsbaulinien sprechen) ins Werk gesetzt worden sein könnte. Wir gehen davon aus, dass dies im Zusammenhang mit dem Bau der Laubenfassaden geschah (siehe Dritte Hypothese: Das Laubenprivileg).

Das ursprüngliche Gassenmarktschema ist im Verlauf der Jahrhunderte mit Lauben, Kellern, Brandmauern, Steinfassaden und Ziegeldächern erweitert, ertüchtigt und überformt worden (siehe die entsprechenden Kapitel). Auf dem Sickinger-Plan von 1607 *(Abbildung 2)* ist zu beobachten, dass die dreigeschossige Bebauung vereinzelt bereits durch viergeschossige Bauten ersetzt ist. Dieser Prozess ist Ende des 18. Jahrhunderts weitgehend abgeschlossen. Das Resultat ist ein Gassenbild, das Einheitlichkeit und Individualität in sich vereint und räumlich von bemerkenswerter Geschlossenheit ist.

So gesehen beruht die heutige regelmässige Erscheinung der Gassenbilder darauf, dass besonders die Zähringerstadt mehrmals unter Beibehaltung älterer Strukturen «neu gebaut» wurde (siehe Typische Phasen der baulichen Entwicklung). Erstaunlich ist dabei, dass der normative Druck dieser Phasen auch im Teil unterhalb der Kreuzgasse, der von den grossen Brandkatastrophen verschont geblieben ist, gewirkt hat – hier sind im Gassenbild keine auf den ersten Blick ersichtlichen Besonderheiten übrig geblieben.

Im Bereich der Kreuzgasse bildete sich früh eine räumliche Mitte heraus. Hier wurde die hohe Gerichtsbarkeit vollzogen. Der in der Gassenmitte errichtete Richtstuhl existiert nicht mehr, die Bedeutung dieser Situation lebt jedoch in Form des von Rathaus und Münster aufgespannten Kreuzes, des Justitiabrunnens aus dem 16. Jahrhundert, des Gesellschaftshauses zum Distelzwang, welches als Freistatt Verfolgten Schutz bot, und im Namen der Gerechtigkeitsgasse weiter (siehe Das Wandern der Stadtmitte im

[521] Eine aufs Wesentliche kondensierte Beschreibung der Zähringerstadt ist zu finden unter: www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/stadtquartiere/zaehringerstadt, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

Verlauf der Jahrhunderte, Bedeutungstopografie und Szenischer und allegorischer Stadtraum).
Die Zähringerstadt wird beherrscht von vier um diese Mitte herum angeordneten Häuserblöcken – Quadranten, die ursprünglich auch Stadtviertel waren (siehe Viertel und Quartiere). An den Peripherien dieser Gevierte wird ihre regelmässige Struktur bis zur Hangkante weitergeführt. Der frühe Erfolg der Stadt führte dazu, dass der Verdichtungsprozess bis in zahlreiche Verengungen und auch auf schwierig zu bebauenden, unregelmässigen Parzellen fortgesetzt wurde. Dabei kam es nach Lage, Exposition und Kommodität zu sehr unterschiedlichen Ausformungen wie beispielsweise an der Brunn- und Postgasse, die bis heute Elemente ländlichen und gewerblichen Charakters aufweisen. An der Altstadtsüdseite entstanden demgegenüber privilegierte Lagen, besonders entlang der Junkerngasse, wo teils palastartige Bürgerhäuser zwei Bautiefen, sogar mit eigenem Ehgraben, einnehmen und sich eine bemerkenswert regelmässige Struktur grosser Parzellen erhalten hat (siehe Sonnseite und Schattseite).
Ohnehin zeigt die Binnenstruktur der Zähringerstadt zwei gegenläufige Tendenzen: Einerseits die durch wohl teils mehrmalige Unterteilung entstandenen schmalen Häuser, andererseits bemerkenswert grosse Einheiten, die durch Arrondierungen und Rekombinationen entstanden sind.
Von solchen gravierenden Unterschieden ist im Gassenbild wenig zu spüren – hier haben Jahrhunderte strenger Bauaufsicht einen einzigartigen architektonischen Prospekt von grosser Geschlossenheit und Einheitlichkeit entstehen lassen. Nur an wenigen Stellen ist es Bauherrschaften gelungen, aus der Gleichmässigkeit und Regelhaftigkeit auszubrechen – beispielsweise mit einigen wenigen Erkern im obersten Abschnitt beim Zeitglocken oder mit drei Fassaden, die mit Dreiecksgiebeln ausgezeichnet wurden (Gerechtigkeitsgasse 36 und 81, sowie Kramgasse 72). Solche «Eskapaden» wurden von den Behörden bewusst unterbunden (siehe Themen und Inhalte von baurechtlichen Bestimmungen).
An den Nebengassen haben sich einige Holzbauten und verputzte Riegfassaden erhalten. Von dem omnipräsenten Sandsteinschema haben sich, besonders in einer kurzen Phase um 1750, einige Verputzbauten abgehoben und das Stadtbild mit neuen Akzenten festlich bereichert (siehe Riegbauten und Verputzbauten).
Weniger als ein Jahrhundert nach der Gründung wird die Zähringerstadt nach Westen erweitert (siehe Die innere Neuenstadt (Savoyerstadt)). Von der Zeitglockenbefestigung bleibt der beherrschende Torturm erhalten; dieser einst zur Stadt hin offene Schalenturm wird im 15., 17. und 18. Jahrhundert umgebaut, wo er als das Gassenbild beherrschender Wächter und als Zeitgeber zum Wahrzeichen des Berner Stadtbildes wird (siehe Das Wandern der Stadtmitte im Verlauf der Jahrhunderte). Entlang der einstigen Stadtmauer erstreckt sich bald nach der Stadterweiterung ein weiterer Block in Form eines gekrümmten Geviertes, das vom heutigen Casinoplatz bis zum alten Schlachthaus an der Rathausgasse reicht. Überreste der

Stadtmauer werden im Innern der Häuser vermutet.[522] Bis zum oberen Eingang zur Metzgergasse nimmt dieser Baublock zwei Bautiefen mit kleinen Innenhöfen ein und verjüngt sich vom Haus Brunngasse 42 an abwärts zu einer Bautiefe.

Grossflächige Prozesse und Eingriffe

Nebst diesen Elementen ist die Zähringerstadt mit der Zeit durch Monumente akzentuiert und dramatisiert worden (siehe Monumente und öffentliche Bauten). Die Kapelle der Augustinerprobstei Köniz wandelte sich zur Deutschordenskirche, zur Pfarrkirche, zur Leutkirche, zum Münster und wuchs mit jeder baulichen Erweiterung. Das Rathaus wanderte vom Nydeggstalden 1355 in die Nähe des Münsterchores, nach dem Stadtbrand von 1405 an die Nordseite der Kreuzgasse. An diesen heute noch bestehenden Neubau gliedern sich ost- und westseitig bis ins 19. Jahrhundert weitere öffentliche Bauten an. An der Südwestecke der Zähringerstadt nahe beim tiefen Geländeeinschnitt des Gerberngrabens liess sich früh ein Barfüsserkloster nieder, das ab 1535 als theologisches Kollegium diente, später zur Hochschule wurde. Mit dem Auszug der Universität ins Länggassquartier wurde diese Stelle 1906/08 für das neue Casino freigemacht, das seinerseits als Institution dem Parlamentsgebäude am oberen Graben Platz machen musste. Von der alten Nutzung zeugt heute noch das alte Ankenwaagkornhaus, das früh zur Bibliothek umgebaut wurde. Zwei mit monumentalen Blickpunkten abgeschlossene Gassen (die Herrengasse mit der Lateinschule und die Hotelgasse mit der Bibliotheksgalerie) sind im frühen 20. Jahrhundert dem Wandel dieses Stadtteils zum Opfer gefallen *(Abbildung 62).*

Obwohl grossflächig, fallen jüngere Verkehrsinterventionen am unteren Ende der Zähringerstadt teilweise erst auf den zweiten Blick auf. Innerhalb der eigentlichen Zähringerstadt wird ab 1760 das Niveau in der unteren Hälfte der Gerechtigkeitsgasse zu der heute bestehenden Rampe mit gleichmässiger Steigung abgegraben (siehe Topografien). In der Folge dieser Intervention werden in der unteren Gerechtigkeitsgasse mehrere Häuser umgebaut und mit neuen Fassaden ausgestattet. Der ursprüngliche Terrainverlauf im untern Abschnitt der Gerechtigkeitsgasse ist an den noch mit Treppen unterbrochenen Lauben spürbar. Der spezifische Charakter der unteren Gerechtigkeitsgasse lebt von den seither teilweise freigelegten Gebäudesockeln und Kellereingängen.

Matte, Hafen, Aareschwelle und Tych

Die Matte, ein Schwemmlandplateau an der Aare, ist verschiedentlich als Stadtquartier oder gar als vierte Stadterweiterung bezeichnet worden.[523] Über die Anfänge der bescheidenen Bürgerhäuser an der Achse Gerberngasse-Mühleplatz-Schifflaube-Aarstrasse ist wenig bekannt; an der

[522] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 26.

[523] Berns Mutige Zeit, 2003, S. 216 ff.

Badgasse befand sich bis ins frühe 20. Jahrhundert eines der Elendsquartiere der Stadt. Eine gewisse, wenn auch zweifelhafte Berühmtheit erlangte die Matte aufgrund ihrer Bäder, von deren Vergnügungen beispielsweise Giacomo Casanova in seinen Erinnerungen von 1760 ausführlich berichtet hat. Auch sein Gesamturteil über die Stadt Bern fiel freundlich aus: «Ich war in dieser Stadt glücklich gewesen und denke noch jetzt niemals ohne Vergnügen an sie.»[524] Karl Friedrich Schinkel, der 1824 auf der Durchreise in Bern weilte, sah das anders: «Entsetzlich war es aber, daβ wir gefragt wurden beim Eintritt ins Bad, ob wir ein bain garni, das heiβt mit einem Frauenzimmer, verlangten; auch zeigten sich viele dergleichen in den Korridoren, in allerlei Schweizertracht ausgeputzt. Wären die Bäder nicht für uns schon präpariert gewesen, so würden wir bei dieser öffentlichen Frechheit einer solchen vom Staate beschützten Einrichtung umgekehrt sein.»[525] Ob es an Rückmeldungen wie derjenigen Schinkels oder am Zeitgeist lag? 1828 wurden an der Ostseite der Badgasse zwei Bäder behördlich geschlossen.[526]

Abbildung 85: Johann Ludwig Aberli, Adrian Zingg, Prospect der Stadt Bern von der Morgen-Seite, 1738 (Ausschnitt).

Im Verlauf der Jahrhunderte ist die Matte regelmässig von Hochwassern heimgesucht worden; sie haben den Charakter des Quartiers ebenfalls wesentlich mitgeprägt. Seit längerer Zeit laufen die Arbeiten an einem Projekt, mit welchem der Aarelauf zwischen Gaswerk und Altenberg gegen Hochwasser befestigt werden soll. Dieses Projekt ist mit der eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege auf seine Verträglichkeit mit dem Welterbe abgestimmt worden.[527]

---

[524] Giacomo Casanova, Erinnerungen, Bd. 3, Kapitel 19: www.projekt-gutenberg.org/casanova/band03/chap19.html, letztmals konsultiert am 10.11.2024.

[525] Schinkel, Karl Friedrich, und Gottfried Riemann. Reisen nach Italien: Tagebücher – Briefe – Zeichnungen – Aquarelle. Rütten & Loening, 1979, Bd. 2, S. 45-46.

[526] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 23.

[527] Mehr zu den Überschwemmungen in der Matte und zum Hochwasserschutzprojekt unter: www.baernischeso.ch/schulen/schultour-sek-i/ueberschwemmung-matte, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

Das vom Lokalkolorit geprägte, gewiss oft auch klischierte Bild der Matte täuscht darüber hinweg, dass die Aareschwelle, die natürliche Anlegestelle, der schiffbare, fischreiche Fluss und das als Energiequelle nutzbare Wassergefälle einer der entscheidenden Standortfaktoren für die Entstehung und den Erfolg Berns bereits zur Zeit der Stadtgründung waren. Die aus einer Felsrippe hervorgegangene Aareschwelle ist eines der wenigen nicht schiffbaren Hindernisse des gesamten Aarelaufes. Sie wird 1360 erstmals erwähnt, als sie von Johann von Bubenberg mitsamt Mühlen und Fischereirechten an die Stadt veräussert wird. Im 15. Jahrhundert wird sie baulich befestigt, grössere Sanierungen finden Ende des 20. Jahrhunderts statt.[528]
Die teils bis heute ansässigen gewerblich-industriellen Betriebe sind aus der Verarbeitung und Lagerung von mit Schiffen angelieferten Gütern vor Ort entstanden. Dabei dominiert bis zur Eröffnung der Eisenbahn 1857 das in grossen Mengen umgeschlagene Bauholz, welches in der Matte verarbeitet und eingelagert wurde (siehe Holz); eine Gipsmühle rundet das Bild ab (siehe Gips und Stuck). Im Zusammenhang mit den Mühlen, in denen vor allem jedwelche Art von Lebensmitteln verarbeitet wurden, verdient die Spezereipulverstampfe, aus welcher wahrscheinlich die Manufaktur des Chocolatiers Rodolphe Lindt hervorging, besondere Erwähnung (siehe Werbung und Leuchtreklamen).
Für den Bau der Stadt vielleicht weniger relevant, aber dennoch bedeutend war die Schifffahrt aareabwärts, mit welcher lokale Produkte versandt wurden. Auch dieser Aspekt ist auf historischen Darstellungen dokumentiert, beispielsweise auf der Planvedute von Plepp/Merian 1638 *(Abbildung 22).*
Von den frühesten Stadtdarstellungen bis ins 19. Jahrhundert ändert sich das Bild des Gewerbequartiers in vielen Details, aber nicht in seinem Wesen – es wird dominiert durch die gewaltige Stadtmühle, die Säge, die Lagerbauten für Holz und andere Güter sowie die Nachen, welche am Flussufer anlegen (siehe Blauraum).[529]
Besondere Bekanntheit hat die Matte auch durch das Mattenenglisch erlangt. Dieser Dialekt mit Elementen einer Geheim- und Spielsprache hat das Vokabular und das Wesen des Berndeutschen mannigfach geprägt.[530]

[528] bauinventar.bern.ch, Objektblatt «Aareschwelle».

[529] www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/zunft-und-gewerbeanlagen/mattemuehlen-und-aareschwelle, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

[530] de.wikipedia.org/wiki/Mattenenglisch, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

Abbildung 86: Das Mattequartier von Südosten. Anonymer Fotograf, um 1865.

Mit dem Bau der Eisenbahn wird die essentielle Funktion des Mattequartiers als Versorgungsinfrastruktur innert kurzer Zeit obsolet. Es findet ein Strukturwandel statt, im Zuge dessen die Wasserwerkgasse sowie das einstige Inseli zwischen dem Tych (der oberen Anlegestelle) und dem Flusslauf gegen Ende des 19. Jahrhunderts teilweise aufgeschüttet und neu bebaut werden.
Auch die Aarstrasse entstand erst in neuerer Zeit. Sie wurde 1861-65 als Verbindung ins Dalmaziquartier und zur dortigen Brücke aufgeschüttet. Die Verbreiterung der Strasse führte 1966-67 zur heute bestehenden Strassengestaltung mit einer in den Aareraum auskragenden Fahrbahnplatte. Im Zuge des oben erwähnten Hochwasserschutzprojektes ist beabsichtigt, diese Situation wieder auf die ursprüngliche Natursteinmauer zurück zu bauen.

Die innere Neuenstadt (Savoyerstadt)

Die historischen Umstände, welche zur ersten Stadterweiterung führten, sind in der Literatur und besonders anschaulich auf der Website des Berner Stadtarchivs ausführlich dargelegt.[531] Ihren Namen trägt diese «Savoyerstadt», weil sich Bern in der unsicheren Zeit Mitte des 13. Jahrhunderts gegen die Übergriffe der Grafen von Kyburg 1255 unter die Schirmherrschaft Graf Peters von Savoyen begeben hatte.[532]

[531] Siehe: www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/stadtquartiere/innere-neustadt sowie www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nafch-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/bevoelkerungs-und-stadtentwicklung/wachstum-im-13-und-14-jahrhundert/erste-stadterweiterung-nach-1255, beide letztmals konsultiert am 16.03.2025.

[532] Mehr zur Gründungsgeschichte und zum Anteil Peters von Savoyen an der Savoyerstadt siehe Berns mutige Zeit, 2003, S. 101 ff. Eine ausführliche, historische Schilderung der Geschichte des «dritten Westgürtels» ist zu finden in Hofer 1947, KDM Bern 3, S. 77 ff.

Schon auf den ersten Blick fallen die Unterschiede zwischen den Grundrissen der Zähringerstadt und der Savoyerstadt auf: Gassen und Blöcke der Zähringerstadt sind über die ganze Breite der Aarehalbinsel in auffallender Parallelität angeordnet und folgen insgesamt der Krümmung der Aarehalbinsel – es herrscht unübersehbar der Geist einer Planstadt. In der Savoyerstadt hingegen biegt die heutige Marktgasse am unteren Ausgang etwas abrupt ab und verengt sich. Die Blöcke an ihrer Nord- und Südseite sind von sehr unterschiedlicher Tiefe. Während die obere Zähringerstadt an ihrer breitesten Stelle klar zehn Haustiefen umfasst, sind solche in der Savoyerstadt schwerer auszumachen, und es sind auch höchstens deren acht. Die Marktgasse trug bis ins 19. Jahrhundert den Namen «Neuenstadt», danach «Weibermarkt».[533]

Die Erklärung für solche Unterschiede liegt weder in der mangelnden Erfahrung noch im bescheideneren Anspruch der Stadtplaner. Vielmehr waren im Gebiet der Stadterweiterung bereits Bauten und Strukturen vorhanden, auf die mit dem neuen Stadtgrundriss reagiert werden musste. Dies gilt sicher für den Stadtbach, Strassenzüge, Grundbesitz und möglicherweise auch bereits Bauten – Elemente also, für die ein hohes Beharrungsvermögen anzunehmen ist (siehe Überformung, Tabula Rasa und Beharrungsvermögen). Damit trat hier erstmals eine Situation auf, wie sie bei allen Stadterweiterungen (bis hin zu den Alignementsplänen der Aussenquartiere im 19. Jahrhundert) herrschen sollte, und vor deren Hintergrund die Einzigartigkeit der Zähringerstadt deutlich wird.

Wie bei der Stadtgründung wurde die neue Stadtmauer entlang von Geländeverwerfungen am heutigen Bären- und Waisenhausplatz errichtet. Wie im Bereich der ersten Stadtmauer wird auch hier eine Schmelzwasserrinne angenommen, die jedoch deutlich bescheidener war als jene am Gerberngraben und an der Grabenpromenade. Zum Torturm, der im 17. als Käfigturm neu gebaut werden sollte, kam am oberen Ausgang der heutigen Zeughausgasse als zweites Stadttor das Frauentor hinzu und am oberen Ende der heutigen Kochergasse befand sich das Judentor. Diese Anlagen sind auf der ersten verlässlichen Stadtdarstellung von Hans-Rudolf Manuel 1550 gut zu sehen *(Abbildung 1).*

Freilich reicht diese Quelle nicht aus, um Details über die Gestalt der Stadtmauer zu erfahren. Anhaltspunkte vermittelt hier vor allem der erhaltene Holländerturm – ein Wehrturm nach savoyischem Typus. Diese Art von Wehrturm wurde grabenseitig vor die eigentliche Stadtmauer gestellt, um den Graben überwachen und verteidigen zu können. Die halbrunde Form mag zu jener Zeit als widerstandsfähig gegenüber Geschossen betrachtet worden sein. Dieser Wehrturm war nur in der kurzen Phase bis zur nächsten Stadterweiterung aktiv. Den heutigen Namen hat er wegen der Offiziere, die im 17. Jahrhundert aus holländischen Diensten den Tabak mitgebracht hatten und in der aufgestockten Stube rauchten.[534] Im heutigen

[533] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 157.

[534] Mehr dazu, insbesondere weiterführende Literatur unter de.wikipedia.org/wiki/Holländerturm, letztmals konsultiert am 25.10.2025.

Stadtbild setzt er in der östlichen Verlängerung der Neuengasse einen malerischen Akzent. Weitere Überreste der Stadtmauer werden wie an der Zeitglockenbefestigung im Inneren und im Untergrund der doppelten Häuserzeile zwischen Käfigturm und Waaghaus vermutet.

Einen Eindruck vom Tempo der Stadtentwicklung vermittelt die Ansiedlung des Dominikanerklosters im Bereich der ältesten erhaltenen Kirche Berns – der heutigen französischen Kirche. Als Bettelorden bezogen die Dominikaner gerne Standorte ausserhalb von Städten. Als gegen Ende des 13. Jahrhunderts ihre Kirche gebaut wurde, war die Stadt längst an diesem Standort vorbei gewachsen. Die Ausscheidung grosser Areale an der Peripherie des neuen Stadtteils wiederholte sich, als in den 1320er Jahren die Klosterfrauen des Zisterzienserordens an der Stadtsüdseite das Areal des einstigen Judenfriedhofes übernahmen und das so genannte Inselkloster errichteten (siehe Die südliche Peripherie - Topografie und Areale).
Substanz und Körnung der ursprünglichen Savoyerstadt sind nach den Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts noch auf einem recht eng umgrenzten Gebiet, nämlich in den beiden Blöcken nördlich und südlich der Marktgasse vorhanden.
Ihr heutiges Gesicht hat die Savoyerstadt ebenso wie die Zähringerstadt seit dem 18. Jahrhundert angenommen, als Bauten wie das Rathaus zum äusseren Stand, das Marcuardhaus (Amthausgasse 5) und einige hervorragende Bürger- und Gesellschaftshäuser an der Marktgasse erbaut wurden.
Ein schönes, wenig beachtetes Gesicht zeigt die Savoyerstadt auch mit der Hauszeile gegen den Theater bzw. Kornhausplatz an dessen westlicher Längsseite.
Teil der oberen Altstadt, ist in der Savoyerstadt bis ins 20. Jahrhundert ein Prozess der rigiden Erneuerung abgelaufen, wobei sich hier vor allem Warenhäuser festsetzten – mit beachtlichen Schaufassaden, aber auch mit Auskernungen. Das bedeutendste Objekt dieser Gruppe ist das Kaiserhaus an der Marktgasse 37 von 1902-1904/1908-1910, das erste moderne Warenhaus Berns.[535]

Die Stadtfuge Kornhausplatz-Theaterplatz-Casinoplatz

Die Entwicklung und Transformation der Stadtfuge am Übergang zwischen der Zähringer- und der Savoyerstadt war ein jahrhundertelanger Prozess, von dessen vielen Phasen bis heute zahlreiche Bauten Zeugenschaft ablegen. Damit gehört dieser Stadtraum zu den vielschichtigsten, interessantesten Orten der Berner Altstadt. Die Stadtfuge ist nicht einfach ein Leerraum, sondern zeigt eine hohe räumliche Konsistenz als gehaltene Platzsituation ebenso wie das schöne «Fenster» zur Kornhausbrücke oder den Diagonalbezug zum Casinoplatz. Das Gebiet ist in Sebastian Münsters Kosmographie von 1550 ebenso lakonisch wie treffend als «Der Platz» bezeichnet. Die Anlage wird nachfolgend entlang der Phasen ihrer Entstehung beschrieben:

[535] Siehe https://bauinventar.bern.ch/pdfs/marktgasse_37.pdf sowie INSA Bern, 1986, S. 503.

Die *erste Phase* fällt in die Zeit zwischen der Stadtgründung 1191 und der Befestigung der Savoyerstadt ab 1255. Die Situation mit Stadtmauer und Torturm, Graben und Brücke entnehmen wir dem Schilderungen zweier Autoren:

> *Auf beiden Seiten dieses Thurms, vorn Marzielethor hinweg bis zur Stelle des jetzigen Untern Grabens, lief ein tiefer Graben, später der Thiergraben benannt, in welchen Hirsche unterhalten wurden; über diesen Graben führte eine steinerne Brücke mit einem Bogen, zur Verbindung mit dem Predigerkloster, welche nach dem großen Brand vom Jahr 1405 verschüttet und der Graben mit dem Schütte der verbrannten Häuser ausgefüllt wurde (Justinger).*[536]

> *Die Dominikaner (...) bereicherten sich merklich in kurzer Zeit, und bauten im Jahr 1280 eine köstliche steinerne Bruk über den Graben beim Zeitglokenthurm, die 125 Jahre gestanden.*[537]

Wohl mangels präziserer Informationen fokussieren die Chronisten auf den Bau dieser steinernen Brücke zwischen der Rathausgasse und dem Areal der Predigerkirche, welche zusätzlich zu der hölzernen ersten Brücke an dem später zum Zeitglocken umgebauten Stadttor errichtet wurde. Die Denkwürdigkeit dieser Brücke hat bereits Chronist Justinger mit den Worten beschrieben *«ist für ein Stuk der schönste Bu gewesen der in der Stat waz»*.[538] Sie entspricht nicht dem Bild, das wir uns von einem Bettelorden des 13. Jahrhunderts machen, sondern verweist auf eine Konkurrenz geistlicher und säkularer Einflusssphären am oberen Stadteingang.
Die Auflösung dieser ursprünglichen Situation begann mit der Fertigstellung der Savoyerstadtbefestigung. In dieser *zweiten Phase* entstanden wohl die ersten Vorläufer der westseitigen Platzbegrenzung zwischen Kornhaus und Hauptwache.
Die *dritte Phase* wurde durch den Stadtbrand von 1405 ausgelöst. Mit dem Schutt, der damals anfiel, wurde begonnen, den wehrtechnisch längst überflüssigen Graben zuzuschütten. Der nördlich der erwähnen steinernen Brücke gelegene Badergraben folgte 1556.[539] Der Füllschutt und die Überreste der Brücke gehören zu den bedeutenden archäologischen Zeugnissen, die noch im Berner Untergrund liegen. Kurz nach der Zuschüttung des Grabens dürften die ersten platzseitig an die erste Stadtmauer gelehnten Häuser gefolgt sein.
Diese Arbeiten schufen die Voraussetzung für eine zeitlich ausgedehnte *vierte Phase,* in welcher entlang der Zeitglockenmauer und am unteren

---

[536] Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 2.

[537] Beat Rudolf Tscharner 1765, S. 5.

[538] Studer 1871, Justinger, S. 28.

[539] Eine besonders kurze und verständliche Zusammenfassung dieser Abläufe ist zu finden in: Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 377.

Abschluss der gegenüberliegenden Savoyerstadt erste Bürger- und Gesellschaftshäuser errichtet wurden.

Abbildung 87: Der Kornhausplatz in Bern, aquarellierte Federskizze von Johann Grimm.
Entgegen der Beschriftung «Der Kornhausplatz in Bern, im Jahr 1732» ist anzunehmen, dass das Blatt kurz nach 1740 entstanden ist.

In der *fünften Phase* folgte die Aktivierung des «Platzes» als Baugrundreserve. Hier fand die Republik an zentralster Lage ein ideales Terrain, um einen ihrer schönsten und wichtigsten öffentlichen Bauten zu realisieren: Das *Grosse Kornhaus,* 1711-15 nach Plänen der Brüder Abraham und Hans Jakob Dünz gebaut. 1738-39 folgte die Reitschule von Samel Lutz, der Vorgängerbau des Stadttheaters. Die Linden der Promenade von 1740, mit der die nun auch als Kornhausplatz bezeichnete Anlage nach Norden abgeschlossen wurde, waren am Ende des 19. Jahrhunderts zu mächtigen Bäumen herangewachsen.

Abbildung 88: Die alte Hauptwache am Theaterplatz, erbaut 1766-67 von Niklaus Sprüngli auf einer Fotografie aus der Zeit um 1910.

Damit war vorweggenommen, wie die Anlage in der *sechsten Phase* an ihrem südlichen Ende in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert verfeinert werden sollte. Im Sinn des Embellissements, dem die ganze Stadt in dieser Zeit unterzogen wurde, entstanden hier in kurzer Folge drei Hauptwerke von Niklaus Sprüngli: 1766-67 die Hauptwache,[540] 1767-70 das Hôtel de Musique[541] und 1773-75 die Bibliotheksgalerie. Mit diesen Interventionen wurde der fortan als Theaterplatz bezeichnete südliche Abschnitt der Stadtfuge zur neuen Mitte der Stadt – kulturell mit einem festlichen Bau für Musik und Theater und auch funktional mit der Polizei, die hier einen zentral gelegenen Stützpunkt erhielt. Die Hauptwache richtete den Platz neu nach Süden aus. Mit der nicht erhaltenen Bibliotheksgalerie schloss Sprüngli an der Ostseite des Hotel de Musique in einer analogen Figur die Hotelgasse ab, und zwischen den beiden auf etwa gleicher Höhe angeordneten Prachtbauten entstand ein Durchgang von der Münstergasse in die Amthausgasse.
Die *siebte Phase,* welche bis ins späte 19. Jahrhundert dauern sollte, war eine Zeit der Konsolidierung. An der Rückwand der Hauptwache entstand eine Häuserzeile, die sich bis weit in den Gerberngraben hinunter zog und bis ins frühe 20. Jahrhundert auf sechs (!) Geschosse anwachsen sollte.

[540] Hofer 1947, KDM Bern 3, S. 394-414.

[541] Hofer 1959, KDM Bern 2, S. 33-61.

Die Front am Ostabschluss der Savoyerstadt wuchs auf vier Geschosse empor.

Abbildung 89: Der Kindlifresserbrunnen, das Kornhaus, die alte Reitschule und die Promenade am Kornhausplatz um 1880.

Phase acht brachte unter dem Druck der Industrialisierung die Hochbrücken. Für den Zugang zum Brückenkopf der Kirchenfeldbrücke, erbaut 1881-83, wurde östlich an der Hauptwache vorbei ein diagonaler Durchgang ausgebrochen und ein Lehnenviadukt erstellt. An der Nordseite des Kornhausplatzes entstand 1895-98 die Kornhausbrücke. Der Bau der beiden Brücken veränderte die gesamte Stadttopografie, indem die Hauptausrichtung der Anlage um 90° gedreht wurde – die Voraussetzung, aus der ruhenden, räumlich gefassten Stadtmitte einen Transitraum werden zu lassen, waren geschaffen.
Phase neun: Der Bau des Stadttheaters 1901-03 und des Casinos 1906-08 war noch der alten Idee einer festlichen Stadtmitte verpflichtet: die zwei neuen Tempel bürgerlicher Kultur schmückten das Stadtbild auch als Willkommensgesten und Pförtner gegen die neuen, mit den Hochbrücken erschlossenen Quartiere.
Phase zehn brachte in der Zwischenkriegszeit den Abbruch der Häuser am Gerberngraben und den Bau der Autohalle Kasinoplatz.[542] Auf dem Dach derselben entstand der Casinoplatz sowie die kleine Aussichtsterrasse gegen den Aarehang. Ungeachtet des Programms überrascht diese moderne Anlage mit einer hohen baukulturellen Qualität. Mehr zum Casinoplatz im Kapitel Die südliche Peripherie.

[542] Zum Vorbestand dieser Anlage hat der archäologische Dienst einen informativen Flyer publiziert unter www.kultur.bkd.be.ch/de/start/themen/archaeologie/publikationen-archaeologie/weitere-publikationen-archaeologie.html, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

Unter *Phase elf* lassen sich schliesslich die Bauten beschreiben, die sich angeschickt haben, den neuen Casinoplatz in altbernischer Manier in die Altstadtbebauung einzubinden. Die dominierende Rolle spielt dabei das Geschäftshaus Casinoplatz 2, das mit Lauben, Sandsteinfassade, angedeuteter Ründe und vaterländischem Fresko als vergrösserte Adaption des abgebrochenen Jennerhauses an der Hotelgasse die Erinnerung an die einstige Situation pflegt.

Die äussere Neuenstadt

Dass die Stadt Bern nach 1343, also innerhalb verhältnismässig kurzer Zeit, eine zweite Vorstadt erhalten sollte, spricht für ihre wirtschaftliche und politische Prosperität.[543] Wir lesen:

> *Nach der militärischen Bedrohung während des Laupenkrieges beschloss der Berner Rat, die seit dem 13. Jahrhundert zwischen dem ehemaligen Gloggnertor, da nu die kebye (Käfigturm) ist, und dem Heiliggeistspital entstandene Vorstadt mit dem Bau eines 1100 Meter langen, schliesslich mit 18 Türmen und vier Stadttoren befestigten Mauerrings gegen Westen abzusichern.*[544]

Andernorts:

> *Im Jahr 1346 fing man an, den übrigen Theil der Stadt bis zum Spitalthurm, jetzt der Christoffelthurm oder Goliaththurm genannt , und die Ringmauer daselbst zu bauen, was in Zeit von achtzehn Monaten vollendet wurde.*[545]

Die äussere Neuenstadt war die letzte mittelalterliche Stadterweiterung Berns. Sie bildete bis zum Bau der Schanzen im 17. Jahrhundert den Westabschluss der Stadt.
Der Grundriss dieser Stadterweiterung wird von folgenden Gassen präzise abgebildet: Schauplatzgasse, Spitalgasse, Neuengasse, Aarbergergasse und Speichergasse. Die Geometrie dieser Gassen beschreibt im Prinzip einen regelmässigen Fächer. Dies wird freilich oft übersehen, weil die Spitalgasse als Hauptachse den Stadtteil in einer ausgeprägten Diagonale durchquert. Diese Sonderform beruht auf zwei Elementen, die ins 12. bzw. 13. Jahrhundert zurück gehen: Der Verlauf des Stadtbaches am

---

543 Mehr zu den historischen Umständen der zweiten Stadterweiterung: www.bern.ch/themen/stadtrecht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv/suche-nach-themen-und-ereignissen/internetpublikation-gott-ist-burger-zu-bern/raeumliche-gliederung-des-stadtgebiets/stadtquartiere/aeussere-neustadt, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

544 Gerber 1994, öffentliches Bauen, S. 26.

545 Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 2.

Scheitelpunkt der Aarehalbinsel sowie der Standort des Heiliggeist-Klosters, das vor 1228 draussen vor den Toren der Stadt errichtet worden war. Diese Institution war früh von der Stadt übernommen und die Kirche war in der Reformation säkularisiert worden. Der Ersatz dieser Bauten führte im 18. Jahrhundert zu dem grossartigen Ensemble, welches über den Abbruch der Stadtmauer und des Christoffelturms 1865 hinaus bis heute den oberen Stadteingang konstituiert.
Der äusseren Neuenstadt wohnt somit ein faszinierendes Paradox inne: Das Primärelement Spitalgasse mit Stadtbach fällt wie eine Störung aus dem deutlich später angelegten Stadtteil heraus. Siehe dazu auch das Kapitel Überformung, Tabula Rasa und Beharrungsvermögen.
Doch zurück zum Grundriss: Die Stadtmauer verlief, ausgehend vom Christoffelturm, in auffallend geraden Linien nach Norden und nach Süden; im Bereich des Christoffelturmes wiesen die Befestigungsanlagen einen ausgeprägten Knick auf. Wie die Befestigung der Savoyerstadt besass diese Stadtmauer nebst dem Haupttor zwei zusätzliche Tore: am oberen Ende der Aarbergergasse das Aarbergertor, am oberen Ende der später von der Bundesgasse überformten Werkhofgasse das obere Marzilitor (siehe *Abbildung 31).*

Ein Stadtteil auf Reserve
Die äussere Neuenstadt reichte bis ins 19. Jahrhundert als Raumreserve aus, um das Wachstum der ganzen Stadt aufzufangen. Im 18. Jahrhundert entstanden in diesem Bereich einige hervorragende Wohnbauten: Beispielsweise die fünfteilige Zeile an der Spitalgasse 34-42, am Ort des ehemaligen Heiliggeistspitals 1736-40 von Abraham Wild errichtet, oder der Kirchbergerhof an der Spitalgasse 17 von 1770-72 – er wird Niklaus Hebler und Ludwig Emanuel Zehnder zugeschrieben.
Der an ein Sommerhaus erinnernde Prachtbau an der Neuengasse 24 zeigt mit seinen nur zwei Geschossen, dass sich der Verdichtungsdruck in diesem Quartier mindestens bis ins 18. Jahrhundert in Grenzen hält. Ein Hauptgrund ist das Fehlen einer angemessenen Wasserver- und Entsorgung mit Stadtbach und Ehgräben aufgrund des ebenen Terrains – ein Makel, der erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Einführung der Kanalisation beseitigt wird (siehe Brauchwasserentsorgung: Die Ehgräben). So prägen bis ins 20. Jahrhundert landwirtschaftliche Bauten diesen nördlichen Quartierteil.

Abbildung 90: Scheune an der Ecke Genfergasse/Aarbergergasse anlässlich des Abbruches des alten Zuchthauses 1894.
Das bald darauf für den Bau des Simplonhauses abgebrochene Gebäude war einer der letzten Zeugen der landwirtschaftlichen Nutzungen in der äusseren Neuenstadt.

Schneller, tiefgreifender Wandel

Die Inbetriebnahme des Bahnhofes 1857 löste eine stürmische bauliche Erneuerung des Quartiers aus. Sie ging mit vielen Flächensanierungen einher und wird bis heute stark kritisiert, weil Verluste zu beklagen waren. Tatsächlich zeichnet sich die äussere Neuenstadt unter den Quartieren der Altstadt dadurch aus, dass in ihr Bauten koexistieren, die bezüglich Entstehungszeit, Körnung, Anspruchsniveau und Qualität höchst unterschiedlich sind.

Im Verlauf dieses Prozesses ereigneten sich nicht nur hinsichtlich der Bausubstanz, sondern auch der Stadttopografie folgenreiche Prozesse. Hier seien besonders die positiven Aspekte derselben hervorgehoben. Der Wandel des Quartiers zur Geschäftsstadt, in jüngerer Zeit mit Charakterzügen einer Fussgängerzone, ging mit der Erhöhung von vier auf fünf Geschosse und flächendeckender Nachverdichtung einher, ohne dass der Stadtraum dadurch auseinandergefallen wäre. Das Stadtzentrum verlagerte sich vom Theater- und Kornhausplatz an den Bubenbergplatz.

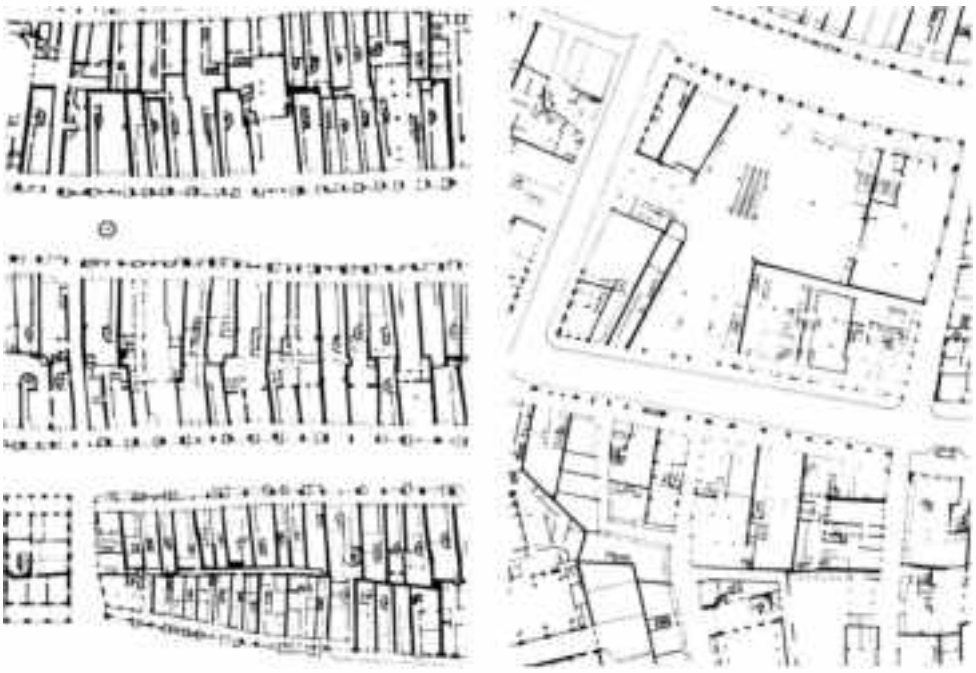

Abbildung 91: Erdgeschosspläne in der unteren (links) und oberen Altstadt (rechts)
Der von Jürg Schweizer 1982 publizierter Planvergleich zeigt eindrücklich, wie sich die vielerorts ausgekernte obere Altstadt (rechts) heute strukturell von der unteren Altstadt unterscheidet, in welcher ein grosser Teil der Bausubstanz aus dem 12. bis 18. Jahrhundert erhalten ist (links).

Besonders im frühen 20. Jahrhundert entstand in der äusseren Neuenstadt eine grosse Anzahl hervorragender Geschäftshäuser – am eindrücklichsten vielleicht an der unteren Spitalgasse, wo Architekten wie Albert Gerster, Eduard Joos, Hans Weiss, Franz Trachsel, Walter von Gunten und andere sich mit Neubauten ins Stadtbild eingegliedert haben. Die Qualität dieser Bauten ist bis heute kaum angemessen gewürdigt worden (siehe Das Hotel und Geschäftshaus Spitalgasse 9, Passagen). Dieser neue Teil der Altstadt vermag über den Verlust von Monumenten wie Christoffelturm, Holzwerkhof, Salzmagazin, Ballenhaus, Spitalkornhaus und anderen Bauten zwar nur bedingt hinwegzutrösten, zeigt aber auf valable Weise auf, dass und wie es gelungen ist, die Idee und die Spannung der Berner Altstadt mit einer kühnen Transformation in die Moderne zu tragen.

Die Stadtfuge Bundesplatz-Bärenplatz-Waisenhausplatz

Die Entstehung der Stadtfuge entlang der savoyischen Stadtbefestigung gleicht in vielem dem Prozess, der an der Stadtfuge am Kornhaus- und Theaterplatz ablief. Auch hier wurde eine natürliche Verwerfung des Geländes genutzt, um die Savoyerstadt zu befestigen. Konrad Justinger berichtete:

Dem (Herren von Safoy) geviel es wol, und gieng mit sin selbs person, mit reten und bürgern, und begreif ein Vorstat mit einem Graben, daz nu heisset der Tiergrab.[546]

Zur späteren Entwicklung des Platzes lassen wir Berchtold Weber zu Wort kommen:

An der Stelle des heutigen Bärenplatzes befand sich seit 1256 der Graben vor der 3. Stadtbefestigung. 1513 wird der nördliche Teil als Bärengraben abgetrennt. 1578 verschwindet die Brücke vor dem Käfigturm, und 1579 wird der Südteil des Grabens aufgefüllt. Kurz vorher beginnt die Überbauung des östlichen Zwingelhofes. Der Südteil des Platzes wird zum Heu- und Holzmarkt. 1668/69 wird der Rossmarkt hierher verlegt. Nach der Aufhebung des Bärengrabens wird auch dieser Platzteil ausgeebnet und heisst im nördlichsten Teil Holzmarkt und im mittleren Teil Viehmarkt. Der Name B. kommt erst in der Mitte des 19. Jh. auf.[547]

Abbildung 92: Johann Ludwig Nöthiger, 1743, Prospect des Gefangenschaffts Thurns zu Bern.
Der Bärenplatz, heute ein Zentrum des Stadtlebens, wurde während Jahrhunderten kaum der Darstellung würdig befunden. So ist dieser Stich eine der ganz wenigen Abbildungen, welche eine Idee dieses Platzes mit dem ersten Bärengraben, den Bauten des Holzwerkhofes und mit offenem Ausblick auf den Gurten vermitteln.

[546] Justinger, S. 19.

[547] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 27.

Topografie
Die Stadtfuge am Käfigturm unterscheidet sich räumlich stark von der Stadtfuge am Zeitglockenturm, u. a. angesichts der grosszügigen und grossflächigen Platzflächen und der praktisch vollumfänglichen Überformungen. Es ist schwierig, uns ein Bild von ihrem ursprünglichen Charakter zu machen. Bekannt ist, dass die natürliche Topografie am oberen Graben (am Übergang des heutigen Bundesplatzes zur Bundesgasse) eine deutlichen Einschnitt aufwies und dass am heutigen Waisenhausplatz von einer markanten Geländestufe mit Namen Tachnaglergraben bestand, die auf zahlreichen Planveduten dokumentiert ist (siehe Bildliche Darstellungen). Der grösste Teil des der Stadtmauer vorgelagerten Grabens wurde jedoch künstlich ausgehoben und befestigt.
Mit der Befestigung der äusseren Neuenstadt haben hier ähnliche Prozesse stattgefunden wie zuvor in der Stadtfuge am Zeitglocken: der Graben wurde zugeschüttet, im Bereich der Stadtmauer und des vorgelagerten Zwingers sind Privathäuser entstanden. In diesem Zustand präsentiert sich das Gebiet bereits um 1550 auf der ersten Stadtdarstellung in Sebastian Münsters Topografie (*Abbildung 1).* Auf diesem Plan bezeichnet die Beschriftung «Bern Grub» den ersten uns bekannten Bärengraben, der im Platzabschnitt südlich der Hauptachse mit dem Stadtbach ausgespart worden war.

Nutzung
Die grossflächige Stadtfuge war ideal für Märkte. So haben hier der Heu- und Holzmarkt, ab 1668-69 der Rossmarkt, nach Aufhebung des Bärengrabens auch der Viehmarkt stattgefunden. Der nördlich anschliessende Waisenhausplatz diente gelegentlich als Weinplatz, ab dem 18. Jahrhundert als Schweinemarkt (siehe Märkte).
Der wichtigste bauliche Akzent am heutigen Waisenhausplatz war seit dem Spätmittelalter das Zeughaus. Dieses befand sich im Bereich der heutigen Zeughaus- und Nägeligasse, Das Zeughaus schnürte das Gebiet des heutigen Waisenhausplatzes deutlich ein und unterteilte dieses in den Zeughausplatz im südlichen Abschnitt und den Waisenhausplatz im nördlichen Abschnitt. Es wurde Ende des 19. Jahrhunderts abgebrochen.

Transformationen
Die heutige Bebauung der Stadtfuge stammt mit Ausnahme der beiden älteren Befestigungsbauten (des Holländerturmes und des im Barock neu erbauten Käfigturmes) aus dem 18. bis 20. Jahrhundert. Besonders mit der Wahl zur Bundesstadt und der Ankunft der Eisenbahn hielt hier eine Dynamik Einzug, bei welcher Bauten teilweise innert weniger Jahrzehnte errichtet und wieder ersetzt wurden.
Mit dem Zeughaus an der Südostseite und dem Holzwerkhof an der Nordwestseite hatte der Platz informelleren, peripehereren Charakter als die Anlage am Theater- und Kornhausplatz. Zwar wurde auch hier in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts versucht, den Raum an den Schmalseiten zu

fassen: Im umgekehrter Analogie zur erwähnten Stadtfuge am Zeitglocken entstand hier am Südabschluss (Oberer Graben) eine Lindenpromenade, von deren Lieblichkeit später das alte Casino profitierte (siehe Die südliche Peripherie – Topographie und Areale). Als nördlichen Abschluss erbaute Ludwig Emanuel Zehender 1782-1786 das Knabenwaisenhaus. Dieses setzt, ähnlich der Hauptwache am Theaterplatz, als Solitär einen den Raum organisierenden Akzent. Mit dem Abbruch des Zeughauses gewann der stadträumliche Auftritt des Knabenwaisenhauses zusätzlich an Bedeutung. Die wichtigste Transformation erfuhr die Stadtfuge mit dem Bau von Bundesplatz und Parlamentsgebäude an der Wende zum 20. Jahrhundert. Sie bildeten einen neuen südseitigen Platzabschluss. Dass diese Bauten aus der Achse der Stadtfuge gerückt sind, mag zum Entscheid für die markante Kuppel beigetragen haben: dank ihr beherrscht das Parlamentsgebäude trotz seiner verschobenen Stellung dennoch weiträumig den Bären- und Teile des Waisenhausplatzes.

Abbildung 93: Anonymer Fotograf, Bärenplatz mit Parlamentsgebäude und Bärenplatzbrunnen, um 1905.

Während der südliche Teil der Anlage damit gefasst und gewissermassen nobilitiert wurde, fand auf dem Waisenhausplatz eine konträre Entwicklung statt: Die Unterbauung der Anlage mit dem Waaghausparking führte in den 1950er Jahren zur Ausnivellierung der Fläche, welche sich heute tatsächlich als Überdeckung einer Tiefgarage anfühlt.
Die jüngste Geschichte des Waisenhausplatzes ist von den Schulen geprägt, die hier Ende des 19. Jahrhunderts ihre Tätigkeit aufgenommen haben. Das ehemalige Progymnasium ist heute ein Mittelpunkt des Kultur-

und Nachtlebens. Einen wahrscheinlich unterschätzten Impuls zur neueren Entwicklung der Anlage übte 1983 die Einweihung 1983 Meret-Oppenheim-Brunnens aus (siehe Brunnen – Typen und Entwickungen). Bären- und Waisenhausplatz werden derzeit nach einem 1990 preisgekrönten Wettbewerbsentwurf des wohl bedeutendsten Schweizer Landschaftsarchitekten Dieter Kienast (1945-98) neu gestaltet. Damit soll die atmosphärische und stadträumliche Qualität der Anlage gesteigert und diese zu einem wertvollen Aufenthaltsraum gemacht werden.

Die Quartiere des 19. und 20. Jahrhunderts

Die städtebauliche Logik der Stadt Bern ist in der Geschichtsschreibung oft in einem Grundmodell mit den Phasen Zähringerstadt, Savoyerstadt, äussere Neuenstadt und Aussenquartiere beschrieben worden. Dabei haben verschiedene Autor*innen unterhalb der Zeitglockenbefestigung unterschiedlich nuancierte Gewichtungen verschiedener Teilbereiche (Inneres und äusseres Burgum, Mattenquartier) vorgenommen.
Auch in dem hier vorliegenden Werk wird dieses Grundmodell als Ausgangspunkt genommen. In den zwei vorangehenden Kapiteln sind die Stadterweiterungen des 13. und 14. Jahrhunderts, also die Savoyerstadt und die äussere Neuenstadt gesondert behandelt worden und besondere Aufmerksamkeit wurde den «Stadtfugen» gewidmet.

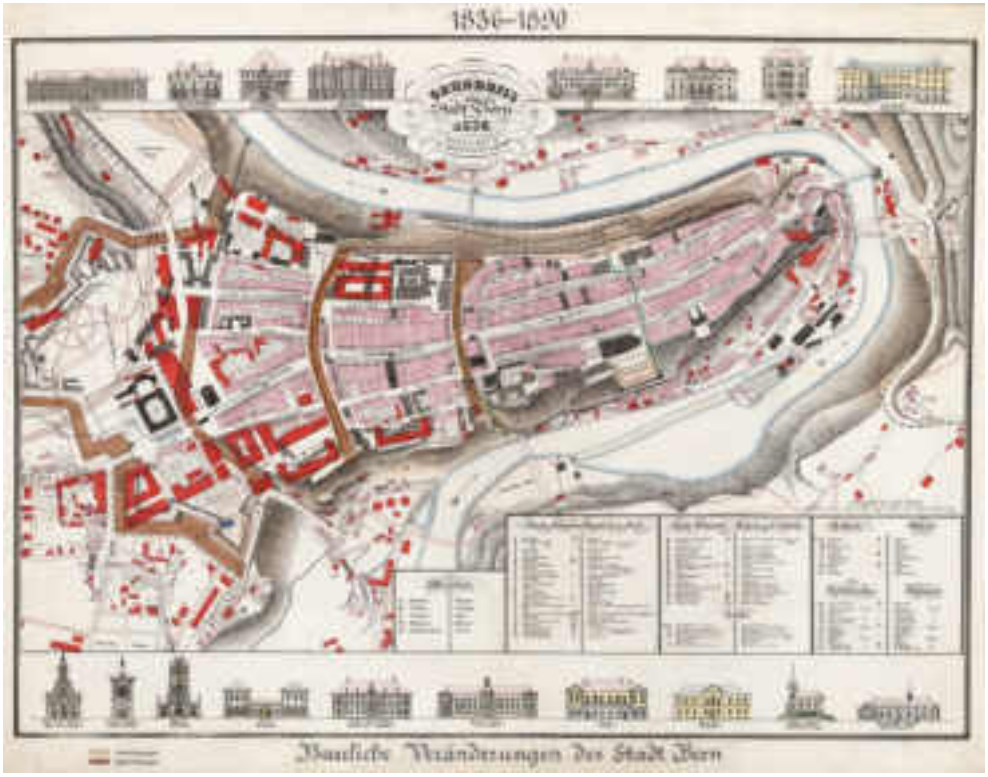

Abbildung 94: Matthias Gottfried Eichler, Bauliche Veränderungen der Stadt Bern, 1890.
Das Blatt baut auf dem gedruckten Monumentalplan Johann Jakob Oppikofers *(Abbildung 41)* von 1838 auf und stellt die städtebaulichen Interventionen des 19. Jahrhunderts mit einem persischroten Überdruck dar. Zusätzliche Farben stellen Terrainveränderungen dar, rosa, gelbe und blaue Kolorierungen heben die Monumente hervor. Die Darstellung macht deutlich, dass an der Peripherie der oberen Altstadt eine städtebauliche «Klammer» in Entstehung begriffen ist.

Hier soll nun ausgeführt werden, wie an der Peripherie der oberen Altstadt seit dem 19. Jahrhundert eine städtebauliche «Klammer» entstanden ist, welche sich sowohl hinsichtlich des Stadtgrundrisses wie auch der Massstäblichkeit und der Bausubstanz von den mittelalterlichen Quartieren unterscheidet, also teilweise eigenen stadttypologischen Gesetzmässigkeiten folgt. Als Teilbereiche dieser städtebaulichen Klammer werden in den nachfolgenden Kapiteln der Stadtraum Bahnhof Bern, die Stadtsüdflanke und die Stadtnordflanke separat behandelt.

Abbildung 95: Planvedute von Friedrich Bernhard Werner (Janssonius) 1657 (Ausschnitt).
Das Stadtbild Berns hat sich in der Neuzeit somit vor allem an der Peripherie der oberen Altstadt grundlegend gewandelt. Wo heute die Repräsentativbauten aus der Zeit seit der Ernennung zur Bundesstadt mit den Bundeshäusern einen eindrücklichen Prospekt entfalten, prägten umfangreiche Befestigungswerke aus der Zeit zwischen dem 13. und dem 17. Jahrhundert das Bild.

Stadtraum Bahnhof Bern

Phasen der städtebaulichen Entwicklung

Die räumliche Struktur des Gebiets erfährt wichtige Prägungen bereits zur Zeit der Stadtgründung mit dem Stadtbach und später mit der zweiten mittelalterlichen Stadterweiterung durch den Bau der Stadtmauer im Bereich des Christoffelturms. Dieser Stadtraum ist vor allem in jüngerer Zeit auch der am stärksten von funktionalen Anforderungen beanspruchte Teil der Altstadt. Seit der Stadtgründung haben hier unterschiedlichste, einander teils zuwiderlaufende Prozesse stattgefunden. Der heutige Stadtraum Bahnhof Bern ist der Bereich innerhalb des Welterbe-Perimeters mit der der höchsten Entwicklungsdynamik.
Was das Wesen des Stadtraumes Bahnhof Bern anbelangt, ist dieser mit den Stadtfugen an der Zeitglocken- und Käfigturmbefestigung verwandt, und zwar insofern, als er durch eine mittelalterliche Stadtbefestigung und das während Jahrhunderten bestimmende Bild des Christoffelturms geprägt war (siehe Christoffel).

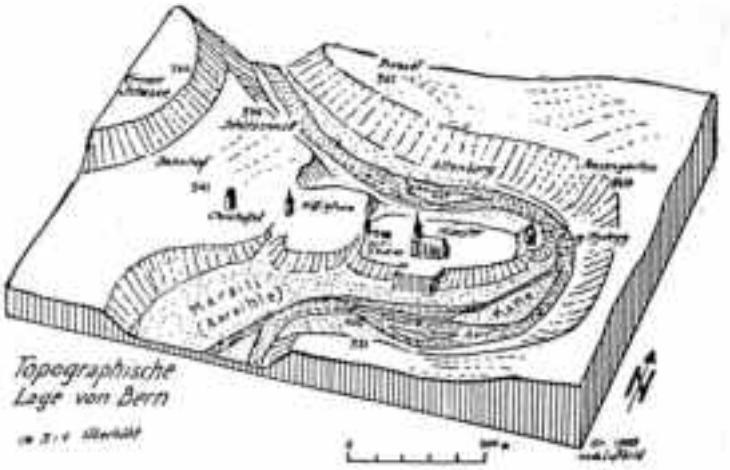

Abbildung 96: Georges Grosjean, Topografische Lage von Bern.
Im Vergleich zu den Stadtfugen am Zeitglocken- und Käfigturm waren die natürlichen Geländevorgaben für den Bau der dritte Stadtbefestigung weniger günstig.

Lage und Bauart dieser Stadtbefestigung waren freilich weniger durch einen natürlichen Geländeeinschnitt bzw. eine Schmelzwasserrinne vorgegeben als vielmehr durch den Sicherheitsabstand zum Länggassplateau. Der nördliche Abschnitt im Bereich der heutigen Genfergasse kam sogar in eine für den Bau einer Befestigung ungünstige Senke zu liegen. Das Gelände bot somit, abgesehen von einer leichten Geländeverwerfung im Bereich des Bundesrains, für den Bau einer Stadtbefestigung nicht gleich günstige Voraussetzungen, wie sie den vorangehenden mittelalterlichen Befestigungswerken entgegengekommen waren. Es ist daher davon auszugehen, dass Graben und Zwinger hier weitgehend künstlich erbaut werden mussten. Dies gilt in den wesentlichen Belangen auch für die Schanzenanlagen des 17. Jahrhunderts.
Von einer Stadtfuge kann hier auch deshalb nur bedingt gesprochen werden, weil die Fortsetzung der städtischen Bebauung an der Westseite erst viel später erfolgte und vor allem mit den Bahnhofbauten eine sehr eigenwillige Typologie besitzt.
Nachdem mit dem Bau des Burgerspitals die städtebauliche Entwicklung erstmals in den Bereich ausserhalb der mittelalterlichen Stadtmauer übergesprungen war, wurden innerhalb dieses Schanzengürtels verschiedene öffentliche Infrastrukturen und Bauten angesiedelt. Noch heute setzt sich der Bereich aus einem unteren, flacheren Geländeteil, der Hanglage sowie der Anhöhe auf dem Länggassplateau zusammen. Das unten gelegene Gelände war vorwiegend öffentlichen Nutzungen gewidmet (dies gilt auch für den Aussenraum, welcher teils als Aufmarsch- und Exerziergelände der militärischen Nutzungen diente). Im Hangbereich dokumentieren die historischen Karten seit dem 17. Jahrhundert diverse partikulare Landhäuser mit Terrassierungen und Gärten – die Spuren dieser Bebauung sind mit dem Bahnhofbau allesamt verschwunden. Auf dem oberen Plateau waren die eigentlichen Schanzenanlagen mit Mauern und Gräben angeordnet.

Konstituierung und Konsolidierung

Die nächste räumliche Umwälzung wurde durch die Öffnung der Stadt in der Folge der französischen Besetzung von 1798 ausgelöst. Der militärische Verteidigungsgürtel hatte sich ins weitere Umland verlagert, die Befestigungen waren hinfällig geworden. Die neue politische Ordnung brachte nun auch eine neue Rechtsordnung, in welcher die unterschiedliche Behandlung des umgürteten Stadtgebiets und des Umlandes aufgehoben wurde. Dadurch verloren die Befestigungen auch sozial und politisch ihre Funktion. Teils bereits versteinert bzw. an der Innenseite mit Bauten zugebaut, wurden die mittelalterlichen Stadtmauern nun abgetragen und die Stadtgräben zugeschüttet. Dabei entstanden unter anderem das innere Bollwerk (die heutige Genfergasse) und der Hirschengraben.

Der entscheidende Schritt der Stadtwerdung im heutigen Stadtraum Bahnhof war freilich bereits gegen Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem Bau der Heiliggeistkirche und des Burgerspitals eingeleitet worden: Die Architekten Niklaus Schiltknecht und Joseph Abeille respektierten und stärkten die Spitalgasse als städtebauliche Achse. Diese Konstellation war so stark, dass der Stadtraum hier oben erstmals für Bern mit einer weitgehend orthogonalen Struktur grossräumig (vom Bahnhofplatz über die Bundesgasse bis hinunter an den heutigen Bundesplatz) neu organisiert wurde (siehe Bahnhofplatz).

Abbildung 97: Murtentor, Hirschengraben und oberer Stadteingang. Fotografie, um 1880.

Erosion

Nach dieser städtebaulichen Konsolidierungsphase war die Entwicklung des Stadtraums Bahnhof vor allem durch den Verkehrsdruck determiniert. 1930 wurde der Bahnhof, welcher bislang als Kopfbau bis auf die Flucht von Burgerspital und Heiliggeistkirche vorgestossen war, um rund 35 m nach Norden zurückversetzt. Gleichzeitig wurde das Adrian von Bubenberg-Denkmal, welches seit 1897 räumlich und symbolisch mit unübersehbarer Abwehrgeste den westlichen Stadteingang markiert hatte, ans obere Ende des Hirschengrabens versetzt, um dem Verkehrsfluss am oberen Stadteingang Platz zu machen. Damit setzte eine im Wesentlichen bis heute andauernde Entwicklung ein, bei welcher der motorisierte Individualverkehr zunehmend das städtische Leben zu dominieren begann.

Abbildung 98: Die Baustelle des neuen Bahnhofes, 1970. Die Foto zeigt sehr deutlich, wie mit dem Bau des neuen Empfangsgebäudes ein wichtiger Teil des alten Bahnhofplatzes konsumiert wurde.

Der Höhepunkt dieser Entwicklung war die Einweihung des neuen Bahnhof-Empfangsgebäudes um 1970, dessen Vorraum als Wendeschlaufe gestaltet war (siehe *Abbildung 20).* Seither wird hier der gleiche verschärfte Interessenkonflikt ausgetragen, wie in den meisten anderen Städten Europas und anderer Kontinente, nämlich den Stadtraum vom Verkehr zu entlasten und ihn den Menschen zurück zu geben. Mit dem Bau des neuen Bahnhofes und der Bauten an der Westseite des Bollwerks setzte sich zudem die von der städtebaulichen Ordnung der Zeit um 1875-1925 stark abweichende Raumvorstellung eines isotropen Raumkontinuums durch, von dem das räumlichen Denken der Moderne durchsetzt war. Diese Raumvorstellung prägte die Setzung des neuen Empfangsgebäudes als Verdoppelung des Burgerspitalgrundrisses sowie die Abfolge der Bollwerkbauten, die

sich bis an den Aufgang von der Aarbergergasse zur Parkterrasse als Abfolge orthogonaler, nahezu quadratischer Grundrisse fortsetzt. Die Setzung des Empfangsgebäudes besiegelte auch das Ende des ursprünglichen Bahnhofplatzes.

Zwischen den Thoren – Christoffelplatz - Bubenbergplatz
Dieser Stadtraum wurde im 17. Jahrhundert definiert, als in der Fortsetzung der Spitalgasse und des Christoffelturms in der westwärts gelegenen Bastion des Schanzengürtels 1625-26 von Daniel Heintz das so genannte Obertor, später auch Murtentor genannt, angelegt wurde. Innen und aussen begrenzt durch zwei Torbauten mit zugehörigen Brücken und Aquädukten des Stadtbaches, entstanden in diesem Zwischenraum zunächst extensive Bebauungen. Gegen 1740 erbaute Joseph Abeille das Burgerspital, welches fortan mit der an der Stadtinnenseite des Christoffelturms gelegenen Heiliggeistkirche den Stadtauftakt bildete. Dabei setzte das Burgerspital allen Ankommenden gegenüber ein Zeichen für Stadt und Republik Bern als fürsorgliches Staatswesen. Der Stadtraum «zwischen den Thoren» war, so weit die Quellen zurück reichen, mit der so genannten Rossschwemme besetzt, einem flachen Becken des Stadtbaches, das hoch zu Ross oder mit Fuhrwerken genutzt werden konnte, um den Strassendreck abzuspülen *(Abbildung 67).*
Die Hinfälligkeit der Wehrfunktion der Tore nach dem Einmarsch der napoleonischen Truppen 1798 führte dazu, dass das Obertor um 1820 durch zwei klassizistische Wachhäuschen, verbunden mit einem Eisengitter, ersetzt wurde. Der Abbruch des Christoffelturms 1865 und das schrittweise Verschwinden des Murtentores bewirkten im späten 19. Jahrhundert, dass die Platzanlage zunehmend mit der Laupenstrasse und der Spitalgasse verfloss. Die Fontäne in der Rossschwemme, ab 1880 flankiert von zwei Baumreihen, kompensierte diesen räumlichen Verlust mit einem Filter und einem zeichenhaften Akzent (siehe Trinkwasser-Moderne Systeme).
Zur Erinnerung an den verschwundenen Turm trug der Raum «zwischen den Thoren» ab den 1880er Jahren den Namen Christoffelplatz. In der gleichen Zeit begann die architektonische Fassung der Anlage: das Café Rudolf stadtauswärts, das Quartier an Christoffelgasse und Bogenschützenstrasse gegen Süden bis zur Bundesgasse hin, ein opulent geschmücktes gründerzeitliches Eckhaus gegen Nordwesten. Was fehlte, war ein angemessener Stadtauftakt. Aus diesem Mangel heraus entstand der Wettbewerb für das Bubenberg-Denkmal, mit dessen Einweihung 1897 der Platz zum Bubenbergplatz umgetauft wurde.

Abbildung 99: Der Bubenbergplatz nach der Einweihung des Bubenberg-Denkmals, 1897.

Aus Sicht des Weltkulturerbes Berner Altstadt gelang es nach dem Bahnhofneubau 1857 und dem Abbruch des Christoffelturmes 1865, den Bereich zwischen den Thoren in eine neue, klare Ordnung zu überführen. Diese Ordnung war einer verhältnismässig strengen Orthogonalität verpflichtet, die sich freilich an der wichtigen Ausfallsachse des oberen Stadteingangs und den bedeutenden Bauten des 18. Jahrhunderts orientierte. Ein vergleichbares räumliches Denken prägte übrigens auch die städtebauliche Anlage an der Südseite des heutigen Bubenbergplatzes bis und mit zur Bundesgasse, wo ein überaus massvoll dimensioniertes gründerzeitliches Quartier entstand.
Ein wichtiger Teilbereich des Bubenbergplatzes ist die Ausweitung in dessen östlichem Bereich. Die Leerstelle, die durch den Abbruch des Christoffelturms entstand, wurde städtebaulich mit dem neuen Bahnhof und als Vis-à-Vis der Eidgenössischen Bank (heute UBS) kompensiert. Dieser Teilraum bildet insofern eine räumlich bedeutsame Mitte, als sich von ihm aus Sichtfenster in der Richtung der Hauptachse auf den Käfigturm und das Café Rudolf ebenso wie durch die Christoffelgasse auf den Gurten, die Schauplatzgasse auf das Münster und das Bollwerk auf die Schützenmatte öffnen (siehe Das Wandern der Stadtmitte im Verlauf der Jahrhunderte). Bis zum Bau des neuen Bahnhofes war in diesem Raum auch der Kranz der öffentlichen Bauten auf der grossen Schanze sichtbar gegenwärtig. Die grandiosen städtebaulichen Bezüge dieser Situation gingen nach Ende des 20. Jahrhunderts verloren. Das neue Bahnhof-Empfangsgebäude wurde in

die Sichtachse gegen das Bollwerk gestellt, Infrastrukturen wie die Aufgänge aus der Christoffelunterführung oder in jüngerer Zeit der Baldachin haben diese Mitte mit funktionalen Bauteilen besetzt.
Im Verlauf des 20. Jahrhunderts lösten einander auf dem Bubenbergplatz zahlreiche Verkehrsinfrastrukturen ab, unter denen er freilich nie mehr die Klarheit erhielt, die er mit dem Heimatstil-Tramhäuschen von 1914 besessen hatte. Die Versetzung des Denkmals 1930 an den Hirschengraben und die Aufhebung der Rossschwemme führten zur bis heute andauernden stadträumlichen Auflösung.

Bahnhofplatz
Die heutigen räumlichen Schwierigkeiten des Stadtraums Bahnhof hängen ursächlich damit zusammen, dass in dem als «Bahnhofplatz» bezeichneten Bereich verschiedene Massstäbe, bauliche Typologien, Nutzungen und kontroverse Raumvorstellungen in einer unklar definierten Raumfigur zwischen Bollwerk und Bubenbergplatz verfliessen. Die Weiterentwicklung dieses Bereichs setzt eine stadträumliche Klärung im Sinn einer langfristigen Logik voraus, die wie folgt charakterisiert werden kann:
Der Raum nördlich der Heiliggeistkirche war über die Schleifung der diagonal verlaufenden mittelalterlichen Stadtmauer um 1830 hinaus eine städtebaulich schlecht definierte Fuge. Die Inbetriebnahme des ersten Bahnhofes löste einen stadträumlichen Konsolidierungsprozess aus, welcher den städtebaulichen Übergang zur Altstadt ordnete und organisierte. Das Bahnhofgebäude initiierte mit seinem repräsentativen Ostausgang, mit seiner Bezugnahme auf die Heiliggeistkirche und seiner präzisen Setzung eine Stadtwerdung, welche ihren Abschluss mit dem Bau der Schweizerhoflaube und des Gebäudes der Genfer Versicherung gegen 1925 fand. Die platzartige Ausweitung an der Pforte zur Neuengasse bildete schon Mitte des 19. Jahrhunderts den scharnierartigen Übergang zum inneren und äusseren Bollwerk – also der Genfergasse und dem Bollwerk, welche den Bahnhofplatz diagonal schneiden, ohne ihn zu zerstören. Die Genfergasse markiert bis heute den Verlauf der mittelalterlichen Stadtmauer.
Dieser Bahnhofplatz hatte ausgesprochen gut austarierte Dimensionen und Proportionen. Für alle Eisenbahnreisenden war er ein markanter, gediegener Ankunftsort in Bern, anfänglich noch mit gepflegtem Stadtgrün. Stadtwärts schloss sich ihm ein Hotelquartier an, von dem heute noch der Schweizerhof und das Savoy bestehen.

Abbildung 100: Der Bahnhofplatz von Norden, vor 1902.

Abbildung 101: Der Bahnhofplatz von Süden, um 1925.

Die städtebauliche Auflösung des Stadtraums Bahnhof Bern wurde von der Auflösung dieses Bahnhofplatzes begleitet. Bis weit ins 20. Jahrhundert bot er noch Raum für den Kopfbahnhof der Solothurn-Zollikofen-Bern-Bahn, danach dominierten gänzlich Wendeschlaufen und andere Verkehrsinfrastrukturen. Mit dem Bau des neuen Empfangsgebäudes wurde die Platzfigur an empfindlicher Stelle beschnitten und wurden die klaren räumlichen Verhältnisse und Sichtbeziehungen dauerhaft in Mitleidenschaft gezogen.

Bollwerk

Der Name Bollwerk ist der deutsche Analogbegriff zum französischen «Boulevard». Dieser Typus ist in praktisch allen europäischen Städten im Bereich geschleifter Befestigungsgürtel anzutreffen und machte namentlich im Haussmannschen Städtebau Schule. Auch in Bern gehen die ersten Planungen für das heutige Bollwerk in die Zeit der Schleifung der (mittelalterlichen) Stadtmauer zurück, wobei das heutige Bollwerk damals als gerader Strassenkorridor zwischen zwei Fixpunkten aufgespannt wurde: dem Platz, der später als Bahnhofplatz realisiert werden sollte und der Einmündung der Landstrasse nach Aarberg durch das Aarbergertor. Schon früh wurde für diese Strasse ein Alignement festgelegt. Schon der Bau des Grossen Zuchthauses in den 1830er Jahren (der Vorgängerbau des Postgebäudes) wurde präzise an die stadtseitige Baulinie dieses Raumes gesetzt. Die Bebauung des Gevierts zwischen Aarbergergasse, Neuengasse, Genfergasse und Bollwerk sowie auf der gegenüberliegenden Seite der Bau des ersten Postgebäudes und der Kavalleriekaserne definierten diesen gehaltenen Gassenraum, der als repräsentative Eingangsachse für den nordseitigen Stadteingang am Aarbergertor diente (siehe Wehrbauten im Stadtbild).

Zwischen den beiden Blöcken führte ein monumentaler Treppenaufgang zur Grossen Schanze mit dem daselbst gelegenen Observatorium hinauf – der zugehörige Zwischenraum diente als reizvolles Fenster, das einen schönen Ausblick von der Aarbergergasse ins Grüne und in Gegenrichtung bot. Diese Situation wurde mit dem Bau des neuen Postgebäudes an der Wende zum 20. Jahrhundert feierlich inszeniert.

Abbildung 102: Der Aufgang vom Bollwerk auf die grosse Schanze, 1908.

Abbildung 103: Das Bollwerk, 1913.

Derweil diese Konfiguration mit dem Bau des ersten Sackbahnhofes respektiert wurde, entschlossen sich die Erbauer des neuen Bahnhofes in den 1950er bis 1970er Jahren, die nordseitige Bebauung des Bollwerks durch die heute bestehenden Bauten zu ersetzen. Mit den verglasten bzw. für Rampen genutzten, ansonsten weiträumig geschlossenen Erdgeschossen und einer überkragenden Konturlinie im zweiten Obergeschoss ist es diesen Bauten bis heute nicht gelungen, den Strassenraum städtebaulich adäquat zu fassen.

Der Schanzengürtel

Die lange Zeit von überall her gut sichtbare Böschung zur Anhöhe des Länggassplateaus und auf die grosse Schanze war während des ganzen 19. Jahrhunderts funktional durchwegt. Mit dem Bau von Frauenspital, SBB-Direktionsgebäude und Universitätshauptgebäude, welche um 1900 eine neue Stadtkrone bildeten, entstand hier offenbar auch das Bedürfnis, im vorgelagerten Gelände einen Stadtpark mit Promenierwegen zu bauen. Mit dem schrittweisen Ausbau der Geleisefelder wurde dieser Parkraum schon vor 1925 stark beschnitten.

Die Ausstrahlung der Anlage war so stark, dass die Erbauer des Bahnhofparkings in den 1970er Jahren auf dem Dach die bestehende grosse Liegewiese anlegten. Auf dieser ist teilweise ein wertvoller Baumbestand herangewachsen. So dient diese Terrasse bis heute ihrer alten Funktion als Aufenthaltsraum und Aussichtspunkt über die Dächer der Altstadt, welche sich

mit zahlreichen Kuppeln und Türmen vor dem Hintergrund des Alpenpanoramas in überaus reizvoller Weise präsentiert.

Abbildung 104: Johann Ludwig Aberli, Prospect der Stadt Bern von der Mittag Seite, 1758 (Ausschnitt).

Ein Ausschnitt aus einer Stadtansicht Johann Ludwig Aberlis aus der Gegend Schönegg/Morillongut hilft uns, die gewaltigen Transformationen zu verstehen, welche das Stadtbild im Bereich der Schanzen erfahren hat: Seit Mitte des 17. Jahrhunderts war der obere Teil des Stadtkörpers vom riesigen Festungswerk der Schanzen geprägt. Diese umfassten die obere Altstadt an drei Seiten in Form einer gezackten Klammer. Die Schanzen wurden aus wehrtechnischen Gründen auf das Länggassplateau hinaufgezogen. Innerhalb der Schanzen entstand eine befestigte Freifläche, auf der mit dem Bau der Heiliggeistkirche und des Burgerspitals schon gegen Mitte des 18. Jahrhunderts die Initialzündung für die Quartiere des 19. und frühen 20. Jahrhunderts erfolgte (siehe auch Grosse Schanze, Kleine Schanze und *Abbildung 95)*.

Hirschengraben
Als vor 1870 die Eckbebauung des Café Rudolf entstand, grenzte diese mit einer schmalen Strasse, darauf einer Reihe von Lindenbäumen, noch an den offenen Hirschengraben. Im folgenden Jahrzehnt wurde dieser zugeschüttet, die Brüstung entfernt und die Bebauung realisiert, welche das stadtseitige Gegenüber bildet. In dieser Zeit war die neue Fläche ein mit dem Bahnhofplatz vergleichbarer Stadtraum mit dem Charakter eines grosszügigen Platzes. Dass er um 1895 mit der bis heute bestehenden doppelten Kastanienreihe über grünen Rabatten besetzt wurde, war wohl ein Versuch, diesen Überfluss in räumlich gute Proportionen zu bringen. Diese städtebaulich, stadträumlich und stadtklimatisch wertvolle Intervention wirkte namentlich auch stadtauswärts Richtung Effingerstrasse und Monbijoustrasse. Früh durchquerten die um 1900 angelegten Tramlinien

auch den Hirschengraben. Die mit einem Massstabssprung verbundene Befestigung des Raumes wurde 1912 auch an dem im Bereich der ehemaligen Seidenraupenzucht (Maulbeerstrasse!) errichteten Hotel National vollzogen.

Abbildung 105: Die neue Bebauung an der Westseite des Hirschengrabens kurz nach der Fertigstellung 1865.
Die Häuserzeile wurden bereits einige Jahre vor der Zuschüttung des Hirschengrabens errichtet. Die Fotografie zeigt den Zwischenzustand mit der Grabenmauer und der Lindenallee.

Abbildung 106: Hirschengraben und Bundesgasse, 1910.

Die südliche Peripherie

Das Gebiet umfasst eine verhältnismässig grosse Fläche, die innerhalb eines bemerkenswert kurzen Zeitraums mit dem heutigen Bestand überbaut wurde. Der wichtigste Motor hinter diesen Entwicklungen war die Wahl Berns zur Bundesstadt des modernen Bundesstaates 1848. Diese Entwicklung war so durchgreifend und kraftvoll, dass die Erinnerung an frühere Jahrhunderte und die Spuren aller Nutzungen, in denen dieses Gebiet wichtige städtische Funktionen erfüllte, heute verblichen sind.
Dabei sind die Amthaus- und die Schauplatzgasse seit dem 18. und besonders im 20. Jahrhundert zwar neu bebaut worden, haben aber ihr mittelalterliches Alignement behalten. Sie sind auch die beiden Gassen im beschriebenen Gebiet, in welchen Laubenfassaden realisiert worden sind. An der Südseite der Schauplatzgasse bestanden bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts Lauben. An der Nordseite beider Gassen ist erfolglos versucht worden, durchgehende Laubenfronten einzurichten.
Gegen die Wende zum 20. Jahrhundert kam mit der Bundesgasse, dem Bundesplatz und der Kochergasse ein monumentales stadträumliches Rückgrat hinzu, welches die Symmetrie der Bundeshäuser und des Parlamentsgebäudes inszeniert und räumlich verklammert. Mit der Typologie einer Paradeallee oder eines Prachtboulevards spannt die Bundesgasse auch eine Verbindung zwischen den Brennpunkten Bundesplatz/Nationalbank und dem Turm des ehemaligen Redaktionsgebäudes der Zeitung «Bund» an der Effingerstrasse auf – ein symbolkräftiger Einbezug der vierten Gewalt in die am Bundesplatz versammelte Manifestation der klassischen rechtsstaatlichen Gewaltenteilung.

Topografie und Areale

Das Quartier liegt auf einem ausgeprägten Plateau, das ursprünglich von mehreren Geländeeinschnitten unterteilt war: dem Münz- bzw. Gerberngraben im Osten, dem oberen Graben am heutigen Bundesplatz sowie einer Geländesenke beim Bernerhof – wo sich die Befestigung der äusseren Neuenstadt befand. Entlang der Hangkante war das Gebiet einst mit einer Stadtmauer und zahlreichen Türmen befestigt. Diese Mauer knickte im Bereich des heutigen Bernerhofes ab und folgte der Hangkante bis zum Münztor, von wo sie als Hangmauer an die Aarstrasse hinunter gezogen wurde (siehe Stadtbefestigungen und Wehrbauten).

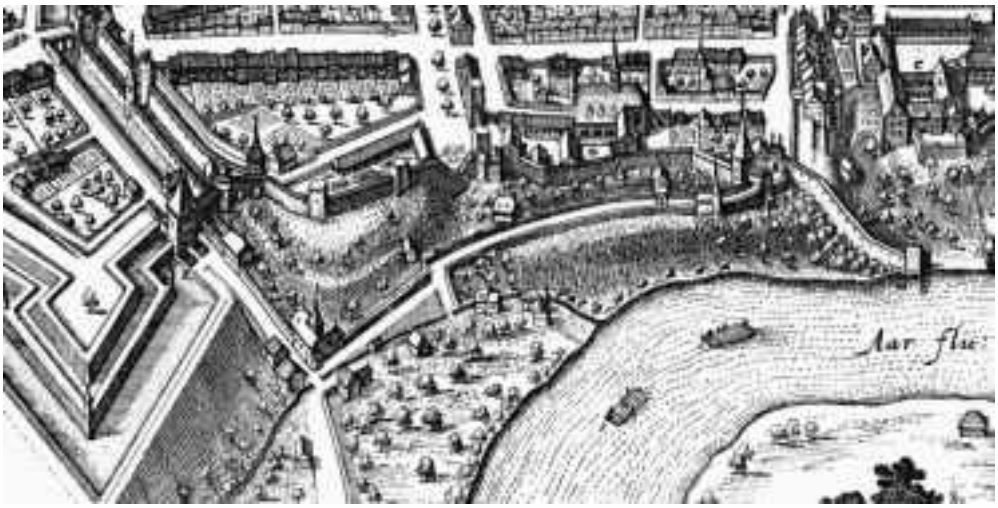

Abbildung 107: Detail aus der Planvedute von Plepp/Merian, 1638.
Die mittelalterliche Befestigung der äusseren Neuenstadt verlief zwischen dem Marzilitor und dem späteren Münztor entlang der oberen Hangkante und wurde ab dem Bereich des Gerberngrabens als Hangmauer bis an die Aare hinab gezogen.

Diese Situation ist im 18.-20. Jahrhundert mit Grossbauten wie der Bundesterrasse und der Autohalle Kasinoplatz vollständig überformt worden, womit auch ein neuer Massstab im städtischen Weichbild Einzug hielt. Dabei bildet die Bebauung interessanterweise bis heute die alte räumliche Struktur und Kammerung des Gebietes ab, wie sie seit dem Mittelalter bzw. der frühen Neuzeit bestanden hatte. Die wichtigsten Areale sind von Osten nach Westen:

- Das 1255 nachgewiesene Barfüsserkloster, welches nach der reformatorischen Säkularisierung in die Latein- und Hochschule umgewandelt und 1906-08 durch das heutige Casino ersetzt wurde.
- Das einstige Ghetto mit Judengasse, Judentor und Judenfriedhof. Es wurde 1323-27 von den Dominikanerinnen (ursprünglich Zisterzienserinnen) mit dem Inselkloster und dem Inselfriedhof bezogen, dessen Kirche nach der Reformation als Inselkornhaus zwischengenutzt wurde. Nach einem Brand entstand hier nach Plänen von Franz Beer 1718-24 das Inselspital und an seiner Stelle 1888-92 das Bundeshaus Ost.

- Der Geländeeinschnitt am so genannten Oberen Graben. Dieser wurde im 18. Jahrhundert zugeschüttet und 1765 von Steinwerkmeister Niklaus Hebler als Lindenpromenade hergerichtet.[548] An seinem östlichem Ende entstand 1678 das Ballenhaus, nach heutigen Begriffen eine Turnhalle mit Vielzweckfunktion. Es wurde 1820 für den Bau des ersten Casinos abgebrochen. Promenade und Casino ihrerseits wichen schliesslich dem Bundesplatz und dem Parlamentsgebäude, erbaut ab 1894 (Stützmauer) bis 1902.
- Der 1614 eingerichtete Holzwerkhof, der 1850 für den Bau des Bundeshauses West aufgehoben wurde.

Bundesbauten und Banken

Das Ensemble der Bundesbauten strahlt stadträumlich und funktional über die baulichen Hauptakzente Bundeshaus West, Ost und Parlamentsgebäude hinaus. Diese werden von den Bundeshäusern Nord (Kochergasse 10) und Inselgasse 1 ergänzt. Hinzu kommen zwei bedeutende Hotelbauten – das 1911 eröffnete Bellevue und der bereits 1856-58 eröffnete Bernerhof, der 1923 als Sitz des Finanzdepartementes vom Bund erworben und auf diese Weise in den Kreis der «Bundeshäuser» aufgenommen wurde. In unmittelbarer Nachbarschaft zum Parlamentsgebäude ging 1911 die Schweizerische Nationalbank in Betrieb, welche zusammen mit dem ehemaligen Gesellschaftshaus Museum von 1866-69 (heute Bernische Kantonalbank) den Raum des Bundesplatzes würdevoll aufspannt. Zusammen mit dem 2003-06 zum Bundesmedienzentrum umgebauten Haus Bundesgasse 8 wird das Ensemble dieser Bauten heute zuweilen als «Bundesmeile» bezeichnet. In diesen städtebaulichen Reigen reihte sich 1912-13 die Spar- und Leihkasse Bern ein, welche mit einem traditionsbewussten baulichen Akzent ein lokales Vis-à-vis zum Parlamentsgebäude setzte.

Stadtrochaden

Die Entstehung dieses Ensembles war ein planerischer, städtebaulicher und wirtschaftlicher Kraftakt mit weitreichenden stadträumlichen Folgen. Dabei kam es in mehreren Fällen zu Rochaden, die von den betroffenen Institutionen auch immer als Chance genutzt wurden, an neuen Standorten mit erweiterten Bauten und Infrastrukturen weiter zu machen. So wurde beispielsweise für das Bundeshaus Ost Raum freigespielt, indem das Inselspital auf seinen heutigen Standort auf der Kreuzmatte ausgelagert wurde. Eine besondere Rolle spielt das alte Casino, das zeitweise noch als Nationalratssaal genutzt worden war, bevor es 1906-08 den prächtigen Repräsentativbau am Casinoplatz bezog – an der Stelle der alten Hochschule am nördlichen Brückenkopf der Kirchenfeldbrücke. Die Hochschule, die hierfür weichen musste, setzte auf der Grossen Schanze mit einem neuen Hauptgebäude in der Stadtkrone öffentlicher Repräsentativbauten den Hauptakzent.

[548] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 49.

Ein prominentes Opfer dieser Rochaden ist die Bibliotheksgalerie. Bislang als südlicher Abschluss der Hotelgasse ein wichtiger Teil dieses hervorragenden spätbarocken Ensembles, wurde sie notgedrungen als Brunnenfassade an den Thunplatz ausgelagert. Zuweilen verliefen solche Rochaden auch unspektakulär wie beispielsweise beim alten Amthaus an der Amthausgasse 7, dessen Neubau 1897 am Standort der alten Anatomie an Genfergasse und Hodlerstrasse errichtet wurde, derweil diese an ein neues Domizil an der Bühlstrasse im Länggassquartier zügelte. Auf dieser Brache dauerte es mehr als ein halbes Jahrhundert bis zum Bezug des Bundeshauses Inselgasse 1962.

Das Wohn- und Gewerbequartier an der Bundesgasse

Ein Hauptgrund, weshalb das Gebiet für grosse Infrastrukturen, Gärten und (land)wirtschaftliche Nutzungen prädestiniert war, ist die ausgeprägte Horizontalität des Terrains, welche die Ver- und Entsorgung mit Brauchwasser erschwerte. Infolge dessen entwickelte sich entlang der heutigen Amthaus- und Schauplatzgasse zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert nur zögerlich eine kleinteilige städtische Bebauung. Die meist zwei- bis dreigeschossigen Bauten waren nur vereinzelt von repräsentativen Akzenten durchsetzt – beispielsweise dem prachtvollen barocken Marcuardhaus (Amthausgasse 5) oder der nur noch dem Namen nach bekannten Besitzung der mittelalterlichen Familie Schoulanz, deren Erinnerung im Namen Schauplatzgasse nachhallt.

Dieses Handicap änderte sich erst mit der Einführung der modernen Kanalisation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie bot die Voraussetzung, dass in der kurzen Zeit zwischen 1861 und 1875 die so genannte 1. Berner Baugenossenschaft mit ihrem Architekten Gottlieb Hebler die zwei Blöcke zwischen Bundesgasse und Schauplatzgasse, Bundesplatz und Christoffelgasse mit klassizistischen Randbebauungen besetzen bzw. vervollständigen konnte (1875 folgte die Zeile Bundesgasse 32-38). Damit arrondierte Hebler nicht nur die nordseitige Flucht der Bundesgasse, sondern setzte auch seine Vision einer zeitgemässen Architektur um, welche sich gleichzeitig an den traditionellen Bauten der Berner Altstadt wie am französischen Klassizismus des 18. und 19. Jahrhunderts orientierte. Ein wichtiges Element am Block zwischen Gurtengasse und Christoffelgasse ist die Laube gegen die Schauplatzgasse. In den gleichen Jahren bebauten Emil Probst bzw. Probst & Kissling und Albert Jahn nach einem vergleichbaren Schema den Hirschengraben sowie den Block zwischen diesem und der Schwanengasse. Die Vollendung des für die Gesamtheit der Berner Altstadt bedeutenden, eleganten Quartiers vollzog zu Beginn des 20. Jahrhunderts Otto Lutstorf im Block zwischen Schwanengasse und Christoffelgasse.

Nebst den strukturbildenden Grossüberbauungen dieser Architekten wurde das Quartier mit mehreren Geschäftshäusern belebt. Den Auftakt bildete kurz nach Abbruch des Christoffelturmes die heute nur noch als Schatten ihrer selbst existierende Eidgenössische Bank von Leopold Blonitzky (1865-1866) am heutigen Bubenbergplatz 3, danach folgten vor allem im 20. Jahrhundert bedeutende Bauten von Albert Gerster, Hans und Gret

Reinhard, Otto Rudolf Lutstorf, Oskar & Claire Rufer und anderen. Vor allem die Bauten der drei letzteren haben die strenge Sandsteinbauweise aufgebrochen.

Kleine Schanze

Der Schanzengürtel, mit dem die Stadt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts befestigt worden war, wurde ab dem 19. Jahrhundert mit grossem Aufwand abgetragen und eingeebnet. Dies, um grosse Flächen als Bauland herzurichten und die Stadt an möglichst vielen Schnittstellen gegen die neu entstehenden Quartiere «obenaus» zu öffnen.
Trotz der in diesem Sinn erfolgreichen Beseitigung sind vor allem im Bereich der Grossen Schanze und des Hirschengrabens zahlreiche Spuren des Befestigungswerks vorhanden, beispielsweise in Ortsbezeichnungen und in der Stadtgeometrie. Die Details der Anlage sind auf zahlreichen Plänen und Kartierungen gut dokumentiert. Von der erhaltenen archäologischen Substanz ist ein Teil zerstört, ein kleiner Teil ergraben.
Als eindrücklicher Zeuge dieser Anlage ist ihr südlicher Abschnitt auf der Kleinen Schanze erhalten. An der Taubenstrasse und der Europapromenade sind die Dimensionen und die Materialität dieser als siebte und letzte gebauten Bastion «Wächter» in ihrer ganzen Wucht erlebbar. Dieses Element ist erhalten geblieben, weil es mit der Anlage der Bundesgasse zur Parkanlage umgewandelt werden konnte, die Hangkante befestigte und langfristig als Baugrundreserve zur Verfügung stand. Dieser Freiraum spielt auch die südseitige Front des Blocks zwischen Christoffel- und Schwanengasse mit einer weitherum einzigartigen Figur und einem schönen Stück Stadtfront frei.

Casinoplatz und Casinoparking

Der wohl bedeutendste Bau der Moderne ist am Casinoplatz entstanden. Hier legte Walter von Gunten 1935-37 die «Autohalle Kasinoplatz» in den tiefen Geländeeinschnitt am Gerberngraben. Diese fünf Geschosse tiefe Mulde hatte einst eine gewaltige Zäsur zwischen der unteren und der oberen Altstadt gebildet, in der die Zufahrt zur Kirchenfeldbrücke beispielsweise über einen Lehnenviadukt geführt werden musste. Die Autohalle interpretierte diese Situation zu einer Platzanlage um und besetzte sie mit einem eleganten architektonischen und landschaftsarchitektonischen Arrangement: Das Gebäude Casinoplatz 1 und die vorgelagerte baumbestandene Terrasse ordnen sich heute mit einem unauffälligen, schönen Glied in die Kette von Aussichtspunkten an der Stadtsüdflanke ein.

Die nördliche Peripherie

Bereits vor den Umwälzungen der Neuzeit war das Bild dieses Stadtteils von öffentlichen Bauten und Infrastrukturen geprägt: die alte Reitschule am Kornhausplatz, die Bauten auf dem Areal des säkularisierten Dominikanerklosters nördlich der französischen Kirche, das seit dem frühen 16. Jahrhundert für diese Funktion genutzte und in mehreren Etappen erweiterte Zeughaus sowie das Spitalkornhaus, welches den westlichen Abschluss

des heutigen Waisenhausplatzes definierte. Der einzige erhaltene repräsentative Zeuge früherer Epochen ist das Waisenhaus, erbaut 1782/83.
Im nördlichen Abschnitt der äusseren Neuenstadt war die Stadtentwicklung bis ins 19. Jahrhundert nie weit über die mit wenigen Solitärbauten durchsetzten Grün- und Gartenflächen hinaus gediehen. Während die städtische Bebauung heute im östlichsten Abschnitt bis unmittelbar an die Bahngeleise am Fuss des Martinsrains reicht, hatte die Stadtmauer des 14. Jahrhunderts hier einen Sicherheitsabstand zum Länggassplateau gewahrt. Ähnlich wie am Hirschengraben waren auch hier zwei Stadttore zu durchschreiten: das äussere und das innere Aarbergertor. Von den Schanzenanlagen des 17. Jahrhunderts, die diesen Zwischenraum mit mächtigen Bastionen und einem tiefen Graben beherrschten (siehe *Abbildung 65),* sind keine Überreste erhalten – überlebt haben lediglich Abschnitte der mittelalterlichen Haldensperrmauer hinunter zum Blutturm an der Aare und der im Haus Hodlerstrasse 16 inkorporierte mittelalterliche Wurstembergerturm (siehe Stadtbefestigungen und Wehrbauten).
Die heutige Gestalt des Gebiets geht fast ausnahmslos auf Abbrüche und Neubauten seit dem 19. Jahrhundert zurück. Es diente nach der Wahl Berns zur Bundesstadt als Raumreserve – hier wurde also ein Teil des Wachstumsdrucks im industriellen Zeitalter aufgefangen, bevor die Stadt über die alten Stadtmauern gegen Westen hinwegsetzte und jenseits der Hochbrücken die neuen Quartiere bezog.
Der Stadtteil zeigt heute also wie das Quartier südlich des Bubenbergplatzes ein typisches Weichbild des 19. Jahrhunderts. Es ist behutsam in die Gesamtgeometrie der städtischen Bebauung und der Aarehalbinsel eingepasst, indem beispielsweise die Speichergasse und die Hodlerstrasse die fächerartige Struktur der äusseren Neuenstadt aufnehmen. Prägend sind dabei freilich die schnurgeraden Alignements und das Fehlen von Lauben; beides unterlegt dem Stadtteil eine nüchterne Grundierung (s. unten). Besonders deutlich kommt dies in jenem Quartier zum Ausdruck, das anstelle des abgebrochenen alten Zeughauses in den 1870er und 1880er Jahren von Baumeister und Architekt Emil Probst errichtet wurde. An der Zeughausgasse als Schnittstelle zeigt die Schattseite das Alignement der Savoyerstadt mit lebendig bewegter Baulinie, an der Sonnseite eine strikte Geometrie des 19. Jahrhunderts.

Nutzungen
Im Unterschied zu den monumentalen und repräsentativen Anlagen der südlichen Peripherie haben sich an der nördlichen Peripherie seit dem 19. Jahrhundert eher Zweck- und Infrastrukturbauten mit bescheideneren repräsentativen Ansprüchen angesiedelt. Dem pragmatischen Charakter des Quartiers entspricht der Umstand, dass hier bedeutende Bauten zuweilen in kurzer Kadenz ersetzt wurden – beispielsweise das grosse Zuchthaus von 1826-30, welches schon 1894 der Bollwerkpost weichen musste. Geblieben sind Polizeiwesen und Strafvollzug, die bis heute im 1900 eingeweihten Amthaus, im ehemaligen Knabenwaisenhaus und in der Polizeikaserne an der Hodlerstrasse 6 einquartiert sind.

An der Hodlerstrasse wurde mit dem Kunstmuseum und dem auf der gegenüberliegenden Seite gebauten Naturhistorischen Museum im späten 19. Jahrhundert versucht, ein Museumsquartier zu stiften. Diesem Vorhaben war nicht der erhoffte Erfolg beschieden, freilich prägen mit dem Progymnasium (Hodlerstrasse 1), der Neuen Mädchenschule (Waisenhausplatz 29) und dem ehemaligen Freien Gymnasium (Nägeligasse 2) Bildungs- und Kulturinstitutionen das Quartier an wichtigen Schnittstellen. Auffallend sind in diesem Zusammenhang die baulichen Aktivitäten der Evangelischen Gesellschaft, welche an der Nägeligasse 4 und 11 Kapellen und an der Zeughausgasse 39 das grosszügige, freilich wenig bekannte evangelische Vereinshaus errichten liess. Ohnehin entstand das ganze Quartier nördlich der Zeughausgasse für evangelische Trägerschaften.[549]

Stadttypologische und architektonische Besonderheiten
Die Unterscheidung des Stadtteils von den traditionellen historischen Stadtentwicklungsgebieten ist zuvor vorwiegend mit dem Entstehungszeitraum im 19. Jahrhundert begründet worden. Formal und stadttypologisch fällt an ihm das Fehlen von Lauben auf. Aus historischen Quellen wie dem Sinnerplan *(Abbildung 5)* ist ersichtlich, dass es in diesem Gebiet schon vor der Zeit der grossen Umbrüche keine Laubenfronten gab. Damit hat sich eine alte Charakteristik bis heute erhalten.
Der Quartiercharakter wurde massgeblich auch durch die Handschrift einiger Architekten geprägt. So wirkte im Bezirk des alten Zeughauses vor allem Emil Probst, der sich selber als «Baumeister» bezeichnete. Die erste Kapelle und das Vereinshaus der evangelischen Gesellschaft sowie die Mädchenschule wurden von dem vor allem im evangelischen Milieu aktiven Rudolf Ischer realisiert. Architektonische Glanzlichter hat Eugen Stettler in den Jahren von 1876-85 gesetzt: Mit dem Kunstmuseum, welches als festlicher Solitär die Hodlerstrasse beherrscht, mit dem Progymnasium, dessen Fassade von 1883-85 den nördlichen Abschnitt des Waisenhausplatzes definiert und mit dem etwas weniger prominenten freien Gymnasium, der so genannten ehemaligen Lerberschule an der Nägeligasse 2, erbaut 1880-81. (Das unmittelbar benachbarte, etwas jüngere Stadttheater wird im Kapitel Die Stadtfuge Kornhausplatz-Theaterplatz-Casinoplatz beschrieben.)
Eine weitere Besonderheit des Stadtteils, welche wesentlich aus den zuvor beschriebenen Eigenschaften hervorgeht, ist die Materialisierung der Bauten. Viele weichen teilweise oder gänzlich von der Sandsteinnorm ab – sei es mit Verputzfassaden, mit der signifikanten Sichtbacksteinfassade des oben erwähnten evangelischen Vereinshauses oder in jüngerer Zeit mit der Kombination von Glas und Sandstein, mit der Peter Indermühle in den frühen 1960er Jahren an der Nägeligasse 13 einen bemerkenswert eleganten Eckbau realisierte.

[549] Zu den Bauten im Einzelnen siehe bauinventar.bern.ch.

Die Aaretalhänge

Stadtsüdflanke

An der Stadtsüdflanke befinden sich die privilegiertesten Liegenschaften der Stadt – sonnig, trocken und gut mit Frischluft versorgt. Diesen Bauten ist ein der Öffentlichkeit kaum bekannter Grünraum von ausserordentlicher Qualität vorgelagert. Hier befinden sich die Münsterplattform und die Terrassen der bedeutendsten Privathäuser bzw. Paläste (Erlacherhof, Béatrice von Wattenwyl-Haus) sowie zahlreicher weniger prominenter Liegenschaften. Besondere Qualität entfaltet dieses Gebiet von der Casinoterrasse an ostwärts.

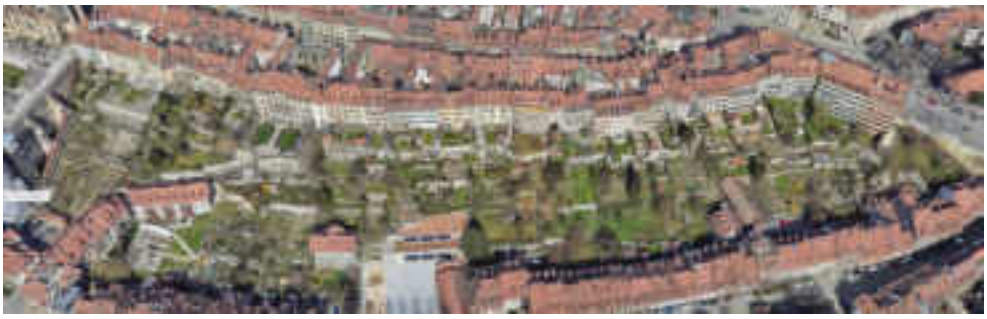

Abbildung 108: Die Stadtsüdflanke (hier der östliche Abschnitt) bildet einen zusammenhängenden Grünraum von hohem Wert hinsichtlich Baukultur, Wohnqualität und Biodiversität.

Die privaten Aussenräume decken ein vielfältiges Spektrum unterschiedlicher Nutzungen und Gestaltungen von repräsentativen Terrassen mit Ziergärten bis hin zu Produktionsgärten ab. Im östlichen Bereich ist dieser grosse, aber kleinteilig strukturierte Raum durch die Bebauung des Mattequartiers geschützt. Ein Kuriosum sind die Häuser an der Herrengasse, welche mangels eines eigenen Ehgrabens an der Südseite Lauben besitzen, auf denen einst die Aborte lagen.
Weiter oben ist die Stadtsüdflanke durch das anspruchsvolle Terrain sowie die Bauwerke geprägt, die auf dieses Terrain reagieren: Hier hatte die Stadtmauer der äusseren Neuenstadt die Hangkante befestigt, bis sie Ende des 19. Jahrhunderts mit der Bundesterrasse ersetzt wurde. Den Übergang zwischen diesen beiden Gebieten markiert ein Gehölz, welches u. a. das Casinoparking kaschiert. Westseitig bis an die Vannazhalde ebenfalls ein wertvoller Grünraum, u. a. mit der Bundesgärtnerei.

Stadtnordflanke

«Schütte» ist der bildhafte Name für den Abhang an der nördlichen Flanke der Altstadt, an welchem Abfall und Bauschutt deponiert wurden. Die ersten nachweisbaren Nutzungen am nördlichen Aarehang waren freilich die Trinkwasserquellen und -brunnen.

Abbildung 109: Sebastian Münster, Topografie, 1549 (Ausschnitt).
Früheste bekannte Darstellung der Schütte mit der ursprünglichen vertikalen Unterteilung, Baumbeständen, Wassergerinnen und Wehranlagen der Zeit.

An mehreren Orten flossen in der Frühzeit der Stadt Abwassergerinne von Brunnen und Ehgräben den Hang hinab. Bis ins 19. Jahrhundert besassen die Häuser im Bereich der Postgasse, die keinen Ehgraben besass, auch Aborte zur Schütte hin. Auch Terrassierungen und Gärten können auf alten Plänen nachgewiesen werden (z. B. auf *Abbildung 7).* Früheste Stadtdarstellungen zeigen in der Falllinie unterteilte Parzellierungen, wie sie heute noch an der Stadtsüdflanke existieren (siehe Kehricht und Entsorgung).
Ab 1642 wurden die Stadtbefestigungen des 14. Jahrhunderts, welche die Westflanke der Stadt bis an die Aare hinunter schützten, bis zur Untertorbrücke mit der Längmauer ergänzt. Ihr Nutzen wurde schon bald wieder in Frage gestellt.
Im Verlauf der Jahrhunderte wandelte sich die Schütte vom technischen Raum zum Erholungs- und Aufenthaltsraum. Auslöser dieser Entwicklung war die Versetzung des Rathauses nach dem Stadtbrand 1405 an seinen heutigen Standort. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert reichte eine Terrassen- und Promenadenanlage vom Rathaus bis ans Aareufer hinunter. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden die Schüttestrasse, die Brunngasshalde und die Postgasshalde schrittweise vervollständigt.

Abbildung 110: Die Nordseite der Altstadt, 1893, noch vor dem Bau der Kornhausbrücke, aber schon mit den Aufschüttungen für die neue Strasse von der Schütte über die Postgasshalde an die Nydegg.

Im Zug dieses Infrastrukturbauwerks wurden jeweils die zugehörigen Hangabschnitte überformt und mit den diagonalen, teils von Baumreihen gesäumten Promenierwegen versehen. 1898 wurde die Kornhausbrücke eröffnet. 1969 wurde der Ausbau der Strasse an der Postgasshalde mit einer

in den Hang hinausragenden Kragplatte in Betrieb genommen, gleichzeitig mit den beiden Parkhäusern am Rathaus und am Waisenhausplatz.
Nach dem Abbruch der Langmauer wurden besonders entlang des verbliebenen Langmauerwegs eindrückliche Reihen von Säulenpappeln gepflanzt. Diese Bäume prägten die Stadtansicht von Norden bis ins 20. Jahrhundert. Das heutige Bild der Nordflanke wird von den mächtigen Kronen der herangewachsenen Bäume geprägt; vor allem im östlichen Bereich ist die Nordflanke der Altstadt heute mit Wald bewachsen.

Der Untergrund

> *Weder in der Markt- noch der Kram- und Gerechtigkeitsgasse haben sich strukturelle Spuren (Mauern, Fundamente, Ausbruchgruben, Gräber) einer prähistorischen, römischen oder früh- bis hochmittelalterlichen Vorbesiedlung gefunden.*[550]

Archäologische Spuren bieten Einblicke in das Leben vergangener Jahrhunderte. Sie haben entscheidende Informationen geliefert, um die Stadtgeschichte besser zu verstehen. Nebst Bodenfunden liefert auch die Substanz aufgehender Strukturen oft wesentliche Erkenntnisgrundlagen bei Bauuntersuchungen.
Der Untergrund selbst manifestiert sich einerseits in der Materialisierung mit Sandstein, dank der die Stadt die Kraft eines gewachsen Organismus ausstrahlt. Aufschlüsse des geologischen Untergrundes sind eigentlich nur noch in gewissen Bereichen des Aaretales, besonders an der Aareschwelle und am gegenüberliegenden Aaarehang im Bereich der Englischen Anlagen vorhanden, wo der Untergrund besonders im Bereich der Kollerhalde noch immer in Bewegung ist (siehe Situation und Terrain).
Sämtliche anderen Aufschlüsse im gewachsenen Boden sind ausnahmslos überformt worden. Dazu gehören vor allem die ehemaligen Stadtgräben, der Steinbruch an der Sandfluh sowie Kunstbauten wie die Münsterplattform. Sie sind mit Schutt und Abfällen verfüllt worden, die ihrerseits von besonderem archäologischem Interesse sind. In der Münsterplattform beispielsweise sind 1986 bei der Abtiefung eines Sanierungsschachtes mehrere im Bildersturm als Schüttgut verwendete Skulpturen freigelegt worden. Abgesehen von der hervorragenden Qualität dieser Bildhauerarbeiten sind im Boden ihre Farbfassungen in einmaliger Qualität konserviert worden. Weitere bedeutende Funde schlummern weiterhin hier. Ein weiteres Gebiet, in welches grosse archäologische Erwartungen gesetzt werden dürfen, ist die Stadtfuge am Zeitglocken, wo nebst dem Brandschutt von 1405 die «köstliche steinerne Bruk» auf ihre Neuentdeckung wartet (siehe Künstliche Überformungen und Die Stadtfuge Kornhausplatz-Theaterplatz-Casinoplatz).

---

[550] Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten, S. 4.

5

Künstlerische, kulturelle und soziale Elemente

Dieses Kapitel handelt nebst den im Titel erwähnten Elementen vom «Bernischen» in der bernischen Kultur. Es ist keine abgeschlossene Abhandlung, sondern muss sich mit einem essayistischen Ansatz und ausgewählten Vertiefungen begnügen. Dennoch ist es ein unverzichtbarer Bestandteil der hier gepflegten Sichtweise, weil Bern als Weltkulturerbe nach Kriterium III der UNESCO erfasst ist: jenem einer kulturellen Tradition.
Dabei stehen vor allem Erzeugnisse der Künste und ihre Beziehung zum Stadtraum im Vordergrund. Ausgehend von den Figurenbrunnen werden Verflechtungen und stadträumliche Interaktionen verschiedener Disziplinen untersucht. Dabei geht es auch um Medien und Werkgruppen, die bis in die Gegenwart wichtige Beiträge zur Altstadt, zu ihrer Dokumentation, ihrer Konservierung und zu ihrer Erinnerung geleistet haben.

Perspektiven aus und auf Bern

Der Ausdruck und die Aneignung dessen, was als spezifisch bernisch empfunden wird, hat sich mit den Jahrhunderten gewandelt. Vom Spätmittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert drehen sich viele Zeugnisse um die Stadt selber, um ihre Historiografie und Darstellung (siehe Einbettung und Kontext).
Das als typisch bernisch benennbare Kulturschaffen hat seit dem 19. Jahrhundert neue Pfade eingeschlagen, die teilweise als Ausdruck von Emanzipationsbewegungen verstanden werden können. Besonders Stränge, deren Herkunft eher in der Populärkultur liegt, sind aus der Anonymität getreten und waren nicht selten so erfolgreich, dass ihre Wirkung internationale Massstäbe annahm. Dabei ist es schwierig, zwischen einer Herkunft aus dem städtischen und dem ländlichen Bern zu differenzieren. Dennoch gibt es eigentlich kaum Diskussionen darüber, welches Kulturschaffen als autochthon bernisch bezeichnet werden darf.

Abbildung 111: Die Kunst schwingt die Abrissbirne: Balthasar Burkhard, Aktion vor der Kunsthalle, wohl im Rahmen der Ausstellung «When Attitudes Become Form», 1969. (Hinten 2. v. l: Ausstellungsmacher Harald Szeemann.)

Ein besonderes Faszinosum, welches das bernische Kulturleben auszeichnet, sind Spannungen zwischen Leit- und Subkultur, zwischen Hochkultur und Trash, zwischen Weltgeschichte und Innerlichkeit. Die soziologische Begründung, was daran «bernisch» sei, steht – soweit überschaubar – noch aus, würde aber reiche Ausbeute bringen. Beispiel: Die Ausstellung

«When Attitudes Become Form», die Harald Szeemann 1969 in der Kunsthalle Bern präsentierte. Von namhaften Autor*innen ohne Zögern unter die weltweit wichtigsten Kunstereignisse des 20. Jahrhunderts eingereiht, war dieser Anlass für Bern wohl Elixier, aber vor allem auch Provokation, welche dahinein mündete, dass die Ausstellung zu Szeemanns letzter in der Stadt werden sollte.[551] Das Milieu, welches Christo und Jeanne-Claude gleichenorts bereits 1967-68 «their first opportunity to fully wrap an entire building» geboten hatte, verbindet Bern, wenn auch als Erinnerung und Mythos, in einem übergeordneten Sinn mit der Geschichte der Kunst, führt aber in der Erinnerung ein Schattendasein.[552]

Abbildung 112: Balthasar Burkhard, Christo und Jeanne-Claude, Wrapped Kunsthalle, 1967-68.
Die Berner Kunsthalle war das erste Gebäude, das von dem Künstlerduo als Ganzes verpackt wurde.

Vielleicht war die glänzendste Rolle dieser traditionsreichen Stadt, deren Klischee oft mit dem Altväterischen, Unbeweglichen gleichgesetzt wird, die einer Gastgeberin, sind doch Persönlichkeiten der Weltgeschichte wie Einstein oder Lenin oder – vielleicht etwas weniger prominent – John Le Carrée von hier aus zu Taten und Ereignissen aufgebrochen, von denen nie wird belegt werden können, welchen Anteil der Aufenthalt in der Stadt Bern an ihnen hatte. Mit Johannes Itten und Paul Klee gehörten zwei Exponenten des modernen Berns zu den grossen Neuerern am Bauhaus in Weimar – was war es, das sie von ihrer Herkunft dorthin mitgenommen haben? Andere brachen aus dieser Stadt aus, um dem, was Paul Nizon elegant als «Diskurs in der Enge» bezeichnet hatte, zu entfliehen. Oder um Elsbeth Pulver zu zitieren:

[551] Siehe de.wikipedia.org/wiki/Harald_Szeemann#%E2%80%9EWhen_Attitudes_Become_Form%E2%80%9C,_1969 sowie kunsthalle-bern.ch/-ausstellungen/1969/when-attitudes-become-form/, beide letztmals konsultiert am 06.04.2024.

[552] christojeanneclaude.net/artworks/wrapped-kunsthalle/, letztmals konsultiert am 05.01.2025.

> *Er habe sich gegen die «Steinerne Umarmung» der Stadt gesträubt, sagt Paul Nizon (*1929) in einem Aufsatz unter dem Titel «Geboren und aufgewachsen in Bern», gesträubt gegen die Umarmung dieser «Stein gewordenen Gestalt der bernischen Geschichte», gegen das «Überlebenswunder der eigenen vergangenen Grösse».*[553]

Friedrich Dürrenmatt hatte mit seiner legendären Rede «Die Schweiz – ein Gefängnis» zwar nicht primär Bern, sondern die Schweiz gemeint, doch waren es oft Berner, die solcher Beklemmung am eindringlichsten ein literarisches Gesicht gegeben haben. Und immerhin:

> *Das Labyrinth, das für ihn eine Grundform des Lebens ist (es bestimmt seinen späten Prosaband «Stoffe», 1981) habe er (Friedrich Dürrenmatt) zuerst in den Gassen und Lauben der Stadt Bern kennengelernt.*[554]

Wo Gäste sind, sind Gastgeber*innen, Mäzen*innen, Netzwerker*innen. Im Film TENET von Chris Nolan, einem Titanen des Gegenwartskinos, spielt eine Radierung von Goya eine Schlüsselrolle, die von einem Händler in Bern stammt. Dies ist eine unverhohlene Hommage an Eberhard W. Kornfeld, der als Experte und Händler für Goya, Kirchner und andere weltweit eine der ersten Adressen war.
Die oben angesprochene Spannung zwischen Budenzauber und Ernst, zwischen Unterhaltung und Haltung, trägt gerade das Medium Film genuin in sich. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, wenn es Schauspieler*innen aus Bern vor die Linsen von Billy Wilder (Liselotte Pulver, One two three, 1961) oder in Ensembles mit Laurence Olivier, Peter Sellers, Jean-Paul Belmondo, Charles Bronson und vielen anderen geschafft haben (Ursula Andress, freilich geboren in Ostermundigen). In einem besonders faszinierenden Licht kann Bern erscheinen, wenn Jack Nicholson unter der Regie von Sean Penn die Besessenheit eines der abgründigsten Charaktere einer in Bern verwurzelten Geschichte ausleuchtet (The Pledge, 2001, nach dem Roman Das Versprechen von Friedrich Dürrenmatt, 1958). Andere Grössen wie Ingrid Bergman, Anthony Quinn, Maximilian Schell, Jon Voight oder Heinz Rühmann haben in Verfilmungen von Dürrenmatt-Stoffen geglänzt (siehe Literatur, Musik, Film).[555]

---

[553] Dieses und das nachfolgende Zitat sind folgender packenden Einführung in die bernische Literatur der Moderne entnommen: Elsbeth Pulver, Die hochsprachliche Literatur im 20. Jahrhundert, in: Illustrierte Berner Enzyklopädie, Bd. IV, S. 136-149.

[554] ebenda, S. 139.

[555] www.srf.ch/kultur/film-serien/duerrenmatt-verfilmungen-von-kult-bis-quatsch-friedrich-duerrenmatt-und-seine-filme, letztmals konsultiert am 07.12.2023.

Abbildung 113: Lilo Pulver, James Cagney und Billy Wilder auf dem Filmset von One, Two, Three, 1961.

Das Feld kultureller Ursachen und Wirkungen bietet sich an, um auf den Umstand hinzuweisen, dass ein Denkmal wie die Berner Altstadt nicht ohne den kulturellen Kontext denkbar ist, in welchen es eingebettet ist und welchen es in sich einbettet. So wie die ländlichen Eliten seit dem Mittelalter in einem immerwährenden Migrationsstrom in der Stadt zusammenkommen, ist die kulturelle Produktion eine der wichtigen Markierungen für die Zentralität einer Stadt, deren Netzwerke von abgelegensten Landstrichen bis in die Metropolen reichen.
Dies gilt insbesondere für die Musik, wo Bern sich mit Liedermachern wie Mani Matter, Polo Hofer, Stephan Eicher oder Peter Reber in eine Kulturagenda von ausserordentlicher Reichweite eingetragen hat. Freilich sind viele Künstler*innen wegen ihrer im Berner Dialekt verfassten Texte vor allem diesseits der Landesgrenzen bekannt. Eicher beispielsweise hat vor dem Hintergrund seiner jenischen Herkunft dem bernischen Musikschaffen ein besonderes, multikulturelles und multilinguales Glanzlicht aufgesetzt; Bands wie Züri West oder Patent Ochsner runden das Schaffen der populären Musik ab, die in ihrer einzigartigen Kombination mit dem Berner Dialekt überraschende Qualitäten angenommen und Reichweite erzielt hat. In unserem Zusammenhang von besonderer Relevanz: das Werk Mani Matters und der «Berner Troubadours», wie sie sich als Gruppe genannt haben, das nicht losgelöst von den Kleinkunstbühnen in den Altstadtkellern betrachtet werden kann: sie waren die eigentliche Heimat dieser so spezifische Ausprägung des Kulturschaffens (siehe Keller).

In nochmals anderer Gestalt begegnen uns kulturelle Identität und Subkultur in Figuren wie dem Stadtoriginal Dällebach Kari (Karl Tellenbach), der mit seinem scharfsinnigen, lakonischen und melancholischen Witz nicht nur in die mündliche und schriftliche Überlieferung eingegangen ist, sondern zum Protagonisten mehrerer Spielfilme, jüngst auch eines Musicals wurde.[556] Sowohl Dällebachs Leben und Wirken in seinem Coiffeursalon an der Neuengasse 4 wie auch sein Suizid als unheilbar Krebskranker im Sturz 1931 von der Kornhausbrücke gemahnen daran, wie sehr die Orte unseres Weltkulturerbes vom Glück und von der Tragik der Existenzen, die hier leben und gelebt haben, durchdrungen und aufgeladen sind.
Natürlich müssen wir uns die Frage gefallen lassen, was solche Dinge mit einem Werk der Stadtbaukunst zu tun haben. Wer den sozialen Anspruch beispielsweise der Architektur der Moderne kennt, wird es als Perspektivenwechsel wohl verstehen: Identität geht ganz stark vom Habitat aus und, vielleicht wichtiger: strahlt auf dieses zurück. Eine Stadt und ihr Kulturleben lassen sich nicht unabhängig voneinander betrachten, ja werden Eins, insbesondere wenn Institutionen wie das Hotel de Musique aus dem 18. Jahrhundert oder das Casino und das Stadttheater aus dem frühen 20. Jahrhundert miteinander als Hauptakteure eines städtebaulichen Ensembles auftreten (siehe Die Stadtfuge Kornhausplatz-Theaterplatz-Casinoplatz).[557]
Wichtige, unübersehbar stadträumliche Auftritte, welche die Musikstadt Bern festlich in Szene setzen, sind Trägerschaften wie der Berner Musikgesellschaft zu verdanken, welche seit dem frühen 19. Jahrhundert als Veranstalterin und als Bauherrschaft des 1858 gegründeten Konservatoriums grosse Erfolge gefeiert hat. Der Neubau dieser Musikschule in der Zeit um 1940 an der Kramgasse 36 ist denn auch einer der wenigen Grossbauten der Moderne, welche sich ebenso unauffällig wie prägnant an prominenter Stelle ins Gassenbild der Zähringerstadt eingeschrieben haben. Das Wirken der Musikgesellschaft hier angemessen zu würdigen, ist unmöglich – es dürfte einfacher sein, eine Liste derjenigen Musikschaffenden von Weltrang aufzustellen, die *nicht* in Bern aufgetreten sind, als derjenigen, welche das hiesige Publikum begeistert haben. Bern hat als mittlere (in globalen Kategorien: kleine) Stadt ein Kulturleben mit metropolitanen Zügen.

[556] Regisseure: Kurt Früh, «Dällebach Kari», 1970 und Xavier Koller, «Eine wen iig», 2012. Siehe: de.wikipedia.org/wiki/Karl_Tellenbach, letztmals konsultiert am 07.12.2023. Das Musical erlebte 2023 seine Uraufführung auf der Thuner Seebühne.

[557] Siehe hierzu insbesondere das Kapitel Die Stadtfuge Kornhausplatz-Theaterplatz-Casinoplatz.

Abbildung 114: Schlussball des schweizerischen Musikfestes 1827 auf der Münsterplattform.

Eine unmittelbare Manifestation der darstellenden Künste prägt das Stadtbild seit mehr als einem halben Jahrtausend an zentraler Stelle: Das «jüngste Gericht» am Hauptportal des Münsters, welches Erhart Küng in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hier erschaffen hat. Die Figurengruppe der klugen und törichten Jungfrauen steht mit ihrer expressiven Mimik und Gestik sowie vorgezeigten Schriftrollen nicht nur in einem engen Zusammenhang mit geistlichen Theaterspielen der Zeit – sie *sind* eine Stein gewordene Theateraufführung (siehe Szenischer und allegorischer Stadtraum)! Diese Tradition performativer Darstellungen gipfelte in Bern in der Kunst des Reformators Niklaus Manuel, am eindringlichsten wohl an dem Totentanz an der ehemaligen Kirchhofmauer des ehemaligen Predigerklosters.

Das Goldene Zeitalter

Am Beispiel der Bauten Münstergasse 24 und 26 sind wir nur kurz auf die Blüte der Architektur im 18. Jahrhundert und die an dieser beteiligten Architekten eingegangen. Die Berner Spätbarockarchitektur wäre ohne die Beiträge mehrerer Generationen hervorragender Künstler, angeführt von Bildhauern wie Michael Langhans (1688-1755) und Johann Friedrich Funk dem Älteren (1706-1775), nicht vorstellbar gewesen. Die Autorschaft von Langhans ist nur für die Giebelplastik des Kornhauses und die Bekrönung der

Münsterorgel nachweisbar. Von Funk ist die Autorschaft an der Bildplastik des Hôtel de Musique und des Burgerspitals belegt, hinzu kommt der Schultheissenthron von 1734-1735. Funk war auch Lieferant für Spiegel und Grindelwalder Marmor. Die Platten aus diesem bunten Stein schmücken u. a. die grossartigen Möbel aus der Werkstätte von Funks Bruder, des Ebenisten Matthäus. Hier arbeitete schliesslich auch dessen Sohn, der Uhrmacher Daniel Beat Ludwig (1726-1787). Die Familie Funk, die auch weitere Künstler von Rang hervorbrachte, stammte von Johann Lorenz Funk ab, der aus Frankfurt am Main nach Bern gekommen war.[558]

Abbildung 115: Wolf & Nicola, Architektonisches Album der Bundesstadt Bern, 1869: Kramgasse 54, datiert 1742/43.
Die baukulturellen Erzeugnisse Berns im 18. Jahrhundert entstammen einem künstlerischen Milieu europäischen Rangs.

Nach den Münsterwerkmeistern Matthäus Ensinger und Erhart Küng im 15. Jahrhundert, dem Stammvater der Funk-Dynastie und anderen kam noch eine weitere bedeutende Persönlichkeit aus Deutschland nach Bern, fasste hier Fuss und – wie man sagen könnte – prägte ein ganzes Zeitalter: Johann August Nahl der Ältere (1710-1781) war vor dem Druck geflüchtet, dem er als *Surintendent des ornements* Friedrichs des Grossen bei Projekten wie den Schlössern Charlottenburg und Potsdam, später Sanssouci ausgesetzt war. In den Jahren 1746-1755, in denen er zunächst für den als Mäzen berühmten und in der europäischen Politik erprobten Schultheissen Hieronymus von Erlach (1667-1748) wirkte, brachte er u. a. die Architektur

[558] Hermann von Fischer, Fonck à Berne: Möbel und Ausstattungen der Kunsthandwerkerfamilie Funk im 18. Jh. in Bern, Bern: 2002. Eine hervorragende Übersicht ist zu finden in: Hermann von Fischer, Bernische Möbelkunst, in: Illustrierte Berner Enzyklopädie, Bd. IV, S. 83-97. Siehe auch: Berns goldene Zeit, 2008.

und Ausstattung des Erlacherhofes zur Vollendung und schuf das Schleierwerk der Münsterorgel. Bei den Arbeiten für das Grabmahl von Erlachs in Hindelbank musste Nahl 1751 miterleben, wie seine Gastgeberin, Pfarrersfrau Magdalena Langhans, verschwägert mit der oben erwähnten Bildhauerfamilie, mit ihrem neugeborenen Söhnchen im Kindbett starb. Die Grabplatte, die Nahl für sie in der Kirche Hindelbank schuf, handelt, innig wie kein anderes Kunstwerk, von der Erschütterung, welche diese Katastrophe auslöste. Das Werk wurde schnell zu einem der meistbeachteten Kunstwerke seiner Epoche und holte europäische Geistesgrössen wie Goethe, Wieland und Schopenhauer nach Bern.
Dies alles sind nur Bruchstücke und Anekdoten, um zu umschreiben, welchen Rang Bern im 18. Jahrhundert als Refugium und Milieu hatte und wie das geistige Klima um Persönlichkeiten wie Albrecht von Haller auf Architektur, Kunst und Städtebau des Welterbes einwirkte: es setzte die Standards, von denen die Kunst- und Architekturproduktion einer ganzen hochstehenden Epoche profitierte, indem in den Werkstätten dieser Künstler der spätbarocke Fassadenschmuck und die Ausstattungen der Salons hergestellt wurden (siehe Gips und Stuck).[559]

Brunnen

Die Figuren des Münsterportals sind gegen Mitte des 16. Jahrhunderts gleichsam in den Stadtraum hinaus getreten. In Gestalt der Brunnenfiguren haben sie vorgelebt, wie der öffentliche Raum mit Darstellungen drastisch mahnender Vitalität allegorisch und didaktisch aufgewertet, mit Sinn aufgeladen werden kann. Sie haben die Identität des Berner Stadtraums während Jahrhunderten geprägt, sind nicht mehr aus dem Stadtbild wegzudenken.
Auf vielen Darstellungen, beispielsweise den historischen Fotografien, die die ikonische Ansicht der Kramgasse mit dem Zeitglockenturm zeigen, steht selbstbewusst im Vordergrund der Bär des Zähringerbrunnens. Die Brunnen verkörpern und schmücken als Trinkwasserquellen eines der wichtigsten traditionellen Elemente einer städtischen Infrastruktur, die nur mit immensen Anstrengungen aufrecht erhalten konnte (Dazu und zu den heute teilweise verschwundenen Frühformen von Brunnen siehe Trinkwasser und Kalkstein).
Die Brunnen repräsentieren im Stadtbild bis in die Gegenwart die Autorität und die Fürsorge des Gemeinwesens und der politischen Gewalt. Die früheste Stadtdarstellung Hans-Rudolf Manuels *(Abbildung 1)* entstand 1549,

[559] Die in diesem Kapitel zusammengefassten Informationen stammen u. a. aus folgenden Internetbeiträgen: de.wikipedia.org/wiki/Johann_August_Nahl_der_ältere, hls-dhs-dss.ch/de/articles/022547/2009-02-10/, de.wikipedia.org/wiki/Friderizianisches_Rokoko, hls-dhs-dss.ch/de/articles/020876/2006-11-14/, de.wikipedia.org/wiki/Johann_Friedrich_Funk_(Bildhauer,_1706) , hls-dhs-dss.ch/de/articles/022308/2005-07-26/, de.wikipedia.org/wiki/Johann_Friedrich_Funk_(Bildhauer,_1745) , hls-dhs-dss.ch/de/articles/022019/2007-09-04/, de.wikipedia.org/wiki/Mathäus_Funk, hls-dhs-dss.ch/de/articles/046704/2005-07-26/, de.wikipedia.org/wiki/Daniel_Funk, alle letztmals konsultiert am 10. Juli 2025.

nicht zufällig im gleichen Jahr, in dem der Anna Seiler-Brunnen als letzter Figurenbrunnen des Zyklus aus der Werkstatt von Hans Gieng vollendet wurde. Erst jetzt wurde offenbar auch die Stadt als darstellungswürdig, als vollendet wahrgenommen.
Diese unauflösbare Verknüpfung zwischen Stadtgestalt und politischer Repräsentation wirkt bis in die Gegenwart. In der Nacht auf den 13. Oktober 1986 wurde die Brunnenfigur des Justitiabrunnens zum Opfer eines Anschlags durch einen Vertreter der jurassischen Separatistenorganisation Béliers.[560] Dabei wurde die historische Brunnenfigur vom Sockel gerissen, worauf sie zerbarst. Derweil das in minutiöser Kleinarbeit wieder zusammengefügte und ergänzte Original in die Obhut des Historischen Museums gebracht wurde, steht seither eine Kopie auf der Brunnensäule.[561] Die Geschichte dieses Ikonoklasmus vollständig auszubreiten, würde hier ebenso zu weit führen, wie nach Erklärungen zu suchen, weshalb das Münsterportal die Reformation 1528 praktisch unbeschädigt überstanden hat. Wir wollen uns auf die Feststellung beschränken, dass das Potential von Kunst und öffentlichem Raum generell unterschätzt wird, aber, besonders in Krisensituationen, überraschende Relevanz entfalten kann.

Typen und Entwicklungen

Nur kurz wollen wir hier die Brunnen Berns nach Typologie und Herkunft einordnen.[562] Die sicher bedeutendste Gruppe, bestehend aus zehn Werken, sind die aus den 1520er bis 1540er Jahren stammenden Figurenbrunnen, künstlerisch ausgestaltete Weiterentwicklungen der alten Stockbrunnen (siehe Das Trinkwassersystem). Mit Ausnahme des bereits erwähnten Zähringerbrunnens, der 1535 von Hans Hiltbrand erschaffen wurde, stammen Figuren und Säulen alle aus der Hand oder aus dem Umkreis des Freiburger Bildhauers Hans Gieng, auch die oben beschriebene Justitia. Diese Werke der Spätrenaissance sind allesamt von grosser figürlicher Ausdruckskraft. Im Aufbau sind sie eng miteinander verwandt: Mit Ausnahme des Läuferbrunnens stehen die Figuren durchwegs auf Säulen oder überhöhten Brunnstöcken, von wo aus sie die Gassenbilder weiträumig beherrschen. Ihre besondere Wirkung entfalten sie auch dank ihrer farbigen Fassungen, die zu ihrer Zeit ein kraftvolles Instrument der Realitätssteigerung oder Simulation waren, wie es heute wohl heissen würde.
Zur Gruppe dieser Figurenbrunnen hat sich im 18. Jahrhundert der klassizistische Mosesbrunnen am Münsterplatz hinzugesellt. Der Christoffel- bzw. David- bzw. Oberspitalbrunnen vor der Heiliggeistkirche musste 1846 einem neuen Brunnen von Gottlieb Hebler weichen. (Dieser neugotische Brunnen wurde seinerseits 1919 als Willkommensgeschenk zur

[560] de.wikipedia.org/wiki/Jurafrage, letztmals konsultiert am 25.02.2025.

[561] de.wikipedia.org/wiki/Gerechtigkeitsbrunnen_(Bern), letztmals konsultiert am 25.02.2025.

[562] Die umfassendste Abhandlung über die Berner Brunnen ist zu finden in: Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 225-344. Siehe ausserdem die daselbst nachgewiesene sechsbändige handschriftliche Stadtbrunnenchronik von Karl Howald 1842-1862 sowie die Brunnenchronik von Paul Schenk 1945.

Eingemeindung auf dem Dorfplatz von Bümpliz aufgerichtet.)[563] An Beispielen wie dem Bärenplatzbrunnen von 1839, dessen Figuren – eine Gruppe spielender Bären – 1935 ersetzt wurden,[564] oder dem Bernabrunnen von 1858-68 im Hof des Bundeshauses West hallt die Tradition der Figurenbrunnen nach. Nicht durchwegs haben sie freilich die archaische Kraft der nachreformatorischen Brunnen erlangt oder sind, wie der Berna-Brunnen, eher abenteuerliche Erzeugnisse historistischer Schwärmerei.
Beim zweiten Haupttypus wird der Brunnen als Ganzer zum durchgestalteten Kunstwerk, zur Skulptur. Die entsprechenden Brunnen zeichnen sich nicht mit allegorischer Überhöhung, sondern als Werke einer stark von architektonischen Motiven geprägten Bildhauerei aus. Es handelt sich dabei um die Obeliskenbrunnen, bei denen vor allem auch die Einheit von Becken und Brunnenstöcken zu Gesamtwirkungen von auffallender Formschönheit und Harmonie führt. Sie wurden gleichsam wie Broschen in das verschönerte Stadtbild des späten 18. Jahrhunderts eingesetzt. Diese bedeutenden Objekte – der Kreuzgass-, der Waisenhausplatz-, der Muristalden- und der Brunngassbrunnen – gelten heute als Meisterwerke Niklaus Sprünglis, der ab 1770 das Amt des Steinwerkmeisters innehielt.[565]
Mit den Brunnen, die besonders im 19. Jahrhundert hinzukommen, wird die Wasserversorgung auch in die abgelegenen, peripheren Lagen gezogen, nun auch ausserhalb des Welterbe-Perimeters. Das Henkerbrünnli beispielsweise, 1830 ersetzt, bedient sich auch nach dem Aufbruch der Stadtmauern der Formensprache des späten 18. Jahrhunderts. Der *Brunnen vor dem Tore* wird spätestens seit Schuberts Winterreise mit dem gleichnamigen Lied zum Sinnbild einer von romantischer Innerlichkeit geprägten Vorstellung. Das Henkerbrünnli steht freilich auch exemplarisch für die Brunnen, die durch das Wachstum der Stadt in die Quartiere und die überhandnehmenden Verkehrsinfrastrukturen besonders in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

[563] Quartierinventar Bümpliz-Bethlehem, Objektblatt «Davidbrunnen», www.bauinventar.bern.ch, letztmals konsultiert am 27.02.2025.

[564] de.wikipedia.org/wiki/Bärenplatzbrunnen, letztmals konsultiert am 16.03.2025.

[565] Schnell 1999, Sprüngli, S. 152 ff, siehe auch: de.wikipedia.org/wiki/Niklaus_Sprüngli, letztmals konsultiert am 05.03.2025.

Abbildung 116: Die Neuengasse mit dem Neuengassbrunnen um 1910.

Auch innerhalb der Stadtmauern wird im 19. Jahrhundert die Wasserversorgung weiter ausgebaut. An der Kreuzung des Ryffligässlis mit der Neuengasse entstehen um 1845 zwei der frühesten fünfgeschossigen Wohn- und Geschäftshäuser Berns – Neuengasse 21, und 23. Letzteres tritt mit seiner Hauptfassade um Laubentiefe vom Stadtraum zurück und macht so Platz für den gleichzeitig hier aufgestellten mittleren Neuengassbrunnen. Dieser äusserlich bescheidenen Situation verdanken wir eine der bemerkenswerten Interaktionen Berns zwischen Häusern, Brunnen und Stadtraum.
Während die beiden erwähnten Hauptgruppen ausgeprägte Traditionslinien begründet haben, verästeln sich die Typologien der späteren Brunnen zu zahlreichen Sonderformen. Der Reichtum an Ideen und Varianten nimmt dabei in dem Mass zu, wie die Bedeutung der einstigen öffentlichen Wasserversorgung an die privaten Hausanschlüsse abgegeben wird. Nach 1868 wird die Rossschwemme mit einer Fontäne bespielt, welche – ähnlich dem Genfer Jet d'eau, wenn auch viel bescheidener – als Druckventil der neuen Gaselwasserleitung dient.[566] 1909 wird im Park auf der Kleinen Schanze das Weltpostdenkmal enthüllt, welches nach dem siegreichen Wettbewerbsentwurf des Pariser Künstlers René de Saint-Marceaux auf 60 Eisenbahnwagenladungen aus Neuilly-sur-Seine nach Bern transportiert worden ist.[567] Hier entspringt der Wasserlauf einem künstlichen Gebirge,

[566] Schläppi, Furrer 1989, Bern auf alten Photographien, S. 16.

[567] de.wikipedia.org/wiki/Weltpostdenkmal, letztmals konsultiert am 27.02.2025.

bevor er sich über einen kleinen Wasserfall ins vorgelagerte Becken – einen stattlichen Fischteich – ergiesst.
In jüngerer Vergangenheit haben besonders zwei Brunnen dem Antlitz der Stadt bedeutende neue Akzente hinzugefügt: 1983 wird auf dem Waisenhausplatz der Meret-Oppenheim-Brunnen eingeweiht.[568] An zwei spiralig an einer hoch aufragenden Betontrommel angeordneten Wasserrinnen (die eine durchgehend, die andere abgetreppt) verdunstet kontinuierlich Wasser, wodurch sich seine Inhaltsstoffe ablagern. Dabei bildet sich ein tuffsteinartiger Klumpen mit organischem Bewuchs, der von der Winterkälte zu einer gewaltigen Eisskulptur verzaubert wird.
Im Entwurf hat Meret Oppenheim Motive wie die Spiralen ihres mehrfach umgesetzten Hermesbrunnens und Motive Adolf Wölflis zur Synthese gebracht. Als «Symbol des Wachsens und des Lebens» wurde der Brunnen kontrovers diskutiert und kritisiert. Seine Transformation, d. h. Versinterung mit Kalk und der auf diesem spriessende organische Bewuchs thematisieren ökologische Fragen. Das Werk der bedeutenden modernen Berner Künstlerin hat sich damit als Fanal für vieles erwiesen, was den heutigen Diskurs um die Zukunft der Biosphäre und des Habitats bestimmt: Die Reinheit des Wassers, seine lebensspendende und kühlende Wirkung, seine Inhaltsstoffe. Diese Themen haben interessanterweise eine alte Geschichte, wie wir bei der Lektüre der *Historisch-topographischen Beschreibung der Stadt Bern* von Karl Jakob Durheim 1859 feststellen. In dieser ausgreifendsten Auflistung und Beschreibung der Berner Brunnen einschliesslich ihrer Quellen, Infrastruktur und Wasserqualität ist zu lesen:

> *Obschon das Wasser der Stadtbrunnen trinkbar und zu ökonomischen Zwecken brauchbar ist, so ist dasselbe doch nicht ganz rein und hinterläßt einen sandigen oder toffsteinartigen Niederschlag, der im gekochten und stehen gelassenen Wasser sich am sichtbarsten herausstellt.*[569]

Auf ganz andere Weise hat das 2004 eingeweihte Wasserspiel auf dem Bundesplatz die Herzen der Menschen, besonders auch der Kinder, erobert: mit ihren 26, die Kantone verkörpernden, Fontänen lädt es in der Sommerhitze zur Abkühlung ein.[570] Das Wasserspiel war Teil einer Neugestaltung, anlässlich welcher der Bundesplatz 2004 von den parkierenden Autos befreit, mit einem Teppich aus Valser Quarzit belegt und der Öffentlichkeit übergeben wurde.

---

[568] de.wikipedia.org/wiki/Meret-Oppenheim-Brunnen, letztmals konsultiert am 27.02.2025.

[569] Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 52.

[570] de.wikipedia.org/wiki/Wasserspiel_auf_dem_Bundesplatz, letztmals konsultiert am 27.02.2025.

Brunnenbecken, Brunnentröge

Derweil in der Literatur stets die Figurenbrunnen mit ihrem bildhauerischen Schmuck im Zentrum der Aufmerksamkeit standen, wollen wir unser Augenmerk auf die Entwicklung der Brunnenbecken richten. Ihre Faszination beruht sowohl auf einer gestalterischen und einer technischen Dimension: Aufgrund der Einwirkung von Nässe, Frost und täglichem Gebrauch waren Herstellung und Unterhalt dieser Becken stets eine besondere Herausforderung. Viele Brunnenfiguren haben die Jahrhunderte mehr oder weniger schadlos überdauert, derweil die Becken dem täglichen Gebrauch ausgesetzt waren, verschlissen und repariert, wiederverwendet, neu zusammengesetzt oder gar ersetzt wurden.
Alle frühen Stadtdarstellungen geben die Standorte der Brunnen einigermassen adäquat wieder. Was deren Besonderheiten anbelangt, tauchen auf ihnen jedoch eher Signaturen denn auswertbare Darstellungen auf. Präzisere Informationen sind Plänen ab Mitte des 18. Jahrhunderts zu entnehmen: Brenner, um 1750 (*Abbildung 6);* von Sinner 1790, (*Abbildung 5);* Oppikofer 1819-22, (*Abbildung 7).* Besonders wertvoll sind auch Stadtdarstellungen seit Wilhelm Stettler, Johann Grimm und anderen. Nebst Karl Howalds Brunnenchronik[571] liefern seit dem 19. Jahrhundert Fotografien aufschlussreiche Hinweise zum Bestand und zum Gebrauch der Brunnen. Hier sehen wir verschwundene Zustände wie den Pfeiferbrunnen, noch mit dem alten achteckigen Becken (*Abbildung 117* und *Abbildung 118),* oder den Vennerbrunnen nach seiner Versetzung von der Wendschatz- an die Amthausgasse. Die zwei länglichen Achteckbecken dieser schönen Anlage von 1837 wurden 1913 zersägt und in angenähert quadratischer Form auf dem Rathausplatz neu zusammengesetzt. In jüngerer Zeit haben archäologische Erkenntnisse unserem Wissen neue Mosaiksteine hinzugefügt.[572]
Was uns an den Brunnenbecken also besonders interessiert, ist die Ambivalenz zwischen Gebrauchsgegenstand und Kunstwerk. Ihre Form durchläuft zwischen dem 17. und 20. Jahrhundert eine grundlegende Metamorphose. Als ältestes erhaltenes Becken gilt heute jenes des Kindlifresserbrunnens, dessen Achteckplatten mit ihren barocken Spiegeln wohl ins späte 17. Jahrhundert zurückgehen *(Abbildung 89).* Die gleiche Achteckform scheint, wie Manuels Stadtdarstellung zeigt, schon in der Entstehungszeit von Giengs Figurenbrunnen die Norm zu sein; alle jüngeren Stadtdarstellungen verwenden eine ähnliche Signatur.
Einzige Ausnahme war das grosse, rechteckige Becken am alten, um 1846 ersetzten Davidbrunnen unterhalb des Christoffelturms. In diesem Becken lebte die Erinnerung an eine Urform der Brunnentröge weiter, wie sie heute noch in Beispielen wie dem bekannten Holzbrunnen im bündnerischen Valendas anzutreffen ist *(Abbildung 119).* Die Metamorphose solcher aus langen Bohlen gezimmerter, rechteckiger Tröge mit verstärkten Ecken über

[571] Karl Howald, Die Brunnen Berns in chronistisch-historischer und ästhetischer Beziehung, sog. Stadtbrunnenchronik, Bd 1-6, 1842-1862, Burgerbibliothek, Mss.h.h.XXIb.361-366.

[572] Hierzu besonders wertvoll: Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten.

die steinernen, schweren, deshalb kleineren Achteckplatten führt konsequent zu den Motiven hin, die im Werk Niklaus Sprünglis in mannigfacher, Form auf bezaubernde Weise thematisiert, dynamisiert, variiert werden. Im 20. Jahrhundert schliesslich verlieren die Brunnenbecken offenkundig ihre ursprüngliche Aufgabe und es treten andere Lösungen auf die Bühne, wie beispielsweise die Vertiefung in Form eines flachen Trichters, in dem das Wasser des Oppenheimbrunnens zusammenläuft. Am Wasserspiel auf dem Bundesplatze, wo das Nass durch die Fugen zwischen den grossen Quarzitplatten des «Teppichs» sickert, wird der Platz gleichsam selbst zu einer Art Becken.

Brunnen als Brennpunkte des sozialen Lebens

Wenn solche Neuerfindungen formal und stadträumlich aus dem gewohnten Bild der Berner Brunnen ausscheren, folgen sie dennoch einer konsequenten Logik. Die neuen Brunnen werden zwar nicht mehr als Spender von Trinkwasser gebraucht, hingegen vermitteln sie uns einen adäquaten Eindruck davon, wie zentral die soziale Funktion dieser Installationen einst war. Vor diesem Hintergrund lernen wir verstehen, was auf zahlreichen Fotografien und anderen bildlichen Darstellungen bis ins späte 19. Jahrhundert immer wieder zu erkennen ist: Hier haben die Menschen mehr als einfach Wasser geholt – es waren Orte des täglichen Lebens, der Verrichtungen, des Haushaltes. Besonders schön zeigen dies zwei Fotografien, auf denen wir den Pfeiferbrunnen vor 1889, also noch mit dem alten polygonalen Trog sehen (siehe Baumaterialien und Konstruktionsweisen – Grundlegendes).

Abbildung 117: Der Pfeiferbrunnen vor 1889.
Diese frühe Fotografie zeigt den Pfeiferbrunnen mit seinem alten polygonalen Becken, dessen acht Platten wie am Kindlifresserbrunnen mit einer schmiedeeisernen Schelle zusammen gehalten werden.

Auf dem einen Bild ist nebst zwei gelangweilten Schulknaben links angeschnitten eine Frau abgebildet, die am so genannten Sudeltrog mit einem Blechzuber und mit Putzlappen hantiert. Über ein Saugrohr läuft Wasser aus dem Brunnentrog in einen grossen hölzernen Bottich. Es ist eine seit Jahrhunderten übliche Szene, die später vielleicht in die Intimität einer private Waschküche gehört hätte, die sich hier aber mit grosser Selbstverständlichkeit in aller Öffentlichkeit zuträgt.

Abbildung 118: Die Spitalgasse vor 1889.

Eine andere Fotografie am gleichen Ort und aus der gleichen Zeit zeigt den Brunnen als Treffpunkt einer ansehnlichen Gruppe von Personen. Sie sind, wie verschiedenste Wägelchen und ein Einkaufskorb belegen, nicht wegen des Wassers hier, sondern ruhen sich aus und halten einen kleinen Schwatz. Wie viel von dieser Gemütlichkeit authentisch, wie viel vom Fotografen inszeniert ist, bleibt schwer zu sagen. (Wahrscheinlich sind die abgebildeten Passant*innen gerne der Verlockung erlegen, sich einmal von einer Kamera, dieser aufregenden neuen Maschine, abbilden zu lassen.) Wie auch immer: Anschaulicher können die Funktionen des öffentlichen Raumes als Bühne und des Brunnens als Brennpunkt des sozialen Lebens nicht gezeigt werden.
Eine gewisse Wehmut, die sich bei solchen Betrachtungen einstellt, lässt uns spüren, was der Verlust der ursprünglichen Funktion und die Umwertung primär zu Dekorationselementen des Stadtraumes mit vielen Brunnen gemacht haben. Es bleibt ein hohes Ziel, sie wieder zu aktivieren und ins Leben der Stadt zurückzuholen. Mit den Kunstwerken und Denkmälern der Stadt teilen viele der alten Brunnen ein ähnliches Schicksal: auf einen Sockel gehoben zwar, aber durch den Verlust ihrer elementarsten Aufgabe auch in ihrer Relevanz für das tägliche Leben enthoben.

Szenischer und allegorischer Stadtraum

Vor dem Hintergrund dieser Betrachtungen soll hier auf ein weiteres stadträumliches Phänomen eingegangen werden, zu dem die Brunnen einst einen wesentlichen Beitrag geleistet haben. Kehren wir hierfür noch einmal an das Hauptportal des Münsters zurück. Hier hatte Bildhauer Erhart Küng im 15. Jahrhundert das jahrhundertealte Bildprogramm des Weltgerichts unter anderem mit dem Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen aus dem Matthäusevangelium angereichert. Der Auftritt der zehn Jungfrauen war nicht nur ein wiederkehrendes Motiv der spätmittelalterlichen Weltgerichtsportale, sondern seit dem 14. Jahrhundert auch als Theaterstoff beliebt.[573] Dieses Narrativ erklärt die expressive Gestik und Mimik der Figuren und ihrer Schrifttafeln: Das Münsterportal richtet sich unter anderem als ein in Stein gehauenes Theaterstück an die städtische Öffentlichkeit.

Das reformierte Bern hat solches Treiben geduldet insofern, als das Münsterportal von der Zerstörung im Bildersturm verschont blieb. Nachdem am oberen Eingang zum Münsterplatz der baufällige erste Mosesbrunnen aus dem 16. Jahrhundert durch einen «Springbrunnen (...), auf dessen Wasserstrahl eine hohle Kugel von Metall frei tanzte» ersetzt worden war,[574] wurde Ende des 18. Jahrhunderts der Konstanzer Bildhauer Nikolaus Sporrer mit einer neuen Figur für die Wiederherstellung des von Niklaus Sprüngli geschaffenen Beckens als Mosesbrunnen beauftragt.[575] Die Gesetzestafeln in der Hand, zeigt die Figur auf das zweite Gebot «Du sollst dir kein Kultbild machen (...)».[576] Trefflicher könnte die nachreformatorische Kritik an der bildlichen Exuberanz des Münsterportals nicht ausgedrückt werden. Wenn hier zwei konkurrenzierende Darstellungen über den Platz hinweg in Dialog treten, dabei den inhaltlichen Bogen über die Lebensführung im vor- und nachreformatorischen Bern aufspannen, ist dies eine weitere wichtige Facette, die uns den Stadtraum als Bühne verstehen lässt (siehe Stichworte zur Kulturgeschichte des Ortsbildes und Als Ausblick ein Einblick).

Diese Konstellation war im alten Bern beileibe nicht die Einzige ihrer Art. Legendär war der so genannte Berner Totentanz auf der zerstörten Kirchhofmauer der heutigen französischen Kirche – ein «Wandgemälde in einer Länge von etwa 80 m, (...) in der Zeit zwischen 1516 und 1519 entstanden».[577] Auf diesem wurden Menschen aller Art in allen möglichen Lebenssituationen von Skeletten, den Tod verkörpernd, zum Tanz aufgefordert. Mit dem Wandgemälde konfrontierte der spätere Reformator Niklaus Manuel Deutsch – ein Künstler mit universalem Anspruch und universalen

---

573 www.mittelalter-lexikon.de/wiki/Weltgerichtsspiel, letztmals konsultiert am 10.04.2025.

574 Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 55.

575 Zur Entstehungsgeschichte des neuen Mosesbrunnens siehe u. a. auch Bietenhard 1974, Bauwesen 18. Jahrhundert, S. 95 sowie generell: de.wikipedia.org/wiki/Mosesbrunnen_(Bern).

576 www.bibleserver.com/EU/2.Mose20%2C2-17.

577 de.wikipedia.org/wiki/Berner_Totentanz.

Fähigkeiten – das Berner Bürgertum mit einem Memento Mori, welches unmissverständlich an die Hinfälligkeit und Eitelkeit des Daseins erinnerte. Ein anderes, ebenso ominöses wie moralisierendes Bild gab der bereits mehrmals erwähnte Justitiabrunnen ab, welcher nebst der Landgerichtshalle und Freistatt im Zunfthaus zum Distelzwang und natürlich dem Namen Gerechtigkeitsgasse ein weiteres Zeugnis der Landtage ist, an denen hier an der Kreuzgasse, also in der alten Mitte der Stadt, die Schultheissen zu Gericht sassen.[578] Dabei nahmen sie auf einem ins Zentrum der Gasse gestellten Richtstuhl platz, den wir uns als bühnenartigen Pavillon vorstellen dürfen. Wie der Symbolgehalt der Justitiafigur zu verstehen war und ist, lesen wir beispielsweise auf Wikipedia: «Ihr Schwert zeigt, dass das Recht durchgesetzt wird, ihre Waage steht für das sorgfältige Abwägen aller Fakten, und die Augenbinde symbolisiert, dass Recht für alle gleich gilt.»[579]
An dieser Stelle fehlt der Raum, um uns der vertrackten, bis heute ungelösten Ikonografie beispielsweise des Kindlifresserbrunnens anzunehmen, der, um mit Jakob Durheim eine frühe Stimme von 1859 zu zitieren, auf «Volkssagen und schauderhafte Geschichten» zurück geht.[580] Stattdessen wollen wir bei zwei Konstellationen am oberen Stadteingang in der Spitalgasse näher hinschauen, die zu verschiedenen Zeiten szenisch einen bemerkenswerten Ort aufgespannt haben. Bereits war der Pfeifferbrunnen ein Thema. Seine Beschreibung entnehmen wir Paul Hofers Kunstdenkmälerband – auch stellvertretend für zahlreiche andere, literarisch eindrückliche Texte aus der Hand des Autors:

> *Das knapp unterlebensgroße Standbild zeigt den Dudelsackpfeifer in lebhaftem Kontrapost, mit vorgebeugtem Oberkörper und stark geneigtem Kopfe blasend; Windsack mit zwei Bordunpfeifen, das Schallstück der Spielpfeife auf den vorgehängten Beutel abgestützt; zerschlissene Fußbekleidung, kniefreies Oberkleid mit gefältelten Ärmeln, turbanartige Kappe mit gefranstem Schultertuch; langer Zierdolch. Im Rücken, auf Baumstrunk, ein schalmeiblasendes Äffchen; umgehängtes Trinkgefäß; breites Schriftband mit der wohl 1874 angebrachten Inschrift* Der Pfyffer Freiheits Brief 1507.
> *(...)*
> *Dargestellt ist nicht etwa einer der Stadtpfeifer, sondern ein zerlumpter fahrender Musikant. Im ganzen eine Allegorie auf das burleske Spielvolk der Jahrmärkte, Messen und Hochzeiten, wie es nach kurzem Unterbruch in den ersten Reformationsjahren noch bis*

[578] Siehe Christoph Schläppi, 'Einfach, aber ungemein vornehm - Das Gesellschaftshaus zum Distelzwang', in: Von Narren und Distelfinken. Die Geschichte der Gesellschaft zum Distelzwang, Bern: Stämpfli Verlag, 2014, S. 137-154.

[579] de.wikipedia.org/wiki/Justitia.

[580] Durheim 1859, Bern und Umgebungen, S. 55.

ins späte 16. Jahrhundert in Gassen und Gasthöfen der Stadt sein Wesen trieb.[581]

Wollen wir in Analogie zum Justitiabrunnen vom Pfeifferbrunnen Rückschlüsse auf das Wesen des umgebenden Stadtteils und das Leben ziehen, das sich hier abspielte, entsteht aus der zitierten Beschreibung ein sehr spezifisches Bild der Spitalgasse. (Der Pfeiferbrunnen trug lange Zeit nach dem benachbarten Hotel an der Spitalgasse 21 den Namen *Storchenbrunnen.)* Im Vergleich zur Nüchternheit des in Bern immer wieder aufbrechenden nachreformatorischen Kontrollzwangs begrüsste die Stadt hier an ihrem oberen Eingang Ihre Gäste mit dem vitalen Zeichen einer Volks-, vielleicht auch: Subkultur – also in Form einer weiteren Verknüpfung zwischen Bern als Musikstadt und der Altstadt als Bühne und Sozialraum.

Christoffel

Ein paar Schritte weiter stadtaufwärts befand sich vom 16. bis ins 19. Jahrhundert eine überaus seltsame Konstellation, die Johann Rudolf Gruner in seinen «Deliciae» wie folgt beschrieb:

Es ist der Christoffel-Thurn ein sehr hoher starcker Thurn beym obern Thor, zu oberst in der Stadt, also genannt, weil darinnen gegen der Gasse hinab in einem offenen Gewölb stehet der grosse höltzerne Christoffel, mit einem Schwerdt an der Seiten, und einer Hellebarten in der Hand, von ungemeiner Grösse: Ist Anfangs in der grossen Kirch (dem Münster) gestanden, in der Reformation aber aus der Kirch gethan, und hierher versetzet worden; das Kind ward ihm ab den Armen genommen, an statt des Stocks eine Hellbarten in die Hand gegeben, und ein Helm auf das Haubt gesetzt, also er aus einem Christoffel in einen Goliath verwandlet, auch wurde auf den Brunnen gegen über ein kleiner David mit der Schleuder ihme unter Augen gesetzten. Dieses Bild wurde Anno 1709 neu gemachtet (...).[582]

[581] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 256.

[582] Gruner 1732, Deliciae, S. 413-414.

Abbildung 119: G. Lori del. 1818 – Ansicht der Kirche zum Heil:Geist und des Christoffel Thurms in Bern (Ausschnitt).

Der heilige Christophorus war ein volkstümlicher, theologisch freilich umstrittener Märtyrer des 5. Jahrhunderts. Seine Legende wurde 1264 von Jacobus de Voragine in der Legenda Aurea niedergeschrieben.[583] Verehrt als einer der vierzehn Nothelfer und Schutzpatron der Reisenden, fanden Darstellungen des Christophorus an zahlreichen Eingangs- bzw. Westfassaden von Kirchen weite Verbreitung. Dort wurde der Heilige jeweils als «Riese mit Stab dargestellt, der das Jesuskind auf seinen Schultern über den Fluss trägt.»[584]

Gruners Beschreibung irrt nach heutigem Wissen in verschiedenen Belangen, beispielsweise darin, die Figur sei in der Reformation vom Münster an den Westeingang der Stadt gekommen. Vielmehr stand am Christoffelturm bereits seit Mitte des 15. Jahrhunderts eine kleine Christophorusfigur, bevor Ende des 15. Jahrhunderts der 9.7 m hohe Christoffel aus Lindenholz in dem zur Stadt hin offenen Schalenturm aufgestellt wurde. Der erhaltene Torso und einige Fragmente der beim Abbruch des Turms 1865 zerlegten und als Brennholz an die Bevölkerung verteilten Figur sind stilistisch der expressiven Bildhauerei dieser Zeit zuzuordnen.[585]

Nach der Reformation wurde dieser «Christoffel» säkularisiert, indem ihm die Christusfigur von der Schulter genommen und eine Hellebarde und ein Zweihänder in die Hand gedrückt wurden. Fortan bewachte er als unfreiwilliger überdimensionaler Krieger den westlichen Stadtausgang.

583 de.wikipedia.org/wiki/Legenda_aurea, letztmals konsultiert am 09.04.2025.

584 de.wikipedia.org/wiki/Christophorus, letztmals konsultiert am 09.04.2025.

585 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 152 ff.

In unmittelbarer Nachbarschaft zum Christoffelturm, also auf Höhe der alten Heiliggeistkirche, stand der so genannte Oberspitalbrunnen, auch «Brunnen vor dem Spital» oder Christoffelbrunnen genannt. Spätestens seit 1583 schmückte ein Standbild des Königs David diesen Brunnen.[586] Dieses Standbild wurde 1711 durch ein neues, David als Knaben darstellend, von Philippe Chéret und 1778 durch eine Davidfigur von Friedrich Schaefer ersetzt, welche dem guten alten Christoffel frech mit der Steinschleuder entgegen trat. Auch dieser Brunnen musste weichen, nämlich 1846 dem weiter oben bereits erwähnten Werk von Gottlieb Hebler.[587]

Abbildung 120: Der Christoffelturm von der Spitalgasse aus gesehen, kurz vor dem Abbruch 1865.

Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, die offenen Fragen zu der beschriebenen historischen Entwicklung zu diskutieren. Auch fehlt hier der Raum, auf einige grundlegende Irritationen einzugehen: Welche Akteure und welches Programm, ausser der bilderstürmerischen Bemühung, den Götzendienst an dem Volksheiligen zu durchbrechen, zur beschriebenen Umdeutung des Christoffels geführt haben? Wie es mit der apotropäischen (also Gefahren abwendenden) Funktion des Riesen zu vereinbaren war, dass dieser ausgerechnet in die Rolle des Goliaths gedrängt wurde, der,

[586] Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 157.

[587] Die anschaulichste Zusammenfassung ist zu finden in: Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 61-62.

wie in der Bibel beschrieben, vom kleinen David überwältigt wurde?[588] Weshalb in den offiziellen Akten bis ins 18. Jahrhundert vom Christoffelturm und erst von da an vom «Goliattor» bzw. «Goliatthurn» die Rede war?[589] Woher in Bern die Verehrung Davids kommt, der bis heute zu den beliebtesten Taufnamen gehört etc.
Vielmehr wollen wir uns in diesem Zusammenhang an die Feststellung halten, dass auch an der platzartigen Ausweitung hier oben an der einstigen Peripherie der Stadt ein szenisches Motiv einen städtebaulichen Raum beherrscht und geformt hat. Eine besondere Eigenschaft des Christoffels bestand darin, dass die Figur stadteinwärts schaute und deshalb nicht in der Lage war, den Reisenden das Geleit zu geben. Dieser Kompromiss, der mit der Idee einhergegangen war, die Leere des Schalenturmes mit einer Figur zu schmücken, wurde für Jahrhunderte zu einem Alleinstellungsmerkmal, das das Wesen des umgebenden Stadtraumes, ja der ganzen Stadt prägte. Ob Menschen, die im 18. Jahrhundert von Westen in die Stadt eintraten, beim Davidbrunnen den Impuls verspürt haben, zurück zu blicken, worauf sie des Riesen ansichtig wurden? Fest steht, dass Figuren oftmals auf eine mit Monumentalbauten vergleichbare Weise mit ihrer Blickrichtung wichtige Stadträume ausgezeichnet und auch gerichtet haben (siehe Monumente und öffentliche Bauten). Für dergleichen sensibilisiert, stellen wir fest, dass in der oberen Kramgasse bis heute eine ähnliche Konstellation besteht: zwischen der Bärenfigur auf dem Zähringerbrunnen, die stolz vor dem Zeitglockenturm posiert[590] und zuschaut, wie der Simson auf dem gleichnamigen Brunnen stadtabwärts, ebenfalls von Hans Gieng,[591] den Rachen des Löwen aufreisst.

Die Faszination des Christoffelturmes hält bis in die jüngste Zeit an. Die wissenschaftliche Aufarbeitung eines Albums von Charles Corrodi, das die Umgebung des Christoffelturms kurz vor dem Abbruch 1865 fotografisch dokumentierte,[592] hat massgeblich zu einem neuen räumlichen und historischen Verständnis des Stadtraums Bahnhof Bern beigetragen.[593] Die Berner Fachhochschule hat eine virtuelle Rekonstruktion des Turmes entwickelt, welche die stadträumliche Situation mit dem Christoffelturm und seinen Annexbauten im heutigen Kontext simuliert.[594]

---

588 1. Buch Samuel, siehe: www.bibleserver.com/EU/1.Samuel17, letztmals konsultiert am 09.04.2025.

589 SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10, S. 137, 138.

590 de.wikipedia.org/wiki/Zähringerbrunnen, letztmals konsultiert am 10.05.2025.

591 de.wikipedia.org/wiki/Simsonbrunnen_(Bern), letztmals konsultiert am 10.05.2025.

592 doi.org/10.3931/e-rara-49423, letztmals konsultiert am 15.04.2025.

593 Markus Schürpf, Der Christoffelturm. Wiedergänger der Berner Geschichte, Bern: hep Verlag, 2018.

594 web.erleb-ar.bfh.science/de/bern, letztmals konsultiert am 15.04.2025.

Denkmäler

Adrian von Bubenberg

Kurz nachdem am oberen Abschluss der Spitalgasse die Geschichte von David und Goliath neu inszeniert worden war, entstand 1726-29 in der unmittelbaren Nachbarschaft die neue Heiliggeistkirche, erbaut von Niklaus Schiltknecht. Die Ausrichtung ihrer Turmfront auf die Spitalgasse, insbesondere mit den zwei kolossalen monolithischen Säulenpaaren an der südseitigen Eingangsfassade, bedeutete für den im vorderen Kapitel beschriebenen Raum am oberen Stadteingang eine zusätzliche Auszeichnung (siehe Stadtraum Bahnhof Bern, Topografien und Granit). 1732-1742 kam das Burgerspital hinzu. Es wurde nach Plänen des französischen Architekten Joseph Abeille von Niklaus Schiltknecht erbaut und nach dessen Tod von Samuel Lutz fertiggestellt.
Diese beiden Bauten, welche das alte Heiliggeistspital ersetzten, standen damals auf zwei verschiedenen Seiten des Stadtgrabens und der Stadtmauer. Wie es Joseph Abeille gelang, die knappe, jahrelang erfolglos beplante Parzelle des alten Heiliggeistspitals freizuspielen, indem er das Burgerspital in den Bereich «zwischen den Toren» setzte, gehört zu den grossartigen städtebaulichen Leistungen im Welterbe-Perimeter.[595] Mit der Setzung dieses Gebäudes schuf er einerseits eine Willkommensgeste, welche die Republik und Stadt Bern ihren Besucher*innen als wohlhabendes, fürsorgliches und wohltätiges Gemeinwesen präsentierte. Andererseits antizipierte er mehr als ein Jahrhundert zum Voraus den Abbruch des Turmes und die Öffnung der Stadt gegen Westen, indem das neue Spital mit dem gradlinigen Alignement der Spitalgasse über die bestehende Stadtmauer und den Stadtgraben hinwegsetzte. Die Leerstelle, die nach dem Abbruch des Christoffelturmes hier entstehen sollte, trug den Namen Christoffelplatz (siehe Zwischen den Thoren – Christoffelplatz - Bubenbergplatz und Christoffelgasse).

Von den Feierlichkeiten zum vierhundertjährigen Jubiläum der Schlacht von Murten 1876 bis zur Einweihung des Bubenbergdenkmals und zur Umbenennung des Raumes *Zwischen den Thoren-Christoffelplatz* zum *Bubenbergplatz* verläuft eine direkte Entwicklungslinie begeisterten Patriotismus' und stadträumlicher Neukonzeption, welche sich in der Berichterstattung der Presse lückenlos rekonstruieren lässt. Über ein Denkmal für Adrian von Bubenberg wird erstmals 1886 berichtet; die Idee besteht damals darin, auf dem unvollendeten Davidbrunnen Gottlieb Heblers eine Bubenberg-Statue aufzustellen.[596] Drei Jahre später kommt ein Initiativkomitee zusammen. Der Standort «beim Murtner Thor» ist damals nur eine von mehreren

[595] Germann 1994, währschafft, nuzlich und schön, besonders S. 99-114.

[596] Berner Zeitung vom 19. Februar 1886, S. 3: www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=BEZ18860219-01.2.8.1.

diskutierten Optionen,[597] kristallisiert sich aber im Verlauf der Diskussionen als ideal heraus. Im Auftrag des *Initiativcomite's für die Erstellung eines Bubenbergdenkmals* publiziert Jakob Sterchi 1890 das in mehreren Auflagen herausgegebene Bändchen *Adrian von Bubenberg: Charakterbild aus der Heldenzeit der alten Eidgenossenschaft,*[598] welches als Grundlage eines Wettbewerbs für die Errichtung eines Denkmals dient. Nach der Publikation des erstrangierten Projekts von Max Leu begleitet eine lebhafte Diskussion die Ausarbeitung des definitiven Entwurfs.[599] Zur Einweihung «am Westende der kleinen Anlage auf dem Bubenbergplatz, die an Stelle der Rossschwemme errichtet worden war»,[600] erscheint 1897 Sterchis *Charakterbild* nochmals als Teil der *Festschrift zur Enthüllungsfeier.*[601]
Die überlebensgrosse, Halt gebietende Ritterfigur übernahm symbolisch die Rolle, welche der abgebrochene Christoffelturm materiell hinterlassen hatte und half dabei mit, den Phantomschmerz zu kurieren, den diese Leerstelle verursacht hatte. Das Denkmal organisierte, zentrierte und richtete den unter dem neuen Namen Bubenbergplatz konzipierten Stadtraum, wandte sich als Auftakt der Altstadt an alle Ankömmlinge von Westen her und markierte damit den neuen Stadteingang *(Abbildung 99).*
Im Kapitel Stadtraum Bahnhof Bern wird der weitere Kontext beschrieben, in welchem schon kurze Zeit später begonnen wurde, den Bubenbergplatz und den Bahnhofplatz für den zunehmenden Verkehr auszuräumen. Dabei wurde das Bubenbergdenkmal an den Hirschengraben gestellt und mit seinem stadträumlichen Kontext auch seiner Aussage beraubt. Es spricht für die Qualität des Denkmals, dass in den letzten Jahren wieder intensiv über seine Rückführung diskutiert wird. Die Stadt hat es sich auf die Fahnen geschrieben, Adrian von Bubenberg wieder möglichst nahe an seinem ursprünglichen Standort aufzustellen. Hier soll das Denkmal zum Mittelpunkt einer neuen Platzanlage werden, die als Scharnier und Ankunftsort der neuen Bahnhofeingänge einen würdigen Westeingang zum Welterbe bietet.[602]

Weitere Denkmäler

Die Kulturdenkmäler, Baudenkmäler oder baukulturellen Erzeugnisse, zu denen das Welterbe Altstadt Bern gehört, beziehen ihre Denkmalqualität

[597] Berner Zeitung vom 13. April 1889, S. 2: www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=BEZ18890413-01.2.10.5.

[598] www.e-rara.ch/doi/10.3931/e-rara-106690, letztmals konsultiert am 12.04.2025.

[599] Berner Zeitung, vom 4. Oktober 1892, S. 1: www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=BEZ18921004-01.2.4.1.

[600] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 46.

[601] Sterchi, Jakob. Bubenberg-Denkmal: Festschrift zur Enthüllungsfeier: Bern 18. Juli 1897. Bern: 1897.

[602] Testplanung Stadtraum Bahnhof Bern, Synthesebericht vom 24.11.2023.

aus ihrer Zeugenschaft und ihrer architektonischen und städtebaulichen Qualität.[603] Diese Objekte sind der Obhut der Denkmalpflege unterstellt. Hier soll es kurz um eine *andere* Kategorie gehen, nämlich die *gewollten* Denkmäler. Dabei handelt es sich um Erinnerungsstätten an Personen oder Ereignisse.[604] Wiederum finden wir wichtige Anfänge dieser Gattung im Innern des Münsters: In der so genannten Matter-Kapelle am Ostende des südlichen Seitenschiffs erinnert sich Bern 1601 mit einem grossen Denkmal ihres Gründers Berchtold V. von Zähringen.[605] Am Ostende des gegenüberliegenden nördlichen Seitenschiffes wird 1805 das Epitaph, also die Grabstätte des letzten Schultheissen Berns Niklaus Friedrich von Steiger mit den sechs Namenstafeln für die 1798 in Neuenegg, in Fraubrunnen und am Grauholz Gefallenen eingeweiht.[606] Das Steigerdenkmal ist ein moderner Nachfahre zahlreicher spätmittelalterlicher Vorläufer im Münster: Epitaphien und Grabplatten, welche beim Bau der Heizung im 20. Jahrhundert aus dem Boden genommen und in den Wänden der Kirche eingesetzt wurden.
Die Denkmäler im öffentlichen Raum der Altstadt stammen allesamt aus der Periode zwischen der Mitte des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts. Es handelt sich also um eine verhältnismässig junge Gattung. Mit dem Bubenberg-Denkmal haben diese Denkmäler gemeinsam, dass die Wenigsten losgelöst von ihren Aufstellungsorten verständlich sind.
Von der offiziellen Stadt Bern werden diese Denkmäler heute den Werken der Kunst im öffentlichen Raum zugerechnet und auf dem Geoportal der Stadt Bern zusammen mit denselben sowie den Brunnen präsentiert. Die nachfolgend kurz aufgelisteten Denkmäler sind auf map.bern.ch einzeln verortet und im Detail beschrieben – wir begnügen uns hier mit einer Aufzählung und einem Verweis: Zähringer-Denkmal (Nydegghöfli, bis 1961 auf der Münsterplattform), Rudolf von Erlach (Grabenpromenade), Berna-Denkmal (Hof Bundeshaus West), Weltpost-Denkmal (Kleine Schanze), Bider-Denkmal (Kleine Schanze), Niggeler-Denkmal (Kleine Schanze).[607]

Kunst im öffentlichen Raum

Kunst am Bau und Kunst im öffentlichen Raum sind Konzepte des 20. Jahrhunderts.[608] Die berechtigte Frage, inwiefern sie für das Welterbe relevant sind, ist leicht zu beantworten: sie befassen sich in grosser Mehrzahl mit

---

603 de.wikipedia.org/wiki/Kulturdenkmal, letztmals konsultiert am 11.04.2025.

604 de.wikipedia.org/wiki/Denkmal_(Gedenken), letztmals konsultiert am 11.04.2025.

605 Tätigkeitsbericht 2018 der Berner Münster-Stiftung, S. 30-35.

606 Mojon 1960, KDM Bern 4, S. 360-362.

607 map.bern.ch/stadtplan, Rubrik «Kunst im öffentlichen Raum», letztmals konsultiert am 11.04.2025.

608 de.wikipedia.org/wiki/Kunst_am_Bau sowie de.wikipedia.org/wiki/Kunst_im_öffentlichen_Raum, beide letztmals konsultiert am 13.04.2025.

der kritischen Aneignung der Stadt, des Stadtraumes und/oder der Berner Tradition. Anders gesagt: sie referenzieren ausgeprägt auf Motive der lokalen Kultur und des Stadtraumes im Welterbekontext. Einige der Werke haben auch aktiv dazu beigetragen, die Grenzen zwischen den in diesem Kapitel besprochenen Gattungen aufzubrechen. Stellvertretend seien hier Arbeiten von vier Autoren herausgegriffen, die besonders im Zusammenhang mit den zuvor besprochenen Themen auffallen.
Es liegt in der Natur von Kunstwerken, dass diese über sich hinaus verweisen bzw. interpretationsoffen sind. Auf eine *erschöpfende* Darstellung wird hier mit Verweis auf die weiterführenden Grundlagen verzichtet.[609]

Abbildung 121: Der Kronenbrunnen in der Postgasse mit der Installation «Keine Brunnenfigur» von Carlo Lischetti, 1992.

[609] Die vollständige Zusammenstellung aller Kunstwerke im öffentlichen Raum ist auf dem Geoportal der Stadt Bern publiziert – siehe Fussnote 607. Ausserdem wird auf die kuratierten Kunstspaziergänge verwiesen, welche ebenfalls auf der Website der Stadt publiziert sind: www.bern.ch/politik-und-verwaltung/stadtverwaltung/prd/kultur-stadt-bern/kunstwerke-im-oeffentlichen-raum/kunst-stadt-bern-spaziergaenge, letztmals konsultiert am 13.04.2025.

Kronenbrunnen
Mit subversivem Witz hat der Maler, Bildhauer und Aktionskünstler Carlo Lischetti[610] am neuen Brunnenstock für den 1820-25 letztmals erneuerten Kronenbrunnen in der Postgasse das Motiv der Figurenbrunnen aufgegriffen und dabei gleichzeitig die Figur vom Sockel gestürzt. Die Installation lädt Passant*innen dazu ein, auf einer steilen Treppe selbst die Brunnensäule zu erklimmen und sich von diesem «Speaker's Corner» vernehmen zu lassen.[611] Anlässlich der Einweihung stellte sich Lischetti, als Ritter verkleidet, auf das Podest und entledigte sich seiner Rüstung. Der Titel des auch für hintersinnige Kalauer bekannten Künstlers für diese Aktion: «Abrüstung». Wie viele weiter oben beschriebene Konstellationen ist der «Lischetti-Brunnen» Teil einer Dialogsituation, fällt doch der Blick vom Podest auf der Brunnensäule direkt auf ein Trompe l'oeil, das Manuela Stähli-Legnazzi 1984 mit dem Titel «Freie Sicht aufs Meer» an der Brandwand des Hauses Postgasse 64 realisiert hatte. Lischetti ist auch der Urheber des auf einem Seil tanzenden Bären, der 2007 anlässlich des Baus des neuen Bahnhofplatzes von seinem ersten Standort am Bubenbergplatz an den Bärengraben verlegt wurde.

Chribu
Mit seinem «Chribu» hat Ueli Berger 1986 eines der wenigen Werke geschaffen, mit denen die Kunst im öffentlichen Raum in der umfangreichen Kunstsammlung der Schweizerischen Mobiliar Versicherungsgesellschaft vertreten ist. Den Kunstwettbewerb anlässlich der Inbetriebnahme des neuen Direktionsgebäudes an der Bundesgasse 35 entschied Berger für sich, indem er ein wiederkehrendes Motiv seines Schaffens auf den Gebäudemassstab vergrösserte und wirkungsvoll in die Flucht der ostseitigen Hirschengrabenzeile stellte. Zu dem Werk, dessen Titel als «Gekritzel, eine unleserliche Schrift oder Unterschrift» übersetzt wird,[612] stellte die Tageszeitung «Bund» fest:

> *Wem hätte nicht ein Farbtupfer, ein Schwung oder gar eine Bewegung vor dem etwas allzu streng und angepasst geratenen neuen Generaldirektionsgebäude der Schweizerischen Mobiliar-Versicherung Ecke Bundesgasse/Monbijoustrasse gefehlt?*[613]

Heute hat sich die Lesart eingebürgert, der architekturaffine Künstler habe mit dem Werk seine Kritik am neuen Direktionsgebäude der Mobiliar abgegeben und den Entwurf des Gebäudes im Stadtraum spielerisch

---

610 de.wikipedia.org/wiki/Carlo_E._Lischetti, letztmals konsultiert am 13.04.2025.

611 de.wikipedia.org/wiki/Kronenbrunnen, letztmals konsultiert am 13.04.2025.

612 kunst.mobiliar.ch/ueli-berger.

613 www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=DBB19861015-01.2.40.4

durchgestrichen. Tatsächlich ist an den sandsteingrünlich eloxierten Aluminiumfassaden und der ausgeprägten Feingliederung das Ringen mit der Aufgabe unübersehbar, ein modernes Verwaltungsgebäude in das damals erst seit kurzem in die Welterbeliste aufgenommene Stadtensemble zu integrieren. Ein anderes Werk Bergers waren die in den Asphaltbelag am verschwundenen Milchgässchen eingelassenen Milchkannen, die heute zwar verschollen sind, aber in der kollektiven Erinnerung fortbestehen.

Christoffel

In unmittelbarer Nähe dieser Milchkannen hat heute der «Christoffel», ein Spätwerk von Bernhard Luginbühl[614] aus dem Jahr 1986, einen neuen Platz gefunden, nachdem die Figur jahrelang im ehemaligen Werkhof des Künstlers in Mötschwil zwischengelagert war. Die Eisenplastik hatte Luginbühl einst an der Nordseite der Heiliggeistkirche aufgestellt. Dort «wachte er über den Zebrastreifen, der für die Fussgänger eine Furt durch den nicht abreissenden Autostrom bahnte.»[615] Der «Christoffel» ist nur eine von mehreren Verkörperungen eines Lebensthemas (und Traumas) des Künstlers: Mit der berühmten Serie von Feuerskulpturen «Zorn», die Luginbühl seit den 1970er Jahren rituell verbrannte, setzte er sich ursächlich mit dem Abbruch des Christoffelturmes und der Verbrennung der Christophorusfigur 1865 auseinander (siehe Christoffel).

Das Gleichgewicht der Dinge

Mit unserem letzten Hinweis kehren wir auf die universellere Ebene des Kapitelanfangs zurück. Im Zwischenraum zwischen dem Bundeshaus West und dem Bernerhof (heute eidgenössisches Finanzdepartement) realisierte George Steinmann 1992 im Auftrag der Schweizerischen Verkehrszentrale (heute Schweiz Tourismus) die Skulptur «Das Gleichgewicht der Dinge».[616] Dabei handelt es sich um einen japanischen Garten nach dem Vorbild des Zen-Gartens am Ryoanji-Tempel in Kyoto. Steinmann sammelte – nomen est omen –auf fünf Kontinenten an 45 Standorten, die Variationen des Namens «Schweiz» tragen, 45 Steine. Diese setzte er in einem subtil austarierten Arrangement, basierend auf dem Goldenen Schnitt, auf eine Kiesfläche. An den Entnahmestellen setzte er Wegweiser nach Bern. Mit diesem Werk weitete Steinmann die an den Bundeshäusern auf unterschiedliche Weisen durchgespielte Idee der materialikonologischen Steinsammlungen vom Referenzraum Schweiz auf den gesamten Globus aus (siehe Baumaterialien und Konstruktionsweisen – Grundlegendes).

614 de.wikipedia.org/wiki/Bernhard_Luginbühl.

615 www.bernerzeitung.ch/christophorus-auf-dem-bahnhofplatz-878366807943

616 www.george-steinmann.ch/project/das-gleichgewicht-der-dinge/, letztmals konsultiert am 14.04.2025.

Wandmalereien, Dekorationsmalereien

Mit den Wandgemälden verhält es sich in Bern ähnlich wie mit den Denkmälern: Sämtliche älteren erhaltenen Beispiele befinden sich im Innern von Gebäuden, vor allem Kirchen, Ratsstuben und Sälen von Gesellschaftshäusern. Ein frühes, weitgehend zerstörtes Beispiel waren die Wandmalereien der Antonierkirche an der Postgasse 62. Hier entstand in den 1490er Jahren ein bald nach der Säkularisierung in Vergessenheit geratener Zyklus mit Szenen aus dem Leben des Heiligen Antonius im Chor sowie «eines der sehr seltenen Fassadenbilder der wandmalerisch nie reichen Stadt».[617] Die Hauptursache für den Mangel an Wandmalereien mag in der Materialität der Stadt liegen: im steinernen Bern mangelt es an Verputzflächen, die sich für Fresken und Dekorationsmalereien anbieten.
Auch in dieser Gattung gingen wesentliche Impulse vom vorreformatorischen Münster aus. Stellvertretend für eine unbekannte Anzahl von Wandmalereien, die im Bildersturm entfernt wurden, haben dort in der Diesbach-Kapelle noch Fragmente einer Verkündigung überlebt.[618] Farbfassungen auf steinernen Figuren waren vielerorts anzutreffen, beispielsweise am Westportal aus den 1460er bis 1480er Jahren, an den Schlusssteinen des «Himmlischen Hofes» im Chorgewölbe von 1517 und auf den Plattformfunden (siehe Münsterplattform). Besonders umfangreich sind die vor allem im 15. und 16. Jahrhundert erschaffenen Grisaillen und schwarzen Ornamentmalereien auf hellem Grund, mit denen die Gewölbekappen geschmückt sind. Hinzu kommt schliesslich das Zähringerdenkmal am östlichen Ende des südlichen Seitenschiffes, welches ab 1601 von Hans Thüring erschaffen worden war.
Besondere stadträumliche Wirkung haben die Wandmalereien an den Seitenwänden der Hauptportalvorhalle entfaltet: die «Verkündigung» und der «Sündenfall» des so genannten Berner Nelkenmeisters mit der Rispe, datiert 1501.[619] Sie waren Friedrich Schinkel 1824 diesen Tagebucheintrag wert:

> *In der Vertiefung der Haupttür der Kirche ist an einer Seite ein Fresko, die Verkündigung, an der andern Adam und Eva, nach den Eyckschen Bildern zu Gent gemalt.*[620]

Bedeutende, ebenfalls zerstörte Werke im Aussenraum waren der schon mehrfach erwähnte Totentanz an der Kirchhofmauer der ehemaligen

---

617 Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5, S. 29.

618 Entdeckt und restauriert 2008. Siehe: Berner Münster-Stiftung, Tätigkeitsbericht 2008, S. 20.

619 Mojon 1960, KDM Bern 4, S. 225.

620 Schinkel, Karl Friedrich, und Gottfried Riemann. Reisen nach Italien: Tagebücher - Briefe - Zeichnungen - Aquarelle. Rütten & Loening, 1979, Bd. 2, S. 46.

Predigerkirche sowie ein Wandgemälde am so genannten Nollschen Haus Münsterplatz 10, beide von Niklaus Manuel.[621]

Zeitglocken
«Auch umfangmäßig die bedeutendste Wandmalerei des 16./17.Jh. in der Stadt» war die «Zeitglockendekoration von 1607-1610», das «Hauptwerk der Spätrenaissancemalerei in Bern» der Zürcher Künstler Gotthard Ringgli und Caspar Haldenstein.[622] Die reiche Dekoration umfasste unter Anderem vier Leinwandbilder Ringglis, welche schon bald ins Rathaus überführt wurden und heute als Kopien den Zeitglockendurchgang schmücken: «Erteilung des Auftrags, die Stadt zu erbauen», den «Bau der Stadt», die «Bärenjagd auf Nydegg » und die «Erteilung der Handfeste durch Friedrich II.»

Rudolf Münger
Richtig aufleben sollte die Wandmalerei in Bern erst wieder im späten 19. Jahrhundert. Der Pionier war Rudolf Münger, dessen Arbeiten stilistisch zwischen Historismus, Arts&Crafts, Reform- und Heimatstil einzuordnen sind. Den Anstoss gab ein «Wettbewerb 1897 für die Ausmalung mit bern. u. nationalen Motiven». Münger realisierte ein «dekorativ aufgebautes Heimat- u. Naturschutzprogramm (Trachten, Sagen, Märchen, Volkslied, heimische Pflanzenwelt usw.). Damals eine der populärsten Sehenswürdigkeiten der Stadt».[623] Das Werk, «die quantitativ wohl bedeutendste Unternehmung der neueren bernischen Malerei»[624] (und qualitativ, wie wir hinzufügen möchten), ist in Freskotechnik ausgeführt. Mit dem damals neu geschaffenen Eingang darf der Kornhauskeller als Fortsetzung des öffentlichen Raumes und kongeniale Erweiterung der Stadtfuge daselbst in die dritte Dimension verstanden werden. Im gleichen Jahr 1897 schuf Münger die Fassadendekoration am Zeerlederhaus Junkerngasse 51.[625]

Paul Linck, Fritz Traffelet, Victor Surbek, Cuno Amiet
Ein Werk, welches an zentraler Stelle viel zum Lokalkolorit der Altstadt beiträgt, ist der Landsknecht, einen Bären zu Füssen, den Paul Linck 1907 an der Westfassade des Eckhauses Hotelgasse 1/Kramgasse 87 schuf. Nebst Münger ist als Referenz Ferdinand Hodler unübersehbar. Mit der Situation des Landsknechts teilt das gegenüberliegende Eckhaus Bim Zytglogge 1/Hotelgasse 2 nicht nur den spätmittelalterlichen Erker, sondern auch ein Wandbild: Nachdem die Fassade zu Beginn des 20. Jahrhunderts verschiedene (auf historischen Fotografien dokumentierte) Fassungen von Dekorationsmalereien und Ladenbeschriftungen getragen hatte, schuf Fritz

621 Hofer 1952, KDM Bern 1, besonders S. 295. Das Thema der Berner Wandmalereien ist in der Brunnezytig 4/2017 aufgearbeitet worden.

622 Hofer 1952, KDM Bern 1, S. 117-118.

623 INSA Bern, 1986, S. 498.

624 Hofer 1947, KDM Bern 3, S. 376.

625 INSA Bern, 1986, S. 494.

Traffelet hier 1933 die bis heute erhaltene, mit einem malerischen Klebdach geschützte Genreszene mit Ladenanschrift in naivem Stil.[626] Das Zusammenspiel der Erker und der modernen Wandmalereien trägt zur bemerkenswert stimmungsvollen Ambiance bei, in welcher sich die Tourist*innen hier in grosser Zahl zur Betrachtung des Glockenspiels und der astronomischen Uhr am Zeitglocken versammeln. An der Aarbergergasse 14, dem wohl ältesten Bürgerhaus der oberen Altstadt aus den Jahren nach 1575 hat Traffelet mit Angehörigen eines Schützenvereins, und zwei Jägern mit ihrem Setter auf Entenjagd ein verbleichendes, aber unterschwellig die Gasse bereicherndes kleines Werk geschaffen. Während Traffelets wohl umfangreichstes Werk, die *Metzgergasschilbi* an der Rückfassade des «Kino und Varietétheaters Capitol» von 1929 dem in diesem Buch mehrfach thematisierten Neubau weichen musste, ist an der Junkerngasse 22 das Haus erhalten, das sein Vater für seine Malerwerkstatt mit einem Figurenfries, Ornamentmalereien und Sinnsprüchen bemalt hatte.
Ein bedeutendes, freilich oftmals übersehenes Werk der Wandmalerei befindet sich an der stadtaufwärts gerichteten Front des Zeitglockenturmes. Hier realisierte Victor Surbek, eine weitere bedeutende Berner Künstlerpersönlichkeit der Moderne, 1930 das Wandbild «Beginn der Zeit» und ein neues Zifferblatt.[627]
Als letzten Zeugen für die bescheidene Blüte der Wand- und Dekorationsmalerei der Berner Moderne sei schliesslich das grossflächige Sgraffito «Obsternte» erwähnt, das Cuno Amiet 1935 für den Anbau des Kunstmuseums an der Hodlerstrasse realisieren durfte.[628] Mit ihm sowie den Architekten Karl InderMühle und Otto Rudolf Salvisberg kamen an diesem Werk drei zentrale Figuren der Berner Moderne zusammen.

Künstlerische Darstellungen der Stadt

Das Bild der Stadt als Ganze war bereits ausführlich Gegenstand des Kapitels Bildliche Darstellungen, und wird im letzten Buchteil mit Fokus auf das Stadtbild nochmals vertieft. Hier soll es um Darstellungen gehen, die sich mit dem inneren Ortsbild, also der Darstellung einzelner Stadträume und Monumente befassen.
Der Managementplan stellt unter dem Stichwort *Stadt als Entwicklungsprozess* fünf Ansichten der Spitalgasse aus dem 17. bis 20. Jahrhundert einander gegenüber. Die Serie zeigt, dass der Raum seine Identität bewahrt hat, obwohl im Lauf der Jahrhunderte wesentliche Teile der Bausubstanz ersetzt oder aufgestockt worden sind.
Bei solcher oftmals eher technischer Auswertung von Bildern als historische Quellen kommen Fragen von Historizität und spezifischem

626 recherche.sik-isea.ch/de/sik:person-4026315/in/sikart/actor, letztmals konsultiert am 21.04.2025.

627 de.wikipedia.org/wiki/Victor_Surbek, letztmals konsultiert am 21.04.2025.

628 de.wikipedia.org/wiki/Cuno_Amiet

Gegenstand, der individuellen Positionen, Interessen und Kontexte der Künstler- bzw. der Auftraggeber*innen etc., insgesamt also wesentlicher Bildinhalte, oft zu kurz. Worin das tatsächliche Potential solcher Darstellungen liegen kann, soll nachfolgend skizziert werden. Wir verzichten darauf, auf die umfangreichen Bestände von Darstellungen der Kleinmeister des 17. bis 19. Jahrhunderts einzugehen, welche teilweise die minutiöse Rekonstruktion von früheren Zuständen städtischer Räume erlauben (siehe beispielsweise *Abbildung 87* und *Abbildung 119)*.[629]

Malerei

Wenn Albert Anker in einer Ölstudie aus der Zeit um 1876 den Blick aus der Wohnung seines Freundes Rudolf Durheim auf die Gerechtigkeitsgasse einfängt, handelt es sich zunächst um eine jener Etüden, mit denen Zeichnende bis heute in der Berner Altstadt die zentralperspektivische Darstellung üben. Ankers Verteilung von Licht und Schatten lässt auf den Sonnenstand eines späten Hochsommernachmittags schliessen – es ist die magische Stunde, in der die Fassaden der Schattseite unerwartet im Sonnenlicht aufleuchten. Daher auch die Flaneurinnen mit Sonnenschirm. Gewissermassen in der Stunde Null des Impressionismus verschwimmen in Ankers malerischer Pinselführung die Konturen zu Andeutungen von Fläche, Stofflichkeit und Farbe. Das überraschend variantenreiche Grau der Fassaden macht auf die tatsächliche Farbenvielfalt des Sandsteinambientes aufmerksam. Mit den Mitteln von Farbperspektive und Helldunkel suggeriert Anker auch räumliche Tiefe. Die Grüntöne einer Zimmerpflanze am Nachbarfenster und eines Hauses mit Fensterläden an der gegenüberliegenden Gassenseite, das sich mit dem Brunnenstock und der Figur des Gerechtigkeitsbrunnens in der Bildmitte aufliniert, der sommerliche Himmel, die Spiegelung desselben im Stadtbach und im Brunnenbecken und weitere kleine Farbakzente kommen hier zu einem Ganzen zusammen, welches die Einheit in der Vielfalt der städtebaulichen Anlage trefflich wiedergibt.

[629] Die schönste Zusammenstellung zu diesem Thema ist zu finden in: Menz, Weber 1981, Bern im Bild.

Abbildung 122: Albert Anker, Die Gerechtigkeitsgasse in Bern um 1876 (Kunstmuseum Basel).

Die Faszination für die städtebaulichen Eigenschaften des Dargestellten beruht auf der räumlichen Abgeschlossenheit der Gasse infolge ihrer Krümmung sowie auf der Schichtung von Strassenniveau, Laubengeschoss, Hauptgeschossen und Traufe, oberhalb derer sich die Silhouette der Dächer in der Kleinteiligkeit von Lukarnen und Schornsteinen auflöst. Auch ein grundlegender Wesenszug der Hauptgassen wird hier deutlich: dass der Übergang zwischen der Gerechtigkeits- und der Kramgasse in der perspektivischen Verlängerung kaum wahrnehmbar ist, obwohl die Kreuzgasse hier eigentlich eine ablesbare Zäsur erwarten liesse. Der überraschende Reichtum der nur auf den ersten Blick unspektakulären Darstellung vermittelt auch Anhaltspunkte, wie und wo sich die Menschen in der Gasse bewegt haben – man meint, in dem ohne abgestellte Fuhrwerke frei atmenden Gassenraum eine sonntäglich aufgeräumte Beschaulichkeit zu erkennen.

Unter welchen Umständen der Pariser Impressionist Georges Stein in der Zeit um 1910-14 nach Bern gekommen ist, wo er eine Serie bemerkenswerter Altstadtbilder geschaffen hat, ist bis heute unerforscht.[630] Unter diesen Werken ragt eine Darstellung der Spitalgasse heraus, die auch als Postkarte überliefert ist.

[630] fr.wikipedia.org/wiki/Georges_Stein, letztmals konsultiert am 28.04.2025.

Abbildung 123: Georges Stein, Die Spitalgasse 1917.

Seit der Einführung von Strassenbahn und elektrischem Licht hat sich die Atmosphäre der Stadt stark gewandelt. Der Künstler fängt eine andere «magische Stunde» ein: die Abenddämmerung. Nach Abzug eines Gewitters tritt das warme Licht der elektrischen Glühfadenlampen, das sich auf dem regennassen neuen Asphalt spiegelt, in lebendigen Kontrast zum immer noch grau verhangenen Himmel. Auch hier liefern die Perspektive, die Tiefe und die Abgeschlossenheit des Gassenraumes das Grundgerüst der Darstellung. Dabei wird die Bildkomposition mit dem Pfeiferbrunnen, zahlreich vorhandenem Personal, einer elektrischen Strassenbahn und einem Automobil der Generation Ford T ausgestattet und austariert. Die besondere Faszination der Darstellung beruht auf der hell erleuchteten modernen Stadt und dem neuen Lebensgefühl, das sich dank der Errungenschaften der neuen Technik ausbreitet.
Die Gegenüberstellung der beiden Ölgemälde zeigt, wie sehr sich die Atmosphäre der Stadt innerhalb weniger Jahrzehnte gewandelt hat. Tatsächlich hat jede Epoche ganz eigene Ausprägungen der «Material Culture» gekannt. Auf den beiden besprochenen Darstellungen wird der Stadtraum zum Vehikel für genau diese Themen, die beiläufig das Antlitz der Epochen geprägt haben. Diese baukulturelle Qualität offenbart sich in der Stadt immer wieder in Atmosphären, Farbigkeiten, Stofflichkeiten, etc. – sei es in der Bearbeitung, Zusammensetzung oder Beschaffenheit von Materialien, in Baumschnitten, im Licht, in der Art der Güter, in der Nutzung des Freiraums bis hin zur Kleidermode. Und selbstverständlich manifestiert sich der Wandel bzw. die individuelle Ausprägung der Bildinhalte auch in der Wahrnehmung der Zeit und im Stil bzw. der Handschrift der Künstler*innen.
In dieser kleinen, auf das Stadtthema ausgerichteten Zusammenstellung darf ein dritter Künstler nicht fehlen, dessen Wirkung und Bedeutung für das Welterbe eine zusätzliche Dimension offenbart: Adolf Wölfli, von dem

bereits im Zusammenhang mit dem Meret-Oppenheim-Brunnen die Rede war. Auf den wenigen Bildern, die er explizit der Berner Altstadt gewidmet hat, verwendet Wölfli als Chiffre für die Häuserzeilen der Zähringerstadt im Prinzip die gleiche runenartige Notation, die er in zahlreichen anderen Werken zu Notenschriften und/oder Schriftbändern variiert und kombiniert hat. Ob und inwiefern am Anfang dieses obsessiv verwendeten Sujets die Gassen und Häuserzeilen der Zähringerstadt gestanden sind, werden wir wohl nie wissen. Aber es ist faszinierend, dass ein Element, das affin zum Rhythmus der Häuser und Zeilen der Zähringerstadt ist, sich im Werk des Künstlers so oft wiederholt hat – gleichsam als Strukturprinzip. Eines der Stadtbilder Wölflis mit dem Titel «Stadt-Plan Bern: Nidek-Brük» fand in den 1980er Jahren als Sujet eines Werbeplakates von Bern Tourismus Verbreitung.[631]

Fotografie

Die Erfindung des neuen Mediums kurz nach Mitte des 19. Jahrhunderts hat die Sicht auf die Welt kategorisch verändert. Radikal verändert hat die Aufarbeitung der Fotografiegeschichte in den letzten Jahrzehnten auch unsere Sicht auf das Welterbe und seine Themen: Dank den zahlreichen aufgearbeiteten Bildquellen lassen sich nicht nur die baulichen Entwicklungen der letzten 150 Jahre mit grosser Präzision und in erstaunlicher Vollständigkeit nachzeichnen, sondern das Medium hat, wie oben thematisiert, auch unserer Wahrnehmung von der Stofflichkeit und Materialität verschiedener Epochen Konturen gegeben.
Die Wucht, mit der das neue Medium gerade bei der Abbildung von Städten und Architektur eingeschlagen hat, beruht auf einer besonderen Eigenschaft alles Gebauten: Während menschliche Modelle das Stillehalten mühsam üben mussten, hat die Fotografie in der Unbeweglichkeit von Bauten und Stadtbild ein ideales Sujet gefunden. Auf den frühen Fotografien, die ab etwa 1850 zahlreiche aktuelle Bauvorhaben wie den Bahnhofplatz dokumentieren, verschwinden Menschen wegen den langen Belichtungszeiten oder sind allenfalls als flüchtige Schatten sichtbar (siehe z. B. *Abbildung 120).* Diese Schwierigkeit erklärt auch, weshalb sich die Fotografie die Genredarstellung und das Gruppenporträt erst allmählich mit technischen Fortschritten erarbeiten musste.

[631] hls-dhs-dss.ch/de/articles/012410/2013-11-21/, letztmals konsultiert am 10.05.2025

Abbildung 124: Charles Corrodi, Bahnhofplatz, Heiliggeistkirche und Christoffelturm, um 1860-65. Die Fotografie ist Teil des «Christoffel Albums»[632] und dokumentiert die Situation des Übergangs mit dem neuen Bahnhof, dem Bahnhofplatz und dem Christoffelturm kurz vor seinem Abbruch. Die Grünanlage im Zentrum ist zum Zeitpunkt der Fotografie noch nicht fertig. Daher ist die Fotografie hier ringsum grosszügig retuschiert bis hin zu den mit künstlichen Kronen akzentuierten Bäumen.

Was die Stadträume und Bauten anbelangt, erschliesst die Fotografie eine neue Sicht auf ein Panoptikum unvergleichlich schöner Zeugnisse. Dabei denken wir an Beispiele wie an den stumm seines Abbruchs harrenden Christoffelturm, an die Menschen, die von ihren Handkarren und Waschtrögen aufschauen *(Abbildung 89, Abbildung 118),* an Hermann Völlgers berühmtes 360°-Panorama, das vom frisch aufgestockten Münsterturm aus über die Dächer, die umgebende Landschaft und die neuen Quartiere schweift *(Abbildung 61),* oder an die Postkartenansicht vom einstigen Ausflugsrestaurant Schänzli aus *(Abbildung 141)*. Hier wird der Blick von den umgebenden Häusern über die soeben eingeweihte Kornhausbrücke auf die Stadtsilhouette als Hauptmotiv gelenkt; beide vor dem Hintergrund des Alpenpanoramas scharf gestellt.
Die Fotografie hat auch eine neue Form der Auseinandersetzung, ein eigenes Genre begründet: Die Fotobücher, deren Zahl zur Berner Altstadt in die Dutzende geht. Ihre inhaltliche Ausrichtung fächert von der Geschichtswissenschaftlichen und denkmalpflegerischen Sammlung bis hin zur Heimatliteratur auf.
Wenn die Namen von Fotografen in diesem Buch wenig prominent auftauchen, dann liegt das auch an den Eigenheiten des Mediums: Hier die Dokumentation, bei der die Einmischung einer gestaltenden Hand als

[632] doi.org/10.3931/e-rara-49423.

Verfälschung des Gegenstandes kritisiert werden kann – dort die künstlerische Darstellung, in welcher der Gegenstand hinter der Arbeit mit dem Licht, der Komposition u. a. manchmal in den Hintergrund tritt. Interessanterweise hat die Berner Altstadt ihre Fotograf*innen immer zur Synthese, zum Grenzgang gezwungen – man könnte auch sagen: inspiriert. So unterscheiden sich schon im 19. Jahrhundert Exponenten wie Wolf & Nicola, Charles Corrodi, Hermann Völlger und andere allein in der technischen Bewältigung des Abbildungsvorganges und in der Auswahl der Sujets. Zu ihren Erben im 20. Jahrhundert gehört Martin Hesse, Sohn Hermann Hesses, der im Auftrag der Denkmalpflege ein Leben lang als akribischer Chronist unterwegs war. Walter Neeser, dem dieses Buch zahlreiche Glanzlichter verdankt, ist als Beobachter, Entdecker und Architekturfotograf selber zu einer Entdeckung geworden – der Burgerbibliothek sei Dank.[633] Paul Senn hat – typisch für einen Fotoreporter – erfolgreich den Spagat zwischen Genre bzw. Milieubild und einer Bildsprache gewagt, die als heroischer Expressionismus bezeichnet werden kann. Seine Lichtkunst wird heute vom Kunstmuseum kuratiert.[634] Dabei hat er oft den Zahn der Zeit gefühlt und im Ephemeren vieles freigelegt, woran wir uns heute zu erinnern versuchen und manchmal auch zurücksehnen – siehe *Abbildung 68*.

Literatur, Musik, Film

Auffallend rar sind die Versuche, das Wesen der Stadt bzw. der Berner Altstadt mit literarischen Mitteln zu beschwören. Die wortgewaltigsten Annäherungen sind zweifellos Friedrich Dürrenmatt gelungen, der beispielsweise in *Der Richter und sein Henker* schrieb:

> *Der Regen hatte nachgelassen, ja, plötzlich am Muristalden wurde Bärlach für Augenblicke in ein blendendes Licht getaucht: die Sonne brach durch die Wolken, verschwand wieder, kam aufs neue im jagenden Spiel der Nebel und der Wolkenberge, Ungetüme, die vom Westen herbeirasten, sich gegen die Berge stauten, wilde Schatten über die Stadt werfend, die am Flusse lag, ein willenloser Leib, zwischen die Wälder und Hügel gebreitet. Bärlachs müde Hand fuhr über den nassen Mantel, seine Augenschlitze funkelten, gierig sog er das Schauspiel in sich auf: die Erde war schön.*[635]

Nicht zufällig greift der Autor hier auf ein dramatisch gesteigertes Bild der «Stadt» zurück, um die Leserschaft mit der inneren Befindlichkeit seines Protagonisten zu konfrontieren. Die Charakterisierung von Personen über ihre Beziehung zu materiellen Dingen, namentlich Häusern und Städten, ist ein auch andernorts anzutreffendes Stilmittel der modernen Literatur. Indes

633 katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=481076, letztmals konsultiert am 14.07.2025.

634 paulsenn.ch/, letztmals konsultiert am 14.07.2025.

635 Friedrich Dürrenmatt, Der Richter und sein Henker, elftes Kapitel, in: Werkausgabe in dreissig Bänden, Zürich: Diogenes Verlag, Band 19, 1985, S. 65.

es dabei stets um Resonanzen zwischen Personen und Objekten geht, erfahren wir in dieser kurzen Passage ebensoviel über die Stadt wie über den todkranken Kommissär. Der willenlose Leib am Fluss ist im Grunde genommen er selbst – der Kommissär und die Stadt spiegeln sich ineinander, gehen ineinander auf. Dass Bärlach in seinem Namen nebst dem Sarkasmus ebenso das Berner Wappentier trägt, verweist darauf, dass in dieser kurzen Sequenz existenzielle, entscheidende Dinge zusammenkommen.
Ein ganz anderes Statement, das vielleicht vor allem Berner*innen aufmerken lässt, vermitteln folgende Zeilen:

> *die altstadt hinunter torkeln verwundete elche*
> *exakte banditen, unschuldig am unpassenden*
> *das festgeraune verstummen lässt*
> *wie hinter drei scheiben glas*
> *nein, mag keine alten platten hören*
> *und auf den brücken liegt neuschnee*
> *(…)*
> *sehnsucht nach gestern*
> *heisst angst vor der zeit*

Es handelt sich um den Beginn des Stückes «Die Altstadt (hinunter)» der Band Stiller Has.[636] Derweil der Refrain als Motto jedes historisch grundierten Buches viel hergeben würde, sei hier vor allem auf die Umstände der Publikation eingegangen. Das Stück war die erste von zehn Nummern, die 2001 unter dem Titel «Stiller Has» auf CD erschienen sind. Das Original freilich kursierte gewissermassen unter der Hand schon seit 1989 auf Kompaktkassette – es war die erste Aufnahme der Band überhaupt. Diese Sammlung war der Auftakt zu einem Werk, das mit Tiefe, surrealen Metaphern, skurrilem Wortwitz und geistreichen Zwischenrufen begann, die Welt zu erobern. Am Ausgangspunkt dieser Reise, auf der mit poetischen Mitteln immer wieder die Frage von Identität und Existenz beschwört wurde: «Die Altstadt».
Mein Name ist Eugen ist der Titel eines kleinen Romans, der als «Schweizer Jugendbuch-Klassiker des Berner Pfarrers und Gemeindepolitikers Klaus Schädelin aus dem Jahr 1955.» umschrieben wird.[637] Es ist 2025 in der 32. Auflage erschienen; bis heute sind in der Grössenordnung doppelt so viele Exemplare gedruckt worden, wie Menschen in ganz Bern leben. In unserem Zusammenhang ist das Werk deshalb interessant, weil es als seltenes Beispiel die Altstadt als familiäres, ja dörfliches Umfeld schildert, wo Kinder wohnen und mit ihren Streichen die Gassen unsicher machen. (Eine Anekdote der Lausbubengeschichte war Anlass zur privaten Kunstintervention «Dachspeier» von Luciano Andreani an der Münstergasse 41.)[638] Die

[636] de.wikipedia.org/wiki/Stiller_Has, letztmals konsultiert am 01.05.2025.

[637] de.wikipedia.org/wiki/Mein_Name_ist_Eugen, letztmals konsultiert am 01.05.2025.

[638] commons.wikimedia.org/wiki/Category:Installation_Dachspeier_(Luciano_Andreani_1984/1993), letztmals konsultiert am 09.05.2025.

Beliebtheit des Stoffes hat sich in jüngerer Zeit in einer vielbeachteten Verfilmung und in einem Musical niedergeschlagen.

Damit kehren wir zu einem Ausgangspunkt dieses Kapitels zurück – zur Berner Altstadt als Schauplatz und Kulisse zahlreicher Spielfilme. Eine (wenn auch unvollständige) Aufzählung muss nebst *Mein Name ist Eugen* (Michael Steiner, 2005) mindestens Werke wie *Das Gespensterhaus* (Franz Schnyder, 1942), *Im Geheimdienst Ihrer Majestät* (Peter R. Hunt, 1969), *Dällebach Kari* (Kurt Früh, 1970), *Der grosse Kater* (Wolfgang Panzer, 2010), *Eine wen iig, dr Dällebach Kari* (Xavier Koller, 2012), *Nachtzug nach Lissabon* (Bille August, 2013) und *Verräter wie wir* (Susanna White, 2016) umfassen.
Greifen wir die internationalen Beispiele heraus: Bille August eröffnet seine vielfach diskutierte Verfilmung von Pascal Merciers *Nachtzug nach Lissabon* mit einer Berner Sequenz. Nach der in vielen Filmen immer wieder verwendeten Totale vom Rosengarten aus über die verregnete Stadt ist der schlaflose Jeremy Irons frühmorgens in seiner Altstadtwohnung beim Schachspiel mit sich selbst zu sehen, bevor die Ereignisse mit einer kühnen Schrägperspektive auf die Laubenecke des Hauses Zytglogge 2 hinunter gleichsam ins Rutschen geraten. Es handelt sich um eine ikonische Exposition, die den Protagonisten Raimund Gregorius in der Tiefe des Habitats zeigt, die wirkungsvoll zu seiner im Verlauf der Geschichte sich offenbarenden inneren Leere kontrastiert. Nach einem Zwischenspiel im Kirchenfeldgymnasium wird Gregorius nochmals in das Buchantiquariat an der Rathausgasse 30 zurückkehren, wo die Geschichte ihren Anfang genommen hatte. Die Vorzüge des Mediums Film offenbaren sich darin, dass mit wenigen Einstellungen ein Blick in die private Welt hinter den Fassaden skizziert wird, die gewöhnlich im Verborgenen bleibt.
Regnerisch ist es auch in der Berner Sequenz im sechsten Film der James-Bond-Reihe: *On Her Majesty's Secret Service.*[639] Aussergewöhnlich verortet mit mehreren Schnitten auf die Heiliggeistkirche, an der die Turmuhr tickt, fährt 007 am Bahnhofplatz vor, wo er das Gebäude der La Genevoise-Versicherung Bollwerk 15 aufsucht und im fiktiven Advokaturbüro der Gebrüder Gumbold einbricht. Das Gadget und das damals unerhört futuristische Xerox-Gerät, mit denen Bond den Tresor der Firma knackt, ein Dossier kopiert und dabei den Aufenthaltsort des Bösewichts Ernst Stavro Blofeld herausfindet, werden mit einem Baukran der zu diesem Zeitpunkt äusserst eindrücklichen Baustelle für den neuen Bahnhof direkt ins Büro gehievt. (Weil das Genevoise-Gebäude keine Balkone besitzt, wird dieses Detail im benachbarten Hotel Schweizerhof gedreht.) Derweil fährt das Bond-Girl Contessa Teresa „Tracy“ di Vincenzo mit seinem Vater – einem korsischen Mafioso – im Rolls-Royce die Gerechtigkeitsgasse hinunter, im Rückfenster unübersehbar die Silhouette des Zeitglockens. Keine Frage: es ist die hohe Zeit des Autos. Bond selbst fährt später nur Zug, um sich,

[639] de.wikipedia.org/wiki/James_Bond_007 – Im_Geheimdienst_Ihrer_Majestät, letztmals konsultiert am 09.05.2025.

getarnt als vertrottelter britischer Baronet, den Weg auf Piz Gloria, das soeben fertiggestellte Drehrestaurant auf dem Schilthorn, zu erschwindeln. Die Berner Sequenz lebt somit von einem sehr spezifischen Umbruch in der Geschichte der oberen Altstadt; der Action- und Agentenfilm wird unbeabsichtigt zum Zeitzeugen.
Einer der ausgedehntesten Auftritte der Stadt Bern findet im jüngsten der oben aufgezählten Werke statt: *Our kind of traitor,* Verfilmung des gleichnamigen, 2010 erschienenen Romans von John Le Carré. Die Geschichte dreht sich um die russische Mafia und spielt im Berner Diplomatenmilieu. Vom Hotel Bellevue bis zur Nydeggbrücke entfaltet sich die Handlung an zahlreichen Schauplätzen der Altstadt. Le Carré, Ehrendoktor der Universität Bern, tritt in einem Cameo als Museumsaufsicht in der Einstein-Ausstellung des Historischen Museums persönlich auf – er bleibt im Nachspann unerwähnt.
Das Medium Film potenziert also das Vermögen der Fotografie, städtebauliche Entwicklungen und zeittypische Atmosphären anschaulich zu machen. Einen Einstieg in das *dokumentarische* Filmmaterial, das zunehmend barrierefrei im Internet verfügbar wird, ermöglicht eine kleine Zusammenstellung im Kapitel Literaturverzeichnis – Soziale und digitale Medien.

Institutionen der Kulturpflege: Bibliotheken, Archive, Portale

1994 kam die UNESCO in Nara, Japan zusammen, um Fragen der Echtheit zu diskutieren. In der anschliessend beschlossenen Resolution stellte sie der materiellen Authentizität die Absicherung eines Schutzgutes durch glaubwürdige oder verlässliche Informationsquellen zur Seite. Bern hat das Privileg, dass seine Bausubstanz, gemessen an mehr als acht Jahrhunderten Geschichte und Transformation, in einem hervorragenden Zustand ist. Bern geniesst aber auch das Privileg, dass seine Geschichte durch umfangreiche Bestände an Schrift- und Bildquellen überliefert und verbürgt ist. Dies ist das Verdienst der hier besprochenen Organisationen, das in unserem Rahmen lediglich angemessen gewürdigt werden kann, indem in dem hier vorliegenden Buch ihr wunderbares Bildmaterial vorgestellt wird.
Eine Zusammenstellung der Institutionen, denen diese Überlieferung zu verdanken ist, ist im Literaturverzeichnis und im Verzeichnis der Quellen enthalten. Hier nur eine knappe Übersicht: Sie beginnt mit Archiven und Bibliotheken aller Gebietskörperschaften, besonders auf den Ebenen Einwohnergemeinde (Stadtarchiv) und Kanton (Staatsarchiv). Ein Grossteil der historischen Bestände des alten Berns ist 1951 in die Obhut der damals neu konstituierten Burgerbibliothek übergegangen – sie ist für dieses Buch die zentrale Informationsquelle.[640] Bedeutende Bestände befinden sich in Institutionen der Eidgenossenschaft – allen voran der Nationalbibliothek, die ihren Standort im Berner Kirchenfeld hat, sowie der ETH-Bibliothek. Beide besitzen Unterabteilungen, die auf Bücher, Grafik und Fotografie

[640] de.wikipedia.org/wiki/Burgerbibliothek_Bern, letztmals konsultiert am 10.05.2025.

spezialisiert sind. Hinzu kommen die Museen und private Institutionen wie das Berner Büro für Fotografiegeschichte, das weit über den lokalen Rahmen hinaus aktiv ist.[641]

Nebst den Beständen ist für die historische Recherche die Zugänglichkeit zu denselben und zu den Katalogen entscheidend. Alle genannten Institutionen haben in den letzten Jahren und Jahrzehnten enorme Anstrengungen in die Herstellung von Digitalisaten, digitalen Katalogen und Datenbanken investiert. Einige dieser Kompendien werden auf eigenen Portalen erschlossen, andere in Sammelportalen gebündelt. So gibt es zu Bern beispielsweise das Portal Digibern (siehe Digitale Daten und Onlinekataloge).

Ein letzter, wichtiger Hinweis zur Qualität der Digitalisate: Die wichtigsten historischen Publikationen werden heute im Volltext durchsuchbar angeboten. Dank Texterkennung kommen zunehmend auch alte Drucke und Handschriften hinzu. Für das Bernbuch waren vor allem die Bildarchive und die greifbaren Plan- und Fotosammlungen entscheidend. Dank ihnen lassen sich auch längst bekannte Vorlagen neu betrachten – in vielen von ihnen liegen dank hoher Auflösungen bislang übersehene Details offen zutage. Sie haben die in diesem Buch angelegte Erzählung überhaupt erst möglich gemacht.

641 www.fotobuerobern.ch/, letztmals konsultiert am 06.06.2025.

6

Das Stadtbild

Die mittelalterlichen Stadtgründungen haben sichere Orte geschaffen, an denen sich Menschen gesellschaftlich, kulturell und ökonomisch entfalten konnten. Das Bild der Stadt wurde zur Formel für das Wohlergehen der Gesellschaft. Später wurde der Stadtraum als ideale Bühne für soziale Interaktion begriffen. Mit der Stadt Bern haben sich ihre Bewohner*innen in einem Jahrhunderte währenden Prozess ein Habitat erarbeitet, dessen Bild ihre Identität und Zugehörigkeit spiegelt.
Dieses Kapitel enthält den systematischen Katalog der Beziehungen, welche die Altstadt mit ihrem räumlichen Umfeld eingeht. Die Beschreibung dieser Beziehungen soll als Grundlage für die Verständigung darüber dienen, worin das Wesen des Welterbes besteht, an welchen Punkten es besonders fragil ist und wie seine Qualität und Aura bewahrt und weiter entwickelt werden sollen.

Grundlegende Bemerkungen zu Ortsbildern

Ein wesentlicher Punkt der Charta von Venedig, des wichtigsten Grundlagenwerks zur Denkmalpflege, besteht darin, dass Denkmäler nicht einfach als architektonische Einzelobjekte zu betrachten sind, sondern dass ihre Qualität massgeblich auf der Einbettung in den Kontext, in Ensembles beruht. Die von solchen Arrangements repräsentierten Werte gehen über diejenigen hinaus, welche von der Summe der Einzelelemente repräsentiert werden. Innerhalb der Regelwerke der UNESCO und des ICOMOS befasst sich erstmals die *Xian-Erklärung zum Umgebungsschutz von historischen Strukturen, Stätten und Ensembles, 2005* schwergewichtig mit dem Thema.[642]
Das Ortsbild, wie der Überbegriff für diese Qualität lautet, wird auch an vielen anderen Orten thematisiert. Der Ortsbildschutz geniesst in der Schweiz traditionell Aufmerksamkeit, in Bern namentlich in der Kantonsverfassung. Mit dem Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz ISOS hat die Schweizerische Eidgenossenschaft zu diesem Thema Pionier- und Grundlagenarbeit geleistet. Im ISOS sind die Ortsbilder der Schweiz von nationaler und regionaler Bedeutung erfasst worden – natürlich auch Bern. Das ISOS leistet einen Beitrag zum historischen und räumlichen Verständnis von Situationen, formuliert Schutzempfehlungen und versteht sich als Instrument zur inhaltlichen Auseinandersetzung.
Ortsbilder sind komplex und dynamisch. Ihre Erscheinungsformen müssen gelesen, angeeignet und diskutiert werden. Der hier folgende Katalog porträtiert alle im Managementplan und im zugehörigen Handbuch identifizierten und für relevant befundenen Beispiele im Kontext des Welterbes, zu denen in diesen Werken Grundlagen und Kartenmaterial zusammengetragen sind.

Stichworte zur Kulturgeschichte des Ortsbildes

Die Ursprünge des Ortsbildes nach unserem heutigen Verständnis liegen in der spätmittelalterlichen Kunst. Eine der frühesten Stadtdarstellungen ist Ambrogio Lorenzettis *Allegoria degli Effetti del Buon Governo in Città* von 1338-1339 in der Sala dei Nove des Palazzo Pubblico von Siena.[643]
Die Verknüpfung von Architektur, Städtebau, Gesellschaft, Politik und Kunst beherrscht seither jegliche Auseinandersetzung mit Ortsbildern, beispielsweise in der Darstellung von Idealstädten der Renaissance, welche sich in den bühnenbildartigen Stadtdarstellungen Sebastiano Serlios,[644] in

642 Informationen zu diesen Inhalten und Zugang zu den Originaldokumenten bietet der Managementplan, Vertiefungen das Handbuch.

643 it.wikipedia.org/wiki/Allegoria_ed_effetti_del_Buono_e_del_Cattivo_Governo, letztmals konsultiert am 15.07.2025.

644 de.wikipedia.org/wiki/Sebastiano_Serlio, letztmals konsultiert am 15.07.2025.

gebauten Beispielen wie Andrea Palladios Teatro Olimpico in Vicenza[645] und in vielen anderen Werken der Theorie und Baukultur manifestiert haben.
Diese Beispiele lehren uns, dass Ortsbilder mit den Bühnen gleichzusetzen sind, auf denen sich das gesellschaftliche Leben abspielt, die den Hintergrund für den sozialen Auftritt von Menschen aufspannen. Der griechische Begriff «Persona» bezeichnet die «Maske», gleichzusetzen mit der Rolle des Schauspielers im Theater. Im Begriff «Person» kondensiert unsere Vorstellung vom Auftritt des Individuums und seiner sozialen Interaktion im bühnenartigen Kontext des Ortsbildes.[646]
Der Idee von Ortsbildern liegt die Vorstellung zugrunde, dass solche städtebaulichen «Szenen» Gestaltqualität besitzen, zum Ausdruck ideeller Werte und von Identität werden können und daher des Schutzes bzw. der Pflege bedürfen.

Äusseres und inneres Ortsbild
Grundlegend für das Verständnis von Ortsbildern ist die Unterscheidung zwischen äusserem und innerem Ortsbild – ersteres zeigt die Stadt oder Teile derselben als Körper in der Landschaft – letzteres umfasst die Stadträume, die im weitesten Sinn mit Innenräumen verglichen werden können. Also: Gassen, Plätze, Ensembles.

Szenografie
Der Begriff «Ortsbild» verweist auf archetypische Ansichten, wie wir sie beispielsweise auf Postkarten finden. Ortsbilder haben aber oft szenischen Charakter und ihr Verständnis setzt voraus, dass sie dynamisch, sequentiell und immer räumlich wahrgenommen werden. Phänomene wie Ein- bzw. Durchblicke, Blickpunkte, Tiefenstaffelungen oder Silhouetten entfalten oft räumlichen Sog. Die tatsächliche Komplexität solcher Räume und Situationen erschliesst sich Betrachtenden oftmals erst aus Bewegungsabläufen. Angesichts solch verräumlichter Ortsbildqualitäten stossen traditionelle Bildmedien tendenziell an ihre Grenzen. Die Phänomene können jedoch beschrieben oder erzählt – also in Narrative gepackt werden.

Das Ortsbild und das Narrativ als sinnstiftende Erzählung

Der Begriff des Narratives ist seit der Jahrtausendwende aus den Sozialwissenschaften in den Raum- und Architekturdiskurs eingesickert. Das Konzept einer solchen sinnstiftenden Erzählung lässt sich auf Phänomene wie soziale Konstrukte, individuelle Wahrnehmung oder gar eine subjektivistische Ästhetik übertragen, bei welcher die Qualität eines Ortes nicht eine den Objekten und Situationen innewohnende Kraft ist, sondern der Anverwandlung durch soziale Gruppen und Individuen entspringt. In

[645] de.wikipedia.org/wiki/Teatro_Olimpico_(Vicenza), letztmals konsultiert am 15.07.2025.

[646] de.wikipedia.org/wiki/Person und de.wikipedia.org/wiki/Stadtsoziologie, beide letztmals konsultiert am 26.7.2025..

unserem Zusammenhang sei darauf verwiesen, dass die Qualität eines Ortes als Bühne massgeblich auch auf dessen Verwendung beispielsweise für Rituale und Gewohnheiten der Lebenspraxis beruhen kann. Der Wert einer Situation kann darüber hinaus auch partizipativ ausgehandelt oder in Prozessen wie Qualitätssicherungsverfahren erarbeitet werden.
Während das Bernbuch in den ersten fünf Kapiteln vor allem auf die szenische Qualität des Stadtraumes – also auf die Qualität des Welterbes als inneres Ortsbild – ausgerichtet war, sind die spezifischen Situationen, in denen sich Stadtansichten manifestieren, bislang eher im Hintergrund geblieben. Sie werden im nachfolgenden Katalog aufgelistet, hergeleitet und beschrieben. Dabei zeigt es sich, dass es sich hier um weitaus mehr als eine Sammlung von Bildern handelt, die allesamt das gleiche Weiterbe darstellen. Vielmehr lassen sie uns die Berner Altstadt in ihrer Diversität, ihrer Mehrdimenisonalität filmhaft, kaleidoskopartig und in ihrem Zauber verstehen.

Kategorien von räumlichen Beziehungen und Sichtbeziehungen

Sichtbeziehungen zwischen der Altstadt oder ausgewählten Elementen derselben und ausserhalb liegenden Situationen gehören zu den wichtigen Eigenschaften des Schutzgutes und werden im Managementplan mit der Einführung einer Pufferzone berücksichtigt. Im Kapitel Bildliche Darstellungen wird ausführlich dargelegt, wie die historische Stadt nebst Darstellungen technischer bzw. kartographischer Art zunehmend als Gegenstand des Bürgerstolzes und als Verkörperung politischen und wirtschaftlichen Erfolges wahrgenommen und folgerichtig als Objekt, als *Stadtkörper* dargestellt wurde.

Abbildung 125: Übersichtsplan des Schutzgebietes mit sämtlichen Beziehungen und Situationen im Bereich des Welterbe-Perimeters, der Pufferzone und der Wider Settings.

Dabei sind zwei Aspekte von besonderem Interesse: Einerseits die Art und Weise, wie, mit welchem Detailreichtum und mit welchem künstlerischen Anspruch dieser Gegenstand dargestellt worden ist. Andererseits die Anzahl und die Eigenschaften der Orte, von denen aus die Stadt wahrgenommen worden ist. Beide Aspekte haben sich im Verlauf der Jahrhunderte gewandelt. Abgesehen davon, dass jede dieser Situationen ihre eigene Geschichte und ihre eigenen Geschichten besitzt (sie sind in den folgenden Kapiteln aufgearbeitet), haben sich dabei auch spezifische Kategorien herausgebildet, die im Managementplan dargelegt werden. Dies sind im Einzelnen:

Topografische Einbettung

Diese Kategorie beruht auf der Feststellung, dass ein Schutzgut wie die Berner Altstadt nicht losgelöst von seinem Ort, Untergrund und Relief betrachtet werden kann. Sie ist für alle gebauten Objekte der Architektur und der Freiraumgestaltung relevant, betrifft also alle weiter unten aufgearbeiteten Situationen ebenso wie auch alle Massstäbe. So kann Bern beispielsweise als in das vom Alpenbogen gerahmte Mittelland, als in die

Geländekammer zwischen dem Schwemmland des Aare- und Gürbetals und des umgebenden Hügellandes, aber auch als in das unmittelbar umgebende Aaretal unterhalb des Schanzenplateaus eingebettet beschrieben werden. Die natürliche Schutzlage der Altstadt hat die Darstellung und Wahrnehmung des Welterbes in jedem dieser Fälle besonders geprägt. Nebst der natürlichen Topografie als raum- und gestaltbestimmende Vorgabe existieren künstliche Veränderungen und Überformungen des Reliefs, welche von Befestigungsanlagen aller Jahrhunderte über Schüttungen und Deponien, technische Manipulationen am Terrain bis hin zu der bedeutenden Terrassenlandschaft an der Stadtsüdflanke reichen (siehe Künstliche Überformungen und Der Untergrund).

Allgemeine Sichtbeziehungen

Diese Kategorie beruht auf der Feststellung, dass die Sichtbarkeit und die ungestörte Wahrnehmung der Stadt Veränderungen unterworfen ist, deren Dynamik hauptsächlich auf baulichen Interventionen und auf dem Umgang mit der Vegetation beruht. So unterscheidet sich das Bild der Stadt im 19. Jahrhundert, wo sämtliche Flächen intensiv von Hand bewirtschaftet wurden, grundlegend von ihrer heutigen Erscheinung, die vielerorts durch waldartige Situationen geprägt ist. Entsprechend ist der Pflege der Grünkörper besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Silhouetten

Eine Silhouette ist die virtuelle Linie, welche den Umrissen eines Objekts folgt. Im Zusammenhang mit dem Welterbe betrifft dies vor allem die Umrisse von Bauten und Grünkörpern vor dem Hintergrund der (Kultur)landschaft oder des Himmels. Silhouetten sind im gebauten Kontext oftmals Gegenstand eines ausgeprägten Gestaltungswillens und können zur bildlichen Signatur für Stadt oder Urbanität werden. Als solche können sie sich auf Stadtdarstellungen als Motiv verselbständigen. Die Pflege der Silhouette als wesentliches Element des Stadtbildes hat hohe Priorität. Die Hangkanten und Terrassen der Stadtebene sollen auch von aussen lesbar bleiben und nicht von Bäumen verdeckt werden. Auch deshalb ist dem Unterhalt des Stadtgrüns und der Bäume besondere Beachtung zu schenken. Die Gestalt einer Silhouette beruht auf Prinzipien wie Komposition, Harmonie, Proportion, Rhythmus etc. Die Auswirkungen einer baulichen Intervention auf eine Silhouette sind von Standpunkt zu Standpunkt der Betrachter*in unterschiedlich. Daher sind zur Beurteilung ihrer Auswirkungen jeweils alle betroffenen Situationen des vorliegenden Kataloges zu evaluieren. Das Kriterium des Silhouettenschutzes gilt für Bauvorhaben innerhalb des Welterbe-Perimeters, der Pufferzone und des Weiteren Umfeldes (Wider Setting).

Aussergewöhnlicher Universeller Wert (OUV), der sich vom Welterbe-Perimeter in die Pufferzone erstreckt

Zahlreiche Situation an der Peripherie des Welterbe-Perimeters sind massgeblich von ihrer Beziehung zu Elementen ausserhalb dieses Perimeters geprägt – beispielsweise dem Blick in die Alpen oder in das Aaretal oder umgekehrt. Dies gilt besonders für die Terrassenanlagen an der Stadtsüdflanke und für die Hochbrücken. So beruht die Qualität beispielsweise der Promenade auf der Münsterplattform massgeblich auf der Unversehrtheit des umliegenden Aaretalabschnittes und des gegenüberliegenden Aarehangs.

Klassische Stadtansichten (Veduten)

Seit dem 16. Jahrhundert sind zahlreiche der Wirklichkeit nachempfundene Stadtporträts bzw. Veduten der Berner Altstadt entstanden.[647] Mit ihnen wurden diese oder Teile derselben aus idealisierten Vogelschauen oder von existierenden Aussichtspunkten aus erfasst. Traditionell wurde Bern vor allem von Süden, von Osten und von Norden dargestellt (siehe Bildliche Darstellungen). Die Situationen, von denen die klassischen Stadtansichten entstanden sind, haben sich im Verlauf des letzten Jahrhunderts stark verändert, einige von ihnen existieren nicht mehr, einige sind hinzugekommen. Dies hat hauptsächlich zwei Gründe: Zunächst das Wachstum der Stadt in die neu entstandenen Quartiere, andererseits die Verwaldung der Grünräume.
So ist der Raum Schönegg/Morillon, wo sich einst faszinierende Perspektiven aus der offenen Landschaft auf die Stadt boten, heute flächendeckend überbaut und von hier aus ist die Stadt nicht mehr sichtbar. Die Hangkante an der Schänzlihalde ist mit Häuserzeilen bebaut; hier ist der Blick auf die Stadt privatisiert worden. Besondere Beliebtheit genoss quer durch die Jahrhunderte der Standort Tavelplätzli-Gryphenhübeli. Die erste Darstellung aus dieser Perspektive ist auch die erste Darstellung der Stadt Bern in der bekannten Initiale I der Spiezer Chronik von Diebold Schilling von 1484 (vgl. *Abbildung 9).* Dieser folgten bis ins 20. Jahrhundert zahlreiche weitere. Besondere Beachtung verdient diese Vedute auch deshalb, weil von ihr Varianten in verschiedenen Techniken existieren: als Buchmalerei, Kupferstich, Farblithografie und Fotografie. Auch an diesem Standort sind inzwischen stattliche Baumbestände herangewachsen, sodass heute von hier aus der freie Blick auf die Stadt nicht mehr in der ursprünglichen Form gewährleistet ist. Als Kompensation ist im 20. Jahrhundert der Blick vom Rosengarten aus in die Rolle der bedeutendsten Stadtansicht eingesprungen.

[647] Siehe auch: de.wikipedia.org/wiki/Vedute, konsultiert letztmals am 19.05.2024.

Aussichtspunkte und linear verlaufende Aussichtslagen mit Panoramablick

Die im Abschnitt über die klassischen Stadtansichten beschriebenen Veduten waren zunächst eher ein Medium der Eliten, bevor sie im 19. Jahrhundert von der Fotografie, einem Medium der Massenkultur, übernommen wurden. Tatsächlich existieren in Bern mehrere Aussichtspunkte, welche Ausflugsziele der bürgerlichen Gesellschaft waren. Oft traten diese Aussichtslagen kombiniert mit linearen Aussichtslagen auf, während denen sich der Blick auf die Stadt auf ebenso reizvolle Weise spazierend erleben liess. Nach der traditionsreichen Inneren Enge mit der Engestrasse und der Engeallee sind mit dem Bau jeder Hochbrücke neue Situationen hinzugekommen: An der Nydeggbrücke der neue Aargauer- und Muristalden sowie der heute wohl beliebteste Aussichtspunkt am Rosengarten. Nach dem Bau der roten Brücke – der Vorgängerin der Lorrainebrücke – das Schänzli (heute Kursaal), welches sich zwar stark verändert hat, seit dem Bau der Kornhausbrücke aber anderweitig Beliebtheit geniesst. In jüngerer Zeit haben sich diese Situationen zu touristischen Hotspots weiterentwickelt.

Anbindung der gründerzeitlichen Aussenquartiere an die Altstadt

Unter dieser Kategorie werden Situationen subsumiert, welche aus den grossen städtebaulichen Projekten des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts – besonders der Kirchenfeld- und der Kornhausbrücke – hervorgegangen sind. In beiden Fällen wurde die lineare Struktur der Brücken zum Anlass genommen, weiträumige städtebauliche Figuren mit monumentalen Sichtbezügen herzustellen: im Fall des Kirchenfeldquartiers der Blick auf das Historische Museum, im Fall des Breitenrainquartiers mit einer Achse, welche sowohl die Kornhausbrücke wie auch den gewaltigen Geländeeinschnitt der Kornhausstrasse und den Blickpunkt des BKW-Hauptgebäudes einbezieht. Diese Bezüge sind zwar aus funktionalen Infrastrukturen heraus entstanden, haben dabei aber eindrückliche Sichtfenster und Blicke zurück auf die Altstadt hervorgebracht.

Sichtachsen mit Sichtkorridoren (Fenstern) stadteinwärts und stadtauswärts sowie Blickpunkten

Dieses Prinzip funktioniert an verschiedenen Stellen ohne direkte Verkehrsanbindung. Es betrifft axiale Beziehungen, welche die gründerzeitlichen Quartiere in räumlichen und semantischen Bezug zur Altstadt treten lassen. So wurde beim Bau des Kirchenfeldes mit der Luisenstrasse bewusst eine Basislinie zwischen der neuen St. Ursulas Church und dem Langhaus des Münsters aufgespannt. Es handelt sich also um eine symbolhafte Bezugnahme des von englischen Investoren finanzierten neuen Quartiers auf die Altstadt. Einen anderen bedeutungsvollen Blickpunkt nahm mit dem Bundeshaus West die Thunstrasse ins Visier – diese Beziehung ist beim Bau des Alpinen Museums beeinträchtigt worden. Die Jungfraustrasse ihrerseits war als Korridor geplant, durch welchen von der Münsterplattform aus ein Blick auf den Alpengipfel der Jungfrau erhascht werden konnte. Die

Blumenbergstrasse schliesslich ist nicht viel mehr als eine poetische Verortung, freilich von besonderer Schönheit und Kraft.

Katalog der für das Ortsbild des Welterbes relevanten Situationen

Grosse Schanze

Nach dem Bau der dritten Stadtmauer Mitte des 14. Jahrhunderts behielt die äussere Neuenstadt stadt- und sozialräumlich während langer Zeit einen eher peripheren Charakter, geprägt von Wehrbauten, Infrastruktur- und Militärbauten, Landwirtschaftsbauten und Gärten. Zum Länggassplateau, welches ca. 20 m höher liegt als der heutige Bubenbergplatz, hielt die Stadtmauer des 14. Jahrhunderts einen Sicherheitsabstand ein. Als gegen Mitte des 17. Jahrhunderts der Schanzengürtel um die Stadt herum gelegt wurde, musste aus technischen und militärischen Gründen der ganze Hang bis hinauf zum heutigen Länggassquartier arrondiert werden (siehe Der Schanzengürtel).
Den westlichen Stadteingang hatte seit dem frühen 13. Jahrhundert der Obere Spital oder Heiliggeist-Spital geprägt, zu dem sich mit der Befestigung der äusseren Neuenstadt im 14. Jh. der Christoffelturm gesellte. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden hier mit der Heiliggeistkirche und dem Burgerspital zwei prägende Ersatzbauten, welche bis weit ins 20. Jahrhundert die grossen baulichen Entwicklungen dieses Raumes organisierten.
Nebst dieser Aufwertung wandelte sich das Gebiet «Grosse Schanze» nach dem Abbruch der Befestigungsanlagen zur Promenade und zum Erschliessungsraum für das im Wachstum befindliche Länggassquartier. Seit den 1870er Jahren entstand an dieser Hangkante ein Kranz bedeutender Repräsentativbauten, dominiert vom Hauptgebäude der Universität von 1900-1903. Das Observatorium bzw. die Sternwarte als Pionierbau auf der ehemaligen Bastion Hohliebe wurde mehrmals erneuert, zuletzt 1961 durch das Institut für exakte Wissenschaften.
Die Fläche dieser Promenade geriet durch die stetig wachsende Eisenbahninfrastruktur zunehmend unter Druck. Wenige Jahre nach der Inbetriebnahme des Kopfbahnhofes 1857 wurden die nach Freiburg weiterführenden Geleiseanlagen um den Hangfuss gelegt; diese «frassen» sich im frühen 20. Jahrhundert schrittweise in den Hang hinein. Mit dem Bau des neuen Bahnhofes in den 1950er bis 1970er Jahren wurden die tief ins Gelände geschnittenen Geleiseanlagen durch die noch grossflächigeren unterirdischen Eisenbahnanlagen und die «Parkterrasse» ersetzt, einen gewaltigen Terrainbau.

Abbildung 126: Johann Friedrich Wagner, Ansicht von Bern von der Sternwarte aus gezeichnet, 1843.

Im Zug dieser Entwicklungen wurde die Öffentlichkeit zunehmend auf die Qualitäten des Gebiets auf der Grossen Schanze aufmerksam. Seit dem frühen 19. Jahrhundert mehren sich Darstellungen der Stadt aus dieser Perspektive. Dabei begeisterten mehrere Faktoren das Publikum: Der Blick von oben, die neuen Quartiere und die stattlichen Neubauten des entstehenden Länggassquartiers, der Geruch der Zukunft, der – wie auf einigen Darstellungen sichtbar ist – im übertragenen Sinn mit dem Qualm der Dampflokomotiven nach hier oben strich. Insgesamt das Bild der in die Landschaft eingebetteten Stadt, deren Silhouette zur Silhouette der Alpenkette einen schönen Kontrapunkt bildete. Zu diesen Darstellungen, die gewiss aus dem Geist der Romantik heraus geboren waren, gesellten sich später Darstellungen, welche diese Szenerie aus der Vogelschau zeigen.

Eisenbahnviadukt

Unter die Ansichten, in denen die Altstadtsilhouette zusammen mit dem Alpenpanorama ihre wohl eindrücklichste Wirkung entfaltet (Schänzli, Innere Enge) gesellt sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts ein neuer Höhepunkt: der Blick aus dem Zugabteil.
Sowohl die erste Eisenbahnbrücke – die so genannte Rote Brücke – wie auch deren Teilersatz für den Strassenübergang – die Lorrainebrücke – waren weniger als Aussichtspunkte denn als Staffagen für die hier besprochene Ansicht auf die Stadt Bern von Bedeutung. Wohl existieren Darstellungen der Altstadt- und Alpensilhouette mit der Roten Brücke im Vordergrund, dennoch ist dieses Sujet ebenso anekdotisch geblieben wie der Blick von diesen beiden Brücken auf die Altstadt.

Mit dem Bau der Lorrainebrücke, zu welcher der weltberühmte Robert Maillart die Ingenieurleistungen beitrug, wurden 1928-30 die verkehrstechnischen und die katastrophalen hygienischen Verhältnisse der Strassenfahrbahn im Gitterträger der roten Brücke gelöst. Die neue Lorrainebrücke wurde aus ortsbaulichen und gestalterischen Erwägungen als massive Bogenbrücke in der Art der Nydeggbrücke neben die Rote Brücke gestellt, um im Nahbereich der Altstadt einen sich auf die historische Tradition des Brückenbaus beziehenden Akzent zu setzen und das historische Stadtbild nicht mit einer technischen Installation zu stören. Konstruktiv handelt es sich freilich um einen Beton-Hohlkasten auf einem Bogen vorgefertigter Betonblöcke.[648]

Heute, also fast ein Jahrhundert nach seiner Inbetriebnahme 1941, ist der neue Eisenbahnviadukt noch immer ein zentraler Baustein des nationalen Eisenbahnnetzes. Mit vier Spuren verdoppelte er die Kapazität der Roten Brücke. Er ersetzte auch den Eisenbahndamm, auf welchem die Zentralbahn ursprünglich die Rampe von der Lorraine zur Anhöhe auf dem Wylerfeld hinauf überwunden hatte und das Lorrainequartier vom Breitenrainquartier abgetrennt hatte. Die Lorrainebrücke und die Eisenbahnbrücke bilden zusammen mit der kurz zuvor vollendeten Kunstgewerbeschule des Corbusier-Mitarbeiters Hans Brechbühler einen bemerkenswerten Brückenkopf und städtebaulichen Akzent der Moderne auf der Seite des stadtauswärts gelegenen Lorrainequartiers.

Abbildung 127: Blick aus dem Zug auf die Altstadt und die Berner Alpen.

[648] Die Bauarbeiten sind unter anderem mit eindrücklichen Filmaufnahmen dokumentiert: www.youtube.com/watch?v=E3bFpJmMPes, letztmals konsultiert am 25.07.2024.

Unbesehen all dieser Besonderheiten ist auf der Eisenbahnbrücke eine ikonische Ansicht der Berner Altstadt entstanden, welche seither ins Bewusstsein von Millionen von Reisenden eingesickert ist. Der kurze Moment, in dem sich der Blick auf die Altstadt und die Berner Alpen öffnet, dürfte eine der schönsten Ankünfte in einer Stadt für Eisenbahnreisende überhaupt sein. Der Anblick bezaubert durch den Reichtum der Komponenten, welche sich in ihm überlagern: Die Tiefenstaffelung der Szene beginnt bei der Lorrainebrücke und reicht über die Kornhausbrücke, die Aarehalbinsel mit der Altstadt bis zum Alpenpanorama, in welchem vom Wetterhorn bis zum Doldenhorn die berühmten Gipfel der Berner Alpen versammelt sind. Der Himmel, welcher sich über dieser Szenerie wölbt, spiegelt sich in der Aare, welche die grüne Schlucht des Aaretals ausfüllt.
Den Höhepunkt dieser Ansicht bildet die Altstadtsilhouette, welche kontrapunktisch mit der Silhouette der Alpengipfel hinterlegt ist und von dieser begleitet wird. An einer Stelle wird diese Logik durchbrochen: dort, wo der Münsterturm als Höhepunkt und Blickpunkt den Horizont durchstösst. Der Zauber dieser Stadtansicht wird durch die Flüchtigkeit des Moments zu einer Art Traumbild gesteigert – nur ab und zu ist es dem Publikum vergönnt, sich in diesen Anblick zu vertiefen, wenn einem Zug die sofortige Einfahrt in den Bahnhof verweigert wird.

Abbildung 128: Edition Photoglob Co., Zürich: Bern mit Eisenbahnbrücke. Postkarte, vor 1905.
Das Sujet hat Fotografen schon vor dem Bau des neuen Eisenbahnviadukts inspiriert, wurde aber vor allem mit grossen Brennweiten vom Bierhübeli aus fotografiert.

Kursaalterrasse (ehem. Restaurant Schänzli)

An der Stelle des heutigen Kursaales (früher Kursaal Schänzli genannt) entstand im 19. Jahrhundert ein Aussichtspunkt, welcher beim Publikum

beliebt war, um die Silhouette der Stadt Bern vor der Kulisse der Berner Alpen zu geniessen. Die in den 1860er Jahren eröffnete Trinkhalle wurde anlässlich der Schweizerischen Landesausstellung 1914 zum Kursaal erweitert. Seine heutige Gestalt hat der Kursaal im Rahmen mehrerer Bauprojekte des 20. Jahrhunderts angenommen.

Abbildung 129: J. R. Dill, Panorama de Berne depuis le Schaenzli, 1864.

Bis zur Eröffnung des Ausflugsrestaurants auf dem Schänzli befanden sich dieses und das ihm talseitig vorgelagerte Rabbental an von der Altstadt aus bemerkenswert schwer zugänglicher Stelle. Eine Fähre, die seit dem frühen 19. Jahrhundert den Zugang ermöglicht hatte, wurde 1857 durch den Altenbergsteg, eine Kettenbrücke, ersetzt.[649] Ab dem gleichen Jahr 1857 erleichterte die frisch eröffnete Rote Brücke der Schweizerischen Centralbahn (die zweite Hochbrücke Berns nach der Nydeggbrücke) die Zugänglichkeit, was der Beliebtheit des Schänzlis zweifellos zuträglich war. Mit der Eröffnung der Kornhausbrücke 1898 wurde das Schänzli direkt von der Altstadt her erschlossen.
Die im Namen Rabbental eingebettete Wortwurzel mhd. (t)rappe=Traubenkamm, Traubengrat verweist auf die klimatisch bevorzugte Lage des Rabbentalhanges, wohin 1863 auch der bislang im Barfüsserfriedhof ansässige Botanische Garten verlegt wurde.[650]

Gärtnerei Schänzlihalde

Von der Gründung einer Krankenstube 1844 durch Sophie von Wurstemberger an erlebte die Diakonie in Bern einen grossen Aufschwung. Im Zug dieser Entwicklung bezogen die Diakonissen mehrmals neue, grössere Liegenschaften in der Altstadt, bevor 1886/88 an der Schänzlihalde 39 das Salemspital erbaut wurde. Auf dem Terrain am Südhang des Altenbergs

649 de.wikipedia.org/wiki/Kettenbrücke_(Bauform), letztmals konsultiert am 03.10.2024.

650 Siehe hierzu besonders Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon.

sind seither zahlreiche der Alten- und Krankenpflege gewidmete Bauten errichtet und ausgebaut worden. Die Liegenschaften erstrecken sich vom Aareufer bis hinauf zur Hangkante an der Schänzlistrasse. Sie können über den Sonnenbergrain und diverse Fusswege betreten werden, die über die Privatgrundstücke der Organisation führen.

Abbildung 130: Blick vom Münsterturm gegen das Salemspital, 1899.

In der Gärtnerei auf einer Terrasse im Zentrum der Anlage, umgeben von dem sich über den Hang erstreckenden Obstgarten, ist ein überaus idyllischer Ort erhalten geblieben, von dem aus sich nicht nur die Nähe und die Silhouette der Altstadt auf einmalige Art und Weise erleben lassen, sondern wo auch spürbar geblieben ist, wie die Stadt Bern einst in die umgebende Kulturlandschaft gebettet war.

Abbildung 131: David Herrliberger, Statt Bern von Mitternacht, 1757.
Die Ansicht der Stadt Bern von Norden aus dem Bereich der Schänzlihalde erfreute sich besonders im 17. und 18. Jahrhundert grosser Beliebtheit.

Der Standort oben an der Hangkante der Schänzlihalde gehört auch zu den klassischen Aufnahmestandorten alter Stadtveduten.

Kleiner und Grosser Muristalden

Die Ausfallachse vom unteren Stadtausgang Richtung Südosten umfasst zwei unterschiedliche Wegführungen. Der alte (heute: «Kleine») Muristalden führte in direkter Linie verhältnismässig steil hinauf an die Hangkante, von wo er bis in den Bereich des heutigen Burgernziels wiederum in gerader Linie stadtauswärts verlief, zunächst auch in einem Geländeeinschnitt. Ankommende erlebten hier verhältnismässig nahe der Stadt die erste Begegnung mit derselben in einem unvermittelten, dadurch besonders eindrücklichen Auftakt.

Abbildung 132: Bern von der Thuner-Strasse aus gesehen – Daguerrotypirt von Franziska Möllinger, Lith. von J. F. Wagner in Bern, 1837.

Der Kleine Muristalden wurde Mitte des 19. Jahrhunderts vom Grossen Muristalden als Hauptverbindung abgelöst. Dieser überwand den Höhenunterschied mit geringerer Steigung. Die hierfür erforderliche Linienführung verläuft an der Liebegg in einer sehr markanten Kurve.
Wie am Kleinen Muristalden ist die Stadt beim Abstieg über den Grossen Muristalden bis zur Untertor-, später bis zur Nydeggbrücke bzw. zum Bärengraben in lebendig und reizvoll sich wandelnder Perspektive gegenwärtig. Sowohl der Kleine wie auch der Grosse Muristalden sind lineare Aussichtslagen (siehe auch Tavelplätzli).

Terrasse am Rosengarten

Zur Geschichte des Rosengartens lassen wir Berchtold Weber zu Wort kommen:

> *«Das 1751 als Ersatz für den oberen Teil des Klösterlifriedhofs erworbene Areal diente 1765-1877 (und vereinzelt bis 1880) als Friedhof der unteren Stadt. 1830 entstanden Umfassungsmauer und Gittertor, 1874 folgte die Promenade längs der Westmauer. Seit 1913 ist der Rosengarten eine öffentliche Gartenanlage mit Rosen (seit 1917) und einer Teichanlage mit den beiden Monumentalgruppen «Europa» und «Neptun» von Karl Hänni (fertiggestellt 1918). Seit der Neugestaltung von 1956 ist die Gotthelf-Büste von Arnold Huggler*

(1937 geschaffen) beim Pavillon mit der Mundartbücherei aufgestellt.»[651]

Von diesem vielbesuchten Aussichtspunkt bietet sich aus erhöhter Lage ein reizvoller Blick auf die Altstadt. In der Verkürzung der schmalseitigen Ansicht von Osten treten zahlreiche Qualitäten und Wesenszüge des Welterbes zutage: die malerische Einbettung der Aarehalbinsel und der Stadt ins Aaretal, die schöne, von zahlreichen Türmen belebte und vom Münster beherrschte Silhouette, der Blick in die Altstadtgassen, die besonders in der Dämmerung oder im Winter auf zauberhafte Weise zu leuchten beginnen. Die Attraktion dieser Ansicht lässt sich auch auf dem Fussweg erfahren, der zwischen dem Aargauerstalden und dem alten Aargauerstalden den Bärengraben mit dem Rosengarten verbindet.

Abbildung 133: Blick vom Rosengarten auf die Berner Altstadt, 2023.

Der Blick vom Rosengarten über die Stadt Bern ist in mehreren Filmen als Einstimmung auf die Stadt Bern und Einführung ins Geschehen quasi zum Stereotyp geworden (siehe Literatur, Musik, Film). Er geniesst grosse Beliebtheit beim Publikum, insbesondere Tourist*innen.

[651] Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 204. Vertiefende Informationen siehe auch www.bern.ch/themen/freizeit-und-sport/grunanlagen/parkanlagen/rosengarten sowie auf Wikipedia, beide letztmals konsultiert am 26.05.2024.

Tavelplätzli

Einen besonderen Akzent bildet am oberen Ende des kleinen Muristaldens das so genannte Tavelplätzli, eine Terrasse, die sich auf dem Wasserschloss und Übergabepunkt für das Egelseewasser befindet.

Abbildung 134: Burri fect: Ansicht von Bern, 1837. Aquarell.

Ende des 18. Jahrhunderts entstand in diesem Bereich eine der schönsten Stadtansichten von Johann Ludwig Aberli *(Abbildung 11).* Seit der Erfindung der Fotografie wurde die Stadt von der gleichen Stelle aus auch in diesem Medium oft abgebildet. Diesem Umstand verdanken wir zahlreiche eindrückliche fotografische Zeugnisse zur Geschichte des Mattequartiers *(Abbildung 86).*

Englische Anlagen

Die englischen Anlagen erstrecken sich über den Aarehang unterhalb des Kirchenfeldes im Bereich zwischen Gryphenhübeli und Schwellenmätteli über das Gebiet des ehemaligen Staudenrains.[652]
Besonders im östlichen Teil, der so genannten Kollerhalde, liegt ein Hangabschnitt, der vor dem Bau der Uferbefestigung kontinuierlich unterspült wurde und abrutschte, sodass sich hier zeitweise nicht einmal eine Grasnarbe halten konnte.

[652] www.bern.ch/themen/freizeit-und-sport/grunanlagen/parkanlagen/parkanlage-englische-anlagen, letztmals konsultiert am 26.05.2024.

Der Name «Englische Anlagen» macht in mehrfacher Hinsicht Sinn: Einerseits handelt es sich um einen stehenden Begriff des 19. Jahrhunderts als Synonym für Promenaden in der Art englischer Gärten. So berichtet «Der Bund» am 29. September 1857 über eine Ausstellung in der Enge, hier sei eine «reizende englische Anlage (…) mit Grotten, Springbrunnen, Tannengruppen Blumenbeeten, Reblauben etc.» erstellt worden.[653] Andererseits verweist der Name auf die Berne Land Company, welche im Kapitel Kirchenfeldbrücke und Helvetiaplatz thematisiert wird. Als offizielle Adresse heisst die Quartierstrasse mit gewundenem Verlauf, welche das Quartier an der oberen Hangkante säumt, Englische Anlage, andererseits die Promenade im Hang, welche hauptsächlich im Rahmen eines Projekts des Verschönerungsvereins von 1911 sowie zahlreicher jüngerer kleiner Interventionen entstanden ist. Gegen 1920 wird auf Stadtplänen der Begriff erstmals im Plural «Englische Anlagen» verwendet. Das älteste vorhandene bauliche Element ist der Uferweg, der im frühen 20. Jahrhundert vom Schwellenmätteli in Richtung des heutigen Bärenparks angelegt wird und Bauarbeiten an der Uferbefestigung und dem Unterhalt der Bestockung dient, mit deren Wurzelwerk versucht wird, den Hang zu stabilisieren. Weitere Teilelemente und Projekte werden hier aus Platzgründen nicht erwähnt, sind aber im Rahmen der jüngsten Wiederherstellung in den letzten Jahren im Rahmen eines Parkpflegewerks aufgearbeitet worden.[654]

[653] www.e-newspaperarchives.ch, letztmals konsultiert am 22.04.2024.

[654] Umland, Englische Anlagen Bern, Parkpflegewerk, 31. März 2013.

Abbildung 135: Blick auf das Münster, Mitte 20. Jahrhundert.
Für die sich bewegenden Menschen sind die Englischen Anlagen ein Raum voller anekdotischer Überraschungen, für die Ruhenden bieten sie eine reizvolle Inszenierung der Altstadt. Zahlreiche Ruhebänke laden zur Kontemplation und zur Betrachtung der Stadt aus einer Perspektive ein, für die sie eigentlich nicht gebaut wurde, in der sie aber einige ihrer grossartigsten Auftritte feiert. Eine Besonderheit der Englischen Anlage sind die Ausblicke durch die fensterartig ausgeschnittenen Baumkronen.

Massgeblich für die neue Wahrnehmung der Altstadt von den Englischen Anlagen aus sind Kanzeln und Sitzbänke, welche an verschiedenen Stellen aufgestellt worden sind und durch ausgeholzte «Fenster» malerische Blicke auf die Altstadt freigeben. Im Zentrum der Inszenierung steht dabei vor allem der Blick auf das Münster.

Marzili

Ein besonders eindrückliches Bild des Parlamentsgebäudes bietet sich aus dem Marziliquartier, besonders auch vom Freibad Marzili und von der Aare her. Die Beziehung zwischen Marzili und Altstadt ist nicht geometrisch präzise definiert, stattdessen wird die eindrückliche Front der Bundesbauten vom Marzili aus als eine Art Rückwand und Kulisse wahrgenommen. Die räumliche Nähe dieses Gegenübers hat stets zum ausserordentlichen Erlebnis des Aareschwimmens[655] und des Aufenthalts auf der Liegewiese des Marzilibades beigetragen. Die Qualität dieser auch vom wertvollen Baumbestand und den Nachbarquartieren gehaltenen Sichtbeziehung zeigt sich besonders auch im Vergleich zum etwas weniger aufgeladenen und verspielten Blick von der Monbijoubrücke aus auf die Stadtsüdflanke.

[655] www.lebendige-traditionen.ch/tradition/de/home/traditionen/aareschwimmen-in-bern.html, letztmals konsultiert am 15.07.2025.

Alpenquaipromenade

Die Bezeichnung dieser Promenade tauchte 1901 auf einer Liste möglicher Projekte des Verkehrsvereins für Bern und Umgebung auf und war damals als Fussgängerverbindung entlang der Hangkante von der kleinen Schanze bis an die Münsterplattform angedacht. Die Möglichkeit, eine solche durchgehende Promenade zu realisieren, war während des Baus des neuen Parlamentsgebäudes, 1902 mit der vorgelagerten Terrasse fertiggestellt, erkannt worden. Die Idee wurde beim Bau des Hotels Bellevue-Palace (fertiggestellt 1911) in Gestalt einer öffentliche Passage unter der Hotelterrasse weiter verfolgt. Ebenso 1914, als der südseitige Vorbau des damals noch als Hotel genutzten Bernerhofes entstand, welcher die Promenade nach dem Vorbild des Bellevues unter der Hotelterrasse hindurch an die kleine Schanze anschloss.[656] Der Begriff Alpenquaipromenade geriet nach den 1920er Jahren in Vergessenheit und wurde erst anlässlich der neuen Umgebungsgestaltung der Bundeshäuser um 2010 reaktiviert.

Kleine Schanze

Die im Kapitel Die südliche Peripherie – kleine Schanze beschriebene Bastion mit ihrem zackenförmigen Grundriss und ihren gewaltigen Böschungsmauern ist der letzte im aufgehenden Mauerwerk erhaltene Zeuge der barocken Schanzenanlagen aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. Die obere Mauerkrone dieser Schanze lädt mit Sitzbänken und promenadenartiger Chaussierung zur Entschleunigung und Erholung ein. Von hier aus lässt sich ein besonders schöner Blick richtung Aaretal und in die Berneralpen geniessen.

Bundesterrasse

Die Bezeichnung Bundesterrasse ist seit der Fertigstellung des Bundeshauses West 1857 gebräuchlich. Er bezeichnete ursprünglich die Anlage auf dem Geländeplateau an dessen Südseite, die von Anbeginn mit einem Teich ausgezeichnet war und um welche die Baumreihe herumgezogen wurde, die den Sockel dieses ersten Bundeshauses säumt. Diese Anlage konnte verhältnismässig einfach ins hügelartig vorspringende Gelände am heutigen Bundesrain gelegt werden. Für den späteren Bau des Bundeshauses Ost hingegen und besonders des zuletzt errichteten Parlamentsgebäudes bedurfte es gewaltiger Substruktionen. Heute ist die Bundesterrasse ein beliebter Erholungs- und Freizeitraum, der vom prominenten Ort ebenso wie von der Aussicht in die Landschaft und in die Berge lebt. Auch dieser Landschaftsbezug ist also das Resultat eines verhältnismässig späten Aneignungsprozesses, der ab Mitte des 19. Jahrhunderts stattfand (siehe Die südliche Peripherie – Topographie und Areale).

[656] Detailinformationen zu einzelnen Bauten der oberen Altstadt unter bauinventar.bern.ch/, letztmals konsultiert am 11.05.2025.

Wandelhalle

Der Mittelabschnitt in der Südfassade des Parlamentsgebäudes bildet mit seiner deutlichen Ausbauchung den Grundriss des im 1. Obergeschoss befindlichen Saales des Nationalrats und der vereinigten Bundesversammlung ab. Um dieses Auditorium herum ist eine mehrgeschossige Raumschicht gelegt: Sie enthält zuunterst die offene Loggia des heutigen Besuchereinganges, wo ursprünglich die Zierpalmen überwinterten, darüber im Erdgeschoss das Bundeshausrestaurant «Galerie des Alpes», zuoberst die Wandelhalle, welche als Vorraum zum Nationalratssaal dient. Von allen drei Geschossen aus bietet sich ein überwältigender Ausblick in die Alpen, welcher angesichts des Ortes mit besonderer Symbolik aufgeladen ist.

Casinoterrasse

Wie die Bundeshäuser und später das Hotel Bellevue-Palace wurde auch das 1909 eröffnete Casino[657] als Solitärbau auf eine grosszügige Terrasse gestellt. Zum Schutz der Gäste vor der Sonne erhielt diese Terrasse von Anbeginn ein Baumdach, das in einem streng geometrischen, auf die Grundrissstruktur des Gebäudes bezogenen Raster gesetzt wurde. Die Aussicht, die sich vom südlichen Foyer und von der darüber liegenden Terrasse des grossen Saales in die Alpen bot, wurde, wie Fotos zeigen, früh von den in die Höhe schiessenden Baumkronen verdeckt. Um dieses Panorama wiederherzustellen, werden die Baumkronen an der Oberseite geschnitten.

Münsterplattform

Unter den künstlichen Terrassen an der Stadtsüdflanke ist die Münsterplattform die älteste und grösste. Ihre Anfänge gehen ins Jahr 1310 zurück, der Bauprozess erstreckte sich bis ins frühe 16. Jahrhundert.[658] Die Hinterfüllung der gewaltigen Stützmauern setzte sich bis in diese Zeit fort; während der Reformation bzw. des Bildersturmes wurden u. a. bedeutende Skulpturen aus dem Münster als Füllschutt verwendet.[659] Die Friedhofnutzung wurde kurz nach der Reformation aufgegeben.

---

657 de.wikipedia.org/wiki/Casino_Bern, letztmals konsultiert am 12.05.2025.

658 Armand Baeriswyl, Der Pfarrkirchhof St. Vinzenz in Bern, in: Bernd Nicolai und Jürg Schweizer (Hrsg.), Das Berner Münster. Das erste Jahrhundert: Von der Grundsteinlegung bis zur Chorvollendung und Reformation (1421-1517/1528). Regensburg 2019, S. 82-91.

659 Die Bauetappen der Münsterplattform sind vom Archäologischen Dienst in einem Flyer über die Skulpturenfunde aufgearbeitet worden: www.kultur.bkd.be.ch/content/dam/kultur_bkd/dokumente-bilder/de/themen/archaeologie/publikationen-archaeologie/weitere-publikationen-archaeologie/flyer/Bern-Muensterplattform-de.pdf.

Abbildung 136: «La porte du Marzihli à Berne telle qu'elle fut en 1650», Johann Gottlieb Löhrer nach einem Original von Albrecht Kauw, kolorierte Lithografie, 1. Drittel 19. Jahrhundert (Ausschnitt).
Die Darstellung aus der Biedermeierzeit nach einer Vorlage des 17. Jahrhunderts ist eine der präzisesten Bildquellen für den Zustand der Münsterplattform vor den Umbauten des 18. Jahrhunderts.

Die gotischen Pavillons von 1514 wurden 1778/79 durch die barocken Eckpavillons des Architekten Niklaus Sprüngli ersetzt.[660] Die damals gestaltete Promenade hat sich in ihren Grundzügen bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie ist heute der wichtigste Park, Erholungs- und Freizeitraum im Welterbe-Perimeter.
Zur Qualität und Beliebtheit der Münsterplattform tragen massgeblich ihre Einbettung in den Welterbe-Perimeter und in die Pufferzone sowie die schönen Ausblicke bei. Der Erhalt dieser Sichtbeziehungen ist für das Welterbe von zentraler Bedeutung: Auf die südlichen Fassaden der Zähringerstadt, auf die Stadtsüdflanke mit Terrassen und Terrassengärten, der Blick in die Matte und auf die Aareschwelle, die Einbettung in den Grünraum der Englischen Anlagen, der Ausblick in die Jungfraustrasse.

Engestrasse und innere Enge

Die zu verschiedenen Zeiten immer wieder aus unterschiedlichen Perspektiven festgehaltene Stadtansicht von Norden scheint vom Publikum seit dem 18. Jahrhundert besonders geschätzt – mehr noch: schweizweit bekannt gewesen zu sein: «In der Stadt selbst sind schöne Pläze und

[660] Zusammenfassung nach Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon, S. 192.

Spaziergänge, der schönste aber ist ausser derselben, in der Enge.»[661] Daran hatte nicht nur der Blick auf die Stadt, deren Silhouette sich vor dem Alpenpanorama ausbreitet, sondern auch die Engestrasse selbst besonderen Anteil. Sie führt, von einem hervorragenden Baumbestand gesäumt, an arkadischen Wiesen vorbei der Hangkante entlang zur inneren Enge, die ihrerseits als Ausflugsziel und Aussichtspunkt beliebt ist (siehe Gartenrestaurant Innere Enge).

Abbildung 137: Johann Jakob Biedermann, Vue de la Ville de Berne (frühes 19. Jahrhundert).

Gartenrestaurant Innere Enge

Die Beliebtheit des Standorts manifestiert sich bereits im 18. Jahrhundert. Aus dem Jahr 1820 ist eine Nachricht über einen Neubau überliefert. Dieser wird 1865 durch das heutige Ausflugsrestaurant ersetzt, welches 1945/46 um den Gartentrakt erweitert wird. Aus der Zeit um 1865 datiert auch die parkartige Plattform der Terrasse mit Aussichtskanzel. Diese Kanzel ist bis heute als gebaute Manifestation der Postkartenansicht auf Bern wertvoll (siehe auch Engestrasse und innere Enge).

[661] Heidegger 1791, Handbuch für Reisende durch die Schweiz, S. 22.

Abbildung 138: Henri Bleuler, Werbekarte für das Restaurant Innere Enge, nach 1905.

Im 19. und 20. Jahrhundert genoss die Innere Enge als Eingangspforte zu Ausstellungen auf dem benachbarten Viererfeld grosse Beliebtheit. Dazu meldete beispielsweise *Der Bund* vom 17. Juni 1885:

> *Der Platz — die innere Enge — ist in jeder Beziehung ein ausnahmsweise günstiger, wie er anderwärts nicht vortheilhafter gefunden werden dürfte.*

Überliefert sind u. a.: Oktober 1857: Landwirtschaftliche Ausstellung in Bern, August 1874: eidgenössisches Feuerwehrfest, 1885: Ausstellung landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen, 1895 Schweizerische Landwirtschaftliche Ausstellung. Höhe- und Schlusspunkt dieser Tradition war die Schweizerische Landesausstellung von 1914.[662]

Seftigenstrasse, Wabern, Gurtenbahn und Gurten

Von den zahlreichen malerischen Ansichten der Berner Altstadt, welche sich Reisenden während der Annäherung von Süden boten, sind heute nur noch wenige erhalten. Verändert haben sich innerhalb einer verhältnismässig kurzen Zeitspanne im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert sowohl der Anfahrtsweg über Seftigenstrasse, Schönegg, Weissenbühl, Sulgenbach, Monbijoustrasse, wie auch der Gegenstand der Betrachtung – die Stadtsüdflanke. Besonders eindrücklich muss einst der Anblick der barocken Schanzenanlage gewesen sein.

[662] Umfassende Berichterstattungen zu allen diesen Veranstaltungen sind im Newspaperarchiv erschlossen: www.e-newspaperarchives.ch/, letztmals konsultiert am 11.05.2025.

Abbildung 139: Friedrich Bernhard Werner, Ansicht der Stadt Bern von Süden, Kupferstich, herausgegeben von Martin Engelbrecht, Augsburg.
Die Ansicht, welche der schlesische Kupferstecher wohl um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert wiedergibt, zeigt die Berner Oberstadt hinter den gewaltigen Befestigungswerken der Schanze. Die Darstellung steht hier für jene Ansicht der Stadt, welche sich im Verlauf der Jahrhunderte am radikalsten gewandelt hat.

Mit den Sichtbarrieren der wachsenden Quartierbebauung, die den Reisenden mit den Jahren den Blick auf die Stadt verstellt haben, ist in den 1890er Jahren der Turm des Münsters in die Höhe gewachsen. Dadurch hat das Münster an Präsenz gewonnen und wird seither als Landmark auch aus grösserer Entfernung wahrgenommen.

Abbildung 140: Bern vom Gurten aus gesehen – Postkarte, um 1905.
Vom Gurten aus zeigt sich die Stadt in der Vogelschau. Dabei wird einerseits ihre eindrückliche Erstreckung auf der Aarehalbinsel, andererseits eine Gesamtübersicht die Monumentalbauten an der Stadtsüdflanke sichtbar. Eindrücklich das Gegenüber des im Entstehen begriffenen bürgerlichen Wohnquartiers auf dem Kirchenfeld (rechts der Aare) und des Gaswerks (links der Aare), welches als Infrastruktur diesen modernen Stadtteil von Anbeginn mit der nötigen Energie versorgt.

Von den zahlreichen Begegnungen mit der Stadt ist heute vor allem der Blick aus dem Raum zwischen der ehemaligen Gurtenbrauerei bis hinauf auf den Aussichtsturm auf dem Gurten übriggeblieben. Die Gurtenbahn erschloss ab 1899 das seit spätestens der Jahrhundertmitte bestehende Aussichtsrestaurant Kauzengut. Das Erlebnis des Blicks auf die Altstadt wurde mit zahlreichen Elementen bewusst inszeniert und gesteigert: Dem Restaurant mit Terrasse, dem Aussichtsturm, dem neuen, grosszügig verglasten Pavillon, ja selbst den Glasdächern der neuen Gurtenbahnwagen.

Gurten Kulm, Aussichtsturm

Auf dem Gurten, dem wichtigsten traditionellen Ausflugsziel Berns, ist die Einbettung der Stadt in die Landschaft am Übergang zwischen dem Hügelland der Voralpen und dem Mittelland besonders gut sicht- und spürbar. An der höchsten Erhebung des Gurtens, einer seit dem 15. Jahrhundert als Hochwacht genutzten Stelle, wurde im Jahr 2000 ein Aussichtsturm errichtet, von welchem aus diese Situation eindrücklich erlebbar ist.[663]

[663] de.wikipedia.org/wiki/Gurtenturm, letztmals konsultiert am 27.05.2024.

Sichtbeziehungen

Kornhausbrücke

Das formschöne Bauwerk wurde nach einem Entwurf der Ingenieure Arthur & Hermann v. Bonstetten und Paul Simons in Verbindung mit Henry B. v. Fischer (Entwurf der Pfeilerarchitektur) durch die Firma Theodor Bell & Co. (Kriens) und P. Simons (Stein- und Betonarbeiten) realisiert.[664]

Abbildung 141: Edition Photoglob CO, Zürich, Bern und die Alpen – Ansicht vom Schänzli aus.

Die 1898 eröffnete Brücke hatte in mehrfacher Hinsicht Auswirkungen auf das Bild des Welterbes. Einerseits belebte sie die Kulisse der in das Aaretal gebetteten Halbinsel um ein Element, welches u. a. die Massstäblichkeit der Stadt in eine neue Relation setzte. Besonders malerisch war die Ansicht vom Ausflugsziel Schänzli aus (siehe Kursaalterrasse, ehem. Restaurant Schänzli). Die Brücke ist Teil einer schiefen Ebene, die bis zum BKW-Hauptgebäude am Viktoriaplatz hinauf reicht. Dabei durchquert sie einen gewaltigen, selbst von der Brücke der Schläflistrasse überspannten Geländeeinschnitt. Nebst der Nydeggbrücke und der Kirchenfeldbrücke ist die Achse ins Breitenrainquartier die eleganteste und eindrücklichste Anbindung eines neuen Aussenquartiers an die Altstadt.

Blumenbergstrasse

Als die Erbauer der Blumenbergstrasse die erste Etappe zwischen dem Bereich der künftigen Kasernenwiese und der Spitalackerstrasse, eines alten Feldwegs, anlegten, war diese ein unauffälliger Abschnitt im damals entstehenden Quartierstrassensystem und wurde auf dem Spitalacker zwischen zwei heute gänzlich verschwundenen Landgütern hindurchgeführt. Bald nach dem Bau der Kaserne entstand am nördlichen Eingang dieser Strasse die heute noch bestehende Portalsituation, flankiert vom Hotel Alpenblick (1897) und dem Wohnhaus mit dem heutigen Restaurant Büner (1899). Den Städtebauern muss aufgefallen sein, dass diese Strasse fast genau auf den Münsterturm zulief, dessen neuer Helm südlich des damals noch

[664] INSA Bern, besonders S. 497 f. Ausserdem: de.wikipedia.org/wiki/Kornhausbrücke_(Bern), letztmals konsultiert am 14.06.2025.

unbebauten Spitalackers aufragte. (Die Altstadt selbst ist an diesem Ort wegen des zur Schänzlistrasse hin ansteigenden Geländes nicht sichtbar.) Als die Blumenbergstrasse wenige Jahre später über die Viktoriastrasse bis zur Schänzlistrasse hin verlängert wurde, winkelten die Strassenbauer den neuen Abschnitt im Bereich der Spitalackerstrasse geringfügig ab, um ihn mit grosser Präzision direkt auf den Münsterturm auszurichten.

Abbildung 142: Die Blumenbergstrasse gegen Süden

Bei dieser Figur handelt es sich nicht um eine anspruchsvolle städtebauliche Anlage, sondern um eine bescheidene, ja poetische Geste, die von Passant*innen meist eher beiläufig bemerkt wird. Wahrscheinlich gerade deshalb ist das Bild des zwischen den satten Baumkronen der Allee aufragenden Münsterturms von überwältigender Kraft. Die Strasse gehört heute zu den besonders schönen Quartieralleen Berns.

Dufourstrasse

Auch die Geometrie der Dufourstrasse steht im Bezug zur Altstadt: Sie wurde in einer (virtuellen) Achse angelegt, die von der St. Ursula's Church der anglikanischen Kirche und der (vom Kirchenfeldplateau aus nicht sichtbaren) Nydeggkirche aufgespannt wird.

Jungfraustrasse

Bei der Konzeption des Kirchenfeldquartiers war die Jungfraustrasse als städtebauliches Capriccio geplant. Die Idee war, ein Fenster zu schaffen, durch welches von der Münsterplattform aus der Blick auf den Gipfel der Jungfrau hätte sichtbar sein sollen. Bei Realisierung des Quartierplanes scheinen andere Prioritäten geherrscht zu haben, führt die Achse dieser Strasse doch heute auf den aareseitigen Mittelrisalit des Stiftsgebäudes zu. Dass anfänglich ein Bauverbot auf der östlichen Strassenseite erlassen

wurde, weist darauf hin, dass zunächst versucht wurde, die ursprüngliche städtebauliche Idee trotz dieses Malheurs zu wahren.[665]

Luisenstrasse

Die Luisenstrasse gehört zu den für die Geometrie des Kirchenfeldquartierplans konstituierenden Achsen. Sie ist parallel zu der von der Kirchenfeldbrücke definierten Achse angelegt und direkt auf das Münster ausgerichtet. An das südlichen Ende der Luisenstrasse wurde die St. Ursula's Church gesetzt und damit eine räumliche Beziehung zwischen den beiden Kirchen hergestellt. Im Blickpunkt der Luisenstrasse ragt eindrücklich das Münster auf, wobei die Geometrie in diesem Fall nicht auf den Turm, sondern auf das gesamte Münster bzw. dessen Langhaus ausgerichtet ist. Die St. Ursula's Church ihrerseits spielt als Fluchtpunkt der Dufourstrasse und der Jubiläumsstrasse eine wichtige Rolle im Quartierplan.

Thunstrasse

Die Thunstrasse ist Hauptachse und Rückgrat im Quartierplan des Kirchenfeldes. Sie wurde in der Verlängerung einer Linie angelegt, welche vom Mittelrisalit des 1857 vollendeten Bundeshauses West durch das Zentrum des Helvetiaplatzes verläuft. Das städtebauliche Resultat dieser Geometrie war die Ausrichtung der Thunstrasse stadteinwärts mit dem Mittelrisalit des Bundeshauses West als Blickpunkt.
Diese Beziehung wurde mit dem Bau von Schulwarte und Alpinem Museum 1933/34 aufgegeben. Warum, kann nur gemutmasst werden: Fotografen, die die Thunstrasse im frühen 20. Jahrhundert abbildeten, wählten ihre Perspektive so, dass im Hintergrund nicht das «alte» Bundeshaus West zu sehen war, sondern die Kuppeln des «neuen» Parlamentsgebäudes aufragten. Was einst mit besonderem Stolz angelegt worden war, hatte durch die bauliche Entwicklung der Altstadt seinen einstigen Glanz verloren.
Im Schnittpunkt der Thunstrasse mit der Jungfraustrasse liegt der Thunplatz.

Kirchenfeldbrücke und Helvetiaplatz

Die ikonischen Ansichten der Stadt sind über die Jahrhunderte hinweg immer dort «entdeckt» worden, wo neue Infrastrukturen die Voraussetzungen für neue Begegnungen mit der Stadt geschaffen haben. Dieser Vorgang hat sich vom 17. bis ins 20. Jahrhundert an zahlreichen Stellen wiederholt. Die Südansicht der Stadt war gemäss dieser Logik jahrhundertelang vor allem vom Muristalden und von der Achse Seftigenstrasse-Monbijoustrasse her wahrgenommen worden. Mit dem Bau der Kirchenfeldbrücke entstand

[665] Die ausgesprochen spannende Geschichte der Jungfraustrasse wird in INSA Bern, besonders S. 493 dargelegt. Als Quelle wird erwähnt: Kirchenfeldbrücke 1883, Offizielle Festschrift zur Eröffnungsfeier der Kirchenfeldbrücke in Bern, Montag den 24. Sept. 1883, Bern: 1883.

nun an besonders prominenter Stelle der wohl eindrücklichste Panoramablick auf die Altstadt.
Bis ins späte 19. Jahrhundert war die Berner Altstadt sehr unmittelbar in die Agrar- und Naturlandschaft eingebettet. Der Ausblick von der Stadt nach Süden schweifte über das weitgehend unbebaute Plateau des Kirchenfeldes, unterlegt mit dem schroffen, unbefestigten Aarehang mit Felsen und waldigem Bewuchs. Dass dieser Anblick, in dessen Hintergrund sich majestätisch die Berge und die Alpengipfel erhoben, im 19. Jahrhundert als bedeutungsvoll wahrgenommen wurde, zeigt eine Notiz aus den Vorverhandlungen zur Kirchenfeldbrücke, anlässlich derer «schon u. a. die Bedingung gestellt (wurde), dass Bauten in der Lage zwischen der 'Plattform' in Bern und den Alpen die Aussicht auf die letzteren nicht hindern dürfen.»[666]
Dies ist insofern bemerkenswert, als mit dem Bau der Kirchenfeldbrücke und des Helvetiaplatzes als südlicher Brückenkopf eigentlich der Blick in der Gegenrichtung ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken sollte: Hier war der Prospekt der Bundes- und sonstigen Repräsentativbauten im Entstehen begriffen. Die Brücke machte dieses Bild und den Anblick der Südflanke der Zähringerstadt einem grossen Publikum aus spektakulärer Nähe zugänglich.
Zum Kirchenfeldquartier ist hinzuzufügen, dass seine Infrastruktur durch die in London ansässige Berne Land Company im Sinne eines «reinen Spekulationsobjektes»[667] erstellt wurde. Mit dem Bau und der Eröffnung der Kirchenfeldbrücke am 24. September 1883[668] wurde das Kulturland des Kirchenfeldes auf einen Schlag zum attraktivsten Expansionsgebiet der schnell wachsenden Stadt. Im Unterschied zu den Quartieren obenaus (Länggasse, Stadtbach, Monbijou-Mattenhof), welche bislang den Siedlungsdruck aufgefangen hatten und dem Obstberg, dessen Bebauung sich aufgrund der umständlichen Erschliessung über die Nydeggbrücke[669] und den Muristalden nur zögerlich entwickelt hatte, bot das Kirchenfeld in unmittelbarer Nähe zum Stadtzentrum eine äusserst bequem erreichbare Baulandreserve. Das Quartier wurde in bemerkenswert kurzer Zeit überbaut – sowohl als Wohnquartier für gehobene Ansprüche wie auch als Standort öffentlicher Bauten: Museen, die Landesbibliothek, die eidgenössische Münzstätte etc.

666 «Die Kirchenfeldbrücke in Bern», in: Deutsche Bauzeitung, No. 12, 1884, S. 65.

667 Deutsche Bauzeitung No. 12, 1884, S. 65.

668 de.wikipedia.org/wiki/Kirchenfeldbrücke, letztmals konsultiert am 16.07.2024.

669 de.wikipedia.org/wiki/Nydeggbrücke, letztmals konsultiert am 19.07.2024.

Abbildung 143: Edition Photoglob – 1432. Berne. Vue prise depuis l'Hôtel Bellevue.
Innert weniger Jahre entsteht auf dem Kirchenfeld ein ganzes Quartier neugotischer Bauten – als Antithese zur Ansicht der Altstadt, die sich in der Gegenrichtung darbietet. Der Fotograf, welcher das neue Quartier aus dem 1911-12 neu erbauten Hotel Bellevue-Palace abbildet, zeigt das Kirchenfeldquartier als neues Bern mit lebendiger Silhouette vor dem Alpenpanorama – also ähnlich, wie zuvor die Altstadt von den Standorten Schänzli, innere Enge oder Eisenbahnviadukt abgebildet worden war.

Die städtebauliche Anlage des Kirchenfeldquartiers kann nicht auf ein einzelnes Projekt zurück geführt werden. Seit Beginn der Planungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden verschiedene Geometrien und Typologien getestet, bis schliesslich eine Art Triangulationssystem von Achsen angelegt wurde, als deren Bezugspunkte der Thunplatz und der Helvetiaplatz, aber auch Referenzpunkte in der Altstadt dienten (siehe auch die vorangehenden und folgenden Kapitel). Dabei kamen städtebauliche Prinzipien zur Anwendung, wie sie bei der Neugestaltung Roms unter Papst Sixtus V Ende des 16. Jahrhunderts oder beim Wiederaufbauplan Christopher Wrens nach dem Brand von London 1666 umgesetzt worden waren.[670] Dieses Achsensystem diente als Referenz für parallele bzw. gerasterte Strukturen, mit denen schliesslich die Baugevierte bzw. Blöcke feinunterteilt wurden. So wurde ein beachtlicher Teil des Kirchenfeldquartiers im Sinne eines orthogonalen Systems an der Achse der Kirchenfeldbrücke ausgerichtet. Dazu gehören die Bernastrasse, die Helvetiastrasse, die Thormannstrasse, die Mottastrasse und die Luisenstrasse sowie im rechten Winkel die Museumsstrasse und der östliche Teil der Hallwylstrasse.

[670] Siehe Schweizer 1980, Kirchenfeld, besonders S. 3-10.

Der Zauber des Quartiers beruht massgeblich auch auf einigen wenigen, sehr lokale Situationen wie die für die zugehörige Promenade namensgebenden Englischen Anlagen oder die Weststrasse.
In der Sichtbeziehung über die Kirchenfeldbrücke hinweg überlagern sich verschiedene Prinzipien: der Panoramablick von Süden, die Sichtachse auf den Point de Vue Historisches Museum von Norden sowie die lineare Erstreckung der Brücke, von der aus sich das Panoramaerlebnis in beide Richtungen geniessen lässt.

Christoffelgasse

Die Leerstelle, welche 1865 der legendäre Abbruch des Christoffelturmes hinterliess, hallte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts im Namen nach, den der heutige Bubenbergplatz trug: Christoffelplatz. Auch räumlich bildete sich die Erinnerung an den Turm ab – nämlich in der Platzausweitung, die kurz nach dem Abbruch mit dem (heute leider entstellten) Prachtbau der Eidgenössischen Bank am Bubenbergplatz geschlossen wurde.
Seit dem späten 19. Jahrhundert liegt hier die gefühlte Mitte der Stadt – Berner*innen verabreden sich gerne am «Loeb-Egge» (siehe Das Wandern der Stadtmitte im Verlauf der Jahrhunderte). Eine Besonderheit des Christoffelplatzes bestand darin, dass von ihm ein Stern von faszinierenden Aus- und Durchblicken ausging. Zu diesen Sichtbeziehungen gehörte der direkte Blick auf die Schützenmatte (1895-97 von Albert Gerster mit der bewegten Silhouette der neuen Reitschule geschmückt), durch die Schauplatzgasse auf das Münster mit dem 1893 vollendeten neuen Turmhelm, durch die Spitalgasse auf den Käfigturm sowie stadtauswärts in die Laupenstrasse. Bis heute besonders eindrücklich ist das Fenster durch die Christoffelgasse auf den Gurten, welches um 1900 eigens von Bauten befreit werden musste. Es schafft eine überraschende Nähe zwischen dem Stadtzentrum und der umgebenden Landschaft, die sich im Sommer als grüne Wand an der Südseite der Stadt aufbaut.

Wider Settings

Stadtbach

Dem Stadtbach kommt als wesentliches, strukturbildendes Element der zähringischen Gründungsstadt sowie prägendes Element der späteren Stadterweiterungen nach Westen hohe Bedeutung zu. Der ausführlichen Beschreibung seiner Eigenschaften ist das Kapitel Brauchwasserversorgung: Der Stadtbach gewidmet.

Abbildung 144: Arbeiten am Stadtbach, 1926.
Die Foto zeigt das künstliche Gewässer im Bereich Wangenstrasse/Kleefeld (erkennbar an dem in der Verlängerung der Wangenstrasse aufragenden Turm der Kirche Bümpliz). Die damals noch vorhandene Bauart, bei welcher die seitlichen Wangen mit Bohlen befestigt wurden, dürfte mehr oder weniger der Beschaffenheit entsprechen, welche der Stadtbach schon seit dem 12. Jahrhundert besessen hatte.

Bei der Definition des Schutzgebietes im Managementplan und im Topologischen Atlas nimmt der Stadtbach eine Sonderstellung ein, weil er sich über Gebiete unterschiedlicher Schutzintensität erstreckt. Innerhalb des Welterbe-Perimeters wird er unbestritten als Schutzgut verstanden. In seinem Lauf im Bereich der Pufferzone und der Wider Settings hat er nicht überall den gebührende Respekt und die angemessene Behandlung erfahren. Über weite Strecken ist er eingedolt, besonders in jüngerer Zeit wird er zum Gegenstand von «Renaturierungsprojekten», obwohl er nie ein natürliches Gewässer war. Zu wenig bekannt ist ausserdem, welche Spuren ursprünglicher Substanz in seinen Abschnitten oberhalb des Welterbe-Perimeters noch vorhanden sind.
Der Verlauf des Stadtbaches dürfte mit Ausnahme eines kurzen Abschnittes östlich des heutigen Freibades Weyermannshaus im Wesentlichen der ursprünglichen Anlage entsprechen.

Alleen

Im Welterbekontext sind folgende Allen ausgewiesen, die sich in die Pufferzone und teilweise weiter in die Wider Settings hinaus erstrecken: Neubrückstrasse, Tiefenaustrasse, Engestrasse, Papiermühlestrasse, Muristalden/Muristrasse, Laupenstrasse/Murtenstrasse. Mehr dazu im Kapitel Historische Alleen und Baumreihen.

Ansicht der Stadt vom Grauholz

Über das Grauholz, einen unspektakulären Passübergang am westlichsten Ausläufer des Emmentaler Hügellandes, verlaufen sowohl die alte Landstrasse von Bern Richtung Solothurn und Zürich wie auch das erste, am 10. Mai 1962 eröffnete Teilstück der Autobahn A1 von St. Margrethen nach Genf.[671]
Am Grauholz fand am 5. März 1798 auch die letzte Schlacht der bernischen Armee gegen die Truppen des französischen Generals Balthasar Alexis Henri Antoine von Schauenburg statt, die das Ende des alten Berns besiegelte.
Nicht auf diese schicksalshaften Ereignisse soll hier hingewiesen werden, sondern auf den Umstand, dass hier oben für zahllose Menschen die erste Begegnung mit der Stadt Bern stattgefunden hat und stattfindet: Hier erfahren sie, meist durch die Windschutzscheibe, das eindrückliche Bild der in die umgebende Landschaft eingebetteten Stadt.

Neubrücke

Stellvertretend für die zahlreichen Bauten und Infrastrukturen, mit denen sich die Stadt seit ihren Anfängen und besonders in der Blütezeit der Republik bis in ihre entlegensten Territorien ihrer Landschaft manifestiert hat, sei hier die Neubrücke herausgegriffen. Sie war während Jahrhunderten der wichtigste Flussübergang zwischen der Nydeggbrücke und der Gümmenenbrücke über die Saane.
Der gute Erhaltungszustand zeichnet die im Jahr 1534/35 erbaute Brücke als grosse ingenieurtechnische Leistung und als nationales Denkmal aus. Unter dem spätgotischen Dach mit Ziegeldeckung besteht ihre Konstruktion aus vier Pfeilern aus Tuff, Nagelfluh und Sandstein; das Tragwerk ist ein Sprengwerk aus Eichen- und Tannenholz. Der stadtseitige Eingang ist als Sandsteinportal mit seitlichen Schiessscharten ausgeführt, im Bogenscheitel ein farbiges Wappen mit Reichsadler und zwei Berner-Bären sowie der Inschrift «ANNO MDXXXV DOMINI».[672]

Als Ausblick ein Einblick

Die Stationen, die im vorangehenden Kapitel unter dem Titel «äusseres Ortsbild» vorgestellt worden sind, sind klar definiert und lassen sich als zentralperspektivisch organisierte Phänomene beschreiben und herleiten. Die dabei entstehenden Bilder haben eine hohe Autonomie und erklären sich auch ohne grosse Erläuterungen der Betrachter*in. Die zu diesen

[671] blog.astra.admin.ch/erstes-teilstueck-der-a1-vor-60-jahren-eroeffnet/, letztmals konsultiert am 13.5.205.

[672] Bernhard Furrer, Übergänge, Berner Aarebrücken – Geschichte und Gegenwart. Bern 1984 sowie data.geo.admin.ch/ch.astra.ivs-nat/PDF/BE00290401.pdf

Stationen präsentierten Hintergrundinformationen beziehen sich vor allem auf die Genese der einzelnen Standorte, in deren Verlauf aus technischen Voraussetzungen oftmals kulturelle Aneignungen, dadurch auch Quellen der Identität geworden sind.
Im inneren Ortsbild ist vieles anders. Hier wandelt sich das zu Sehende zu einer dynamischen Raumerfahrung, vergleichbar einem Innenraum oder einer Bühne, auf der das öffentliche Leben von den Personen der Gesellschaft gespielt wird (siehe Grundlegende Bemerkungen zu Ortsbildern). Da es sich um eine räumliche Erfahrung handelt, lassen sich die Eindrücke, die das innere Ortsbild vermittelt, nur bedingt in bildhafte Formeln komprimieren, oftmals gehen sie aus synästhetischen Erfahrungen hervor. Eine Person, die von der Münstergasse her kommend den Münsterplatz betritt, erfährt Öffnung, Ablenkung zum Stiftsgebäude und nach oben zum hoch aufragenden Münsterturm. Gleichzeitig weitet sich der Raum, vom Plätschern des Mosesbrunnens und von den Echos der umliegenden Fassaden akustisch begleitet, die Lichtfülle nimmt zu, ja selbst der Wechsel der Pflästerung zwischen Gasse und Platz untermalt den räumlichen Übergang mit einer zusätzlichen sinnlichen Erfahrung. Während sich das äussere Ortsbild oftmals aus dem Erlebnis der Entfernung, des Reisens zusammen mit dem Bild erschliesst, das auf die Netzhaut projiziert wird. Das Innere Ortsbild entspricht der Erfahrung der Stadt aus sinnlichen Eindrücken. Es versteht sich von selbst: einen Katalog all dieser Situationen zu liefern, würde jegliches Mass übersteigen.
So schliesst sich hier der Kreis, den dieses Buch beschreibt, mit einer Aufforderung: Den Reichtum des Welterbes mit offenen Augen selbst zu erfahren, die Altstadt als ein Gebilde mit zahllosen Facetten zu begreifen und sich auf das Abenteuer einzulassen, diese selber kennen und lieben zu lernen.

Anhang

Literaturverzeichnis

Kommentierte Titel

Dokumente der UNESCO und des ICOMOS

Die in diesem Kapitel aufgeführten Dokumente stehen allesamt barrierefrei und teilweise in zahlreichen Übersetzungen auf der Website www.unesco.org zum Download bereit:

[Praxisleitfaden Managementpläne, 2008] Brigitte Ringbeck, Managementpläne für Welterbestätten. Ein Leitfaden für die Praxis, Bonn, Deutsche UNESCO-Kommission e.V, 2008

[Welterbe-Manual, 2009] Offenhäusser, Dieter, and Claudia Brincks-Murmann. Welterbe-Manual: Handbuch zur Umsetzung der Welterbekonvention in Deutschland, Luxemburg, Österreich und der Schweiz. [2., erweiterte Aufl.]. Bonn: Deutsche UNESCO-Kommission, 2009.

[Preparing World Heritage Nominations, 2011] Word Heritage Resource Manual – Preparing World Heritage Nominations (2nd edition, 2011), Paris: UNESCO, 2011

[Empfehlungen zum Umgang mit historischen Stadtlandschaften 2011] Empfehlung zur historischen Stadtlandschaft, einschließlich eines Glossars mit Definitionen, in: Aufzeichnungen der Generalkonferenz Paris, 25. Oktober-10. November 2011, Paris: UNESCO, 2011 (deutsche Übersetzung: Generalplanerteam)

[Managing Cultural World Heritage, 2013] World Heritage Resource Manual – Managing Cultural World Heritage, Paris: UNESCO, 2013

[Richtlinien Schutz des Kultur- und Naturerbes, 2015] Richtlinien für die Durchführung des Übereinkommens zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt, Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Zwischenstaatliches Komitee für den Schutz des Kultur-

und Naturerbes der Welt, UNESCO-Zentrum für das Erbe der Welt, Endfassung vom 02.06.2017, Paris: WHC.15/01, 8. Juli 2015

[Welterbe Handbuch, Erstellung von Welterbenominierungen, 2017] Welterbe Handbuch – Erstellung von Welterbenominierungen (2. Ausgabe, 2011), Bonn: Deutsche UNESCO-Kommission e. V., 2017 (deutsche Übersetzung des Word Heritage Resource Manual, 2011)

[Operational Guidelines, 2021] Operational Guidelines for the Implementation of the World Heritage Convention, United Nations educational, scientific and cultural Organization, intergovernmental Committee for the Protection of the World Cultural and Natural Heritage, World Heritage Centre, Paris: WHC.21/01, 31 July 2021

[Operational Guidelines, 2023] Operational Guidelines for the Implementation of the World Heritage Convention, United Nations educational, scientific and cultural Organization, intergovernmental Committee for the Protection of the World Cultural and Natural Heritage, World Heritage Centre, Paris: WHC.21/01, 24. September 2023

[Nara-Dokument, 1994] Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz, UNESCO, ICCROM, ICOMOS, Das Nara-Dokument zur Echtheit/Authentizität, Nara-Konferenz zur Authentizität bezogen auf die Welterbe-Konvention, Nara, 1. bis 6. November 1994

Die Kunstdenkmäler der Schweiz

Die Kunstdenkmäler der Schweiz sind das Standardwerk der nationalen Kunsttopografie, welche unter Federführung der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte seit dem ersten Band von 1927 (Schwyz 1) in Arbeit ist.
Link: www.gsk.ch/de/inventar-kds.html

[Hofer 1952, KDM Bern 1] Hofer, Paul, Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Bd. I, Die Stadt Bern, Einleitung, Lage, Stadtbild, Stadtbefestigung, Brücken, Brunnen, Korporativbauten, Bern, Basel: 1952

[Hofer 1959, KDM Bern 2] Hofer, Paul, Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Bd. II, Die Stadt Bern, Gesellschaftshäuser und Wohnbauten, Bern, Basel: 1959

[Hofer 1947, KDM Bern 3] Hofer, Paul, Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Bd. III, Staatsbauten (Rathaus, Kornhäuser, Zeughäuser, Stift usw.), Bern, Basel: 1947

[Mojon 1960, KDM Bern 4] Mojon, Luc, Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Bd. IV, Das Berner Münster, Basel: 1960

[Hofer, Mojon 1969, KDM Bern 5] Hofer, Paul, Mojon, Luc, Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Bd. V, Die Kirchen der Stadt Bern. Antonierkirche, Französische Kirche, Heiliggeistkirche und Nydeggkirche, Basel: 1969

Berns Zeiten

Diese mehrbändige Buchreihe ist die aktuellste umfassende Aufarbeitung der Geschichte von Stadt und Republik Bern. Ausgehend von der historischen Recherche werden soziale Themen sowie Themen aus Architektur, Städtebau, Kunst und Archäologie in spannenden Schlaglichtern dokumentiert. Obwohl die Bände wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, bieten sie, reich mit Bildmaterial ausgestattet und mit fasslich redigierten Texten auch für interessierte Laien eine kaum versiegende Quelle aus neuer, oft unerwarteter Perspektive.

[Berns mutige Zeit, 2003] Schwinges, Rainer C., u. a. (Hrsg.): *Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt* (*Berner Zeiten.* Band 1). Schulverlag blmv, Stämpfli, Bern 2003

[Berns grosse Zeit, 2003] Leuzinger, Jürg et al. Berns grosse Zeit: das 15. Jahrhundert neu entdeckt. 2., korr. Aufl. Bern: Schulverlag blmv, 2003

[Berns mächtige Zeit, 2006] Gutscher-Schmid, Charlotte et al. Berns mächtige Zeit: das 16. und 17. Jahrhundert neu entdeckt. Bern: Schulverlag blmv, 2006

[Berns goldene Zeit, 2008] Holenstein, André, Charlotte Gutscher-Schmid (in Verbindung mit Daniel Schläppi, Dieter Schnell, Hubert Steinke, Martin Stuber und Andreas Würgler), *Berns goldene Zeit : Das 18. Jahrhundert neu entdeckt*. Bern: Stämpfli Verlag, 2008

[Berns moderne Zeit, 2011] Charlotte Gutscher-Schmid, Peter Martig, Berns moderne Zeit: das 19. und 20. Jahrhundert neu entdeckt. Bern: Stämpfli Verlag, 2011

Archäologie Bern

Das Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern erscheint seit 2008. Es ist vollständig in digitaler Form hindernisfrei publiziert unter e-periodica. Link: www.e-periodica.ch/digbib/volumes?UID=akb-002. *Das Jahrbuch ist die Fortsetzung des Jahrbuches Archäologie im Kanton Bern: Fundberichte und Aufsätze, welches von 1990 bis 2007 in gedruckter Form erscheint.*

Weitere Monografien

[Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten] Andreas Heege und Armand Baeriswyl, Gassengeschichten – Ausgrabungen und Funde in der Markt-, Kram- und Gerechtigkeitsgasse von Bern. Hefte zur Archäologie im Kanton

Bern: Vol. 5. Bern: Archäologischer Dienst des Kantons Bern, 2019. URL: boris.unibe.ch/id/eprint/142562

Diese Publikation ist das Schlüsselwerk einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen zur Archäologie der Berner Altstadt. Sie dokumentiert den heutigen Forschungsstand zur frühen Stadtgeschichte und bietet Einblick in zahlreiche Fragestellungen, die seit längerer Zeit Gegenstand stadthistorischer Auseinandersetzungen sind – so beispielsweise hinsichtlich historischer Gassenniveaus, der Breite der ursprünglichen Gassen, des Vorhandenseins und verschiedenen Bauphasen des Stadtbaches sowie einzelner Situationen wie dem ehemaligen Richtstuhl in der Gerechtigkeitsgasse.

[Weber 1976, Historisch-Topografisches Lexikon] Weber, Berchtold, Historisch-Topografisches Lexikon der Stadt Bern in ihren Grenzen von der Eingemeindung von Bümpliz am 1. Januar 1919, Bern: Berner Burgerbibliothek/Stämpfli, 1976. Digitales Abfrageportal: www.archives-quickaccess.ch/search/25

Unter den zahlreichen Publikationen mit vorwiegend lokalhistorischer Ausrichtung, an denen Berchtold Weber als Autor auftrat oder mitwirkte, ist das Historisch-Topografische Lexikon für das Verständnis der Berner Altstadt, aber auch der Stadtentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert das unentbehrliche Standardwerk.

Die Sammlung schweizerischer Rechtsquellen

Die Die Sammlung schweizerischer Rechtsquellen SSRQ wird seit 1898 von der Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins (ursprünglich Rechtsquellenkommission) herausgegeben. Dabei sind bisher mehr als 80'000 Seiten Quellenmaterial in nach Kantonen geordneten Bänden publiziert worden. Seit 2011 ist die gesamte Sammlung in digitalisierter Form im Internet barrierefrei zugänglich.[673] *Die für die Berner Altstadt massgeblichen Bände sind:*

[SSRQ 1971, Bern 1, Bd. 1 und 2] Friedrich Emil Welti, (2. Auflage bearbeitet von Hermann Rennefahrt unter Mitarbeit von Hermann Specker), Das Stadtrecht von Bern: Handfeste, Satzungsbücher, Stadtbuch, Stadtsatzung 1539, Bd. 1 und 2, Aarau: Sauerländer 1971 (Reihe: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Teil Bern 1)

[SSRQ 1955, Bern 1, Bd. 4.1] Hermann Rennefahrt, Das Stadtrecht von Bern, Bd. IV, 1. Hälfte, Aarau: Sauerländer, 1955 (Reihe: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Teil Bern 1)

673 de.wikipedia.org/wiki/Sammlung_Schweizerischer_Rechtsquellen. Webportal: www.ssrq-sds-fds.ch/home/.

[SSRQ 1959, Bern 1, Bd. 5] Hermann Rennefahrt, Das Stadtrecht von Bern: Verfassung und Verwaltung des Staates Bern, Aarau: Sauerländer, 1956 (Reihe: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Teil Bern 1)

[SSRQ 1963, Bern 1, Bd. 7.1] Hermann Rennefahrt, Das Stadtrecht von Bern: Zivil-, Straf- und Prozessrecht, 1. Hälfte, Aarau: Sauerländer, 1963 (Reihe: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Teil Bern 1)

[SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.1] Hermann Rennefahrt, Das Stadtrecht von Bern: Wirtschaftsrecht, 1. Hälfte, Aarau: Sauerländer, 1966 (Reihe: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Teil Bern 1)

[SSRQ 1966, Bern 1, Bd. 8.2] Hermann Rennefahrt, Das Stadtrecht von Bern: Wirtschaftsrecht, 2. Hälfte, Aarau: Sauerländer, 1966 (Reihe: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Teil Bern 1)

[SSRQ 1967 Bern 1, Bd. 9.1] Hermann Rennefahrt, Das Stadtrecht von Bern: Gebiet, Haushalt, Regalien, 1. Hälfte, Aarau: Sauerländer, 1967 (Reihe: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Teil Bern 1)

[SSRQ 1967, Bern 1, Bd. 9.2] Hermann Rennefahrt, Das Stadtrecht von Bern: Gebiet, Haushalt, Regalien, 2. Hälfte, Aarau: Sauerländer, 1967 (Reihe: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Teil Bern 1)

[SSRQ 1968, Bern 1, Bd. 10] Hermann Rennefahrt, Das Stadtrecht von Bern: Polizei, behördliche Fürsorge, Aarau: Sauerländer, 1968 (Reihe: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Teil Bern 1)

Bild- und Fotobände

Anne-Marie Biland, Bern im Wandel : die Stadt in alten Fotografien, Bern: Grafino-Verl., 1985

[Menz, Weber 1981, Bern im Bild] Menz, Cäsar; Weber, Berchtold, *Bern im Bild 1680-1880,* Bern: (VDB Verlag) 1981

[Schläppi, Furrer 1989, Bern auf alten Photographien] Schläppi, Christoph, Furrer, Bernhard (Vorwort): Bern auf alten Photographien, Bern/Heidelberg: Schuler Verlag, 1989

Erdmann Schmocker, Berchtold Weber, Altes Bern - Neues Bern: Ein Stadtbild im Wandel der Zeit, Bern: Benteli Verlag, 1979

Hans-Ulrich Suter. Bern in historischen Ansichten: Altstadt und Quartiere - Postkarten aus der Sammlung Hans-Ulrich Suter. 1. Auflage 2019. Bern: Haupt Verlag, 2019

Grundlagenwerke

Dieter Hennebo, Geschichte der Gartenkunst

Elisabeth Lichtenberger, Stadtgeographie 1 (Begriffe, Konzepte, Modelle, Prozesse), Stuttgart: Teubner, 2. überarb. Aufl. 1991, besonders S. 40-43.

Aldo Rossi, Die Architektur der Stadt : Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen, Basel: Birkhäuser, 2015 (Erstausgabe: L'architettura della città. Padova: Marsilio, 1966)

Camillo Sitte, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, vermehrt um "Grossstadtgrün", Reprint der 4. Auflage, 1909, Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg & Sohn, 1983

Erweitertes Literaturverzeichnis, unkommentiert

Archäologie macht Geschichte. Funde aus dem Kanton Bern. 50 Jahre Archäologischer Dienst. Bern: 2020 Link: boris.unibe.ch/147928/

[Baeriswyl 2003, Stadt Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter] Baeriswyl, Armand, Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter: Archäologische und historische Studien zum Wachstum der drei Zähringerstädte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau, Diss. Phil. Basel: Schweizerischer Burgenverein, 2003. URL: eth.swisscovery.slsp.ch/permalink/41SLSP_ETH/lshl64/alma990046330200205503

[Baeriswyl 2006 Gründungsstadt und Stadtplanung] Baeriswyl, Armand, Mittelalterliche Gründungsstadt und Stadtplanung am Beispiel der "Zähringerstädte" Bern und Burgdorf, in: Städteplanung - Planungsstädte / Bruno Fritzsche ... [et al.] (Hg.), Zürich: Chronos Verlag, 2006, S. 51-67

[Baeriswyl 2014, Zähringer und Bären] Baeriswyl, Armand, Zähringer und Bären: die Gründungslegende und der aktuelle Forschungsstand zur Entstehung der Stadt Bern, in: Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Bern, Band: 64, 2014, S. 187-204. Digitalisat: doi.org/10.5169/seals-960356

[Baeriswyl 2014, Chindlifresser] Baeriswyl, Armand, Wie der Chindlifresser zu seinem Wasser kam. Trinkwasserversorgung und Speisung der Brunnen in der Stadt des Mittelalters und der Frühen Neuzeit am Beispiel von Bern, Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte 2014. www.peristyle.ch/sites/default/files/uploads/n-wie-der-chindlifresser-zu-seinem-wasser-kam_8469.pdf

[Baeriswyl 2018, Mythos Zähringerstädte] Armand Baeriswyl, «Zähringerstädte» — Ein Mythos der Stadtgeschichte, in: Zeitschrift des Schweizer Burgenvereins, 20. Jahrgang 2018/3, Basel: 2018

[Baeriswyl, Lüscher 2021, Kramgasse 72, Capitol] Armand Baeriswyl, Roger Lüscher, Bern, Kramgasse 72 / Rathausgasse 61: ein Kino wird überflüssig, in: Archäologie Bern: Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, 2021, S 50-57

Barth, Robert et al. Bern – die Geschichte der Stadt im 19. Und 20. Jahrhundert, Bern: Stämpfli Verlag AG, 2003

Diverse Autorinnen und Autoren: *ArchitekturKultur in Bern,* Sulgen: Niggli AG, 2007

Bellwald, Ueli, 'Bern - unsere Tagungsstadt', in: *Unsere Kunstdenkmäler,* XXXIII, 1982, S. 161-191

[Benevolo 1983, Geschichte der Stadt] Benevolo, Leonardo, *Die Geschichte der Stadt* (aus dem Italienischen von Jürgen Humburg), Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag 2000 (8. Auflage)

[Braunfels 1976, Stadtbaukunst] Braunfels, Wolfgang, *Abendländische Stadtbaukunst: Herrschaftsform und Baugestalt,* Köln: DuMont, 3. Aufl. 1979

[Bietenhard 1974, Bauwesen 18. Jahrhundert] Bietenhard, Benedikt, 'Verwaltungsgeschichtliches zum Bernischen Bauwesen im 18. Jahrhundert', in: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde*, 36. Jg., 1974, S. 65-108, bes. S. 65ff.

Corboz, André. Die Kunst, Stadt und Land zum Sprechen zu bringen. Basel: Birkhäuser, 2014.

[Descœudres, Utz Tremp 1993, Französische Kirche] Descœudres, Georges, and Kathrin Utz Tremp. Bern. Französische Kirche. Ehemaliges Predigerkloster. Archäologische Und Historische Untersuchungen 1988-1990 Zu Kirche Und Ehemaligen Konventgebäuden. Staatlicher Lehrmittelverlag Bern 1993, doi.org/10.7892/boris.142214.

[Divorne 1991, Berne] Divorne, Françoise, Berne et les villes fondées par les ducs de Zähringen au XIIe Siècle, , Bruxelles, 1991

Divorne, Françoise, Bern und die Zähringerstädte im 12. Jahrhundert. Mittelalterliche Stadtkultur und Gegenwart (dt. Übersetzung von Ansgar Wildermann), Bern: Benteli, 1993

Dubler, Anne-Marie, Grütter, Hans, Zahnd, Urs Martin, Junker, Beat Fritzsche, Bruno, Kuert, Alfred: "Bern (Gemeinde)", in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 10.11.2016, online konsultiert am 22.02.2023.

[Egli/Marconi 2003, Der Aareraum] Egli, Hans-Rudolf, Marconi, David, Der Aareraum, in: *Berns mutige Zeit,* S. 51-56

[Eidloth 2013 Handbuch städtebauliche Denkmalpflege] Eidloth, Volkmar, u. a. Handbuch städtebauliche Denkmalpflege. Michael Imhof Verlag, 2013

[von Fischer 1960, Denkmalpflege im Kanton Bern] Hermann von Fischer, Virgile Moine, Denkmalpflege (im Kanton Bern), in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Bd. 22, 1960

[Fontes 1880, Bd. 3] Fontes rerum Bernensium: Bern's Geschichtsquellen, dritter Band, umfassend den Zeitraum von 1371, Juli 8, bis 1399, December 8., Bern: 1880

[Gerber 2006, Städtebau und sozialer Wandel] Gerber, Roland, Städtebau und sozialer Wandel: die Abhängigkeiten von Ratsherrschaft und Stadtgestalt im spätmittelalterlichen Bern, in: Gilomen, Hans-Jörg et al., Städteplanung – Planungsstädte, Zürich: Chronos Verlag, 2006

[Gerber 1994, öffentliches Bauen] Gerber, Roland, Öffentliches Bauen im mittelalterlichen Bern, Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 77. Band, 1994

[Gerber 2001, Gott ist Burger zu Bern] Gerber, Roland, Gott ist Burger zu Bern. Eine spätmittelalterliche Stadtgesellschaft zwischen Herrschaftsbildung und sozialem Ausgleich, Weimar 2001

[Germann 1994, währschafft, nuzlich und schön] Germann, Georg, Lörtscher Thomas Markus, et al., ‘währschafft, nuzlich und schön’: bernische Architekturzeichnungen des 18. Jahrhunderts: Katalog der Ausstellung im Bernischen Historischen Museum, 21. Oktober 1994 bis 29. Januar 1995. Bern: Bernisches Historisches Museum, 1994

[Gothein 1926, Geschichte der Gartenkunst] Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst, Band 1: Von Ägypten bis zur Renaissance in Italien, Spanien und Portugal, Band 2: Von der Renaissance in Frankreich bis zur Gegenwart, 4. Aufl., (Nachdruck der 2. Aufl. Jena: Diederichs, 1926), München: Diederichs, 1997

Grosjean, Georges, *Die Schweiz, Geopolitische Dynamik und Verkehr* (Geographica Bernensia, U5), Bern: Geographisches Institut der Universität Bern, 1978 (Typoskript)

Grosjean, Georges, *Die Schweiz, Städte* (Geographica Bernensia, U5), Bern: Geographisches Institut der Universität Bern, 1984 (Typoskript)

Gross, Jean-Daniel et al. BERN 25 Jahre UNESCO-Welterbe, Bern: Denkmalpflege Stadt Bern, 2008

[Heege, Baeriswyl 2019, Gassengeschichten] Andreas Heege und Armand Baeriswyl, Gassengeschichten – Ausgrabungen und Funde in der Markt-, Kram- und Gerechtigkeitsgasse von Bern. Hefte zur Archäologie im Kanton Bern: Vol. 5. Bern: Archäologischer Dienst des Kantons Bern, 2019

[Heidegger 1791, Handbuch für Reisende durch die Schweiz] Heidegger, Heinrich, Handbuch für Reisende durch die Schweiz, Zürich 1790-1791 doi.org/10.3931/e-rara-98193

[Hofer 1953, Wehrbauten] Hofer, Paul, *Die Wehrbauten Berns,* Bern: 1953

[Hofer 1970, Fundplätze Bauplätze] Hofer, Paul, Fundplätze Bauplätze. Aufsätze zu Archäologie, Architektur und Städtebau, Schriftenreihe des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur an der ETH Zürich, Basel: Birkhäuser Verlag, 1970.

[Hofer 1982, Kellerplan] Paul Hofer, Beat Gassner, Janine Mathez, Bernhard Furrer, 'Der Kellerplan der Berner Altstadt. Aufnahme eines Stadtplans auf Kellerniveau', in: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde,* 1982, Heft 1, S. 1-52
doi.org/10.5169/seals-246209, (Original im Stadtarchiv: www.query.sta.be.ch/detail.aspx?ID=369298s)

[Hofer Meyer 1991, Burg Nydegg] Hofer, Paul; Meyer, Hans Jakob, *Die Burg Nydegg. Forschungen zur frühen Geschichte von Bern,* Bern: Paul Haupt, 1991[Hofer 1992, Spätbarock in Bern] Hofer, Paul, Spätbarock in Bern: Studien zur Architektursprache des 18. Jahrhunderts, hrsg. von der Denkmalpflege der Stadt Bern, Basel: Wiese, 1992

Hofer, Paul, 'Ausgrabungen in Bern. Burg und Stadt im 12. Jahrhundert', in: Hofer, Paul, *Fundplätze Bauplätze. Aufsätze zu Archäologie, Architektur und Städtebau,* Basel, Stuttgart: Birkhäuser, 1970, S. 10-16

Hofer, Paul, 'Bauvorschriften im alten Bern', in: Hofer, Paul, *Fundplätze Bauplätze. Aufsätze zu Archäologie, Architektur und Städtebau,* Basel, Stuttgart: Birkhäuser, 1970, S. 70-73

[Hofer, Schneebli, Rüegg 1974/75, Studie Bern] Hofer, Paul, 'Strukturanalysen zur Anlage und Entwicklung des Berner Stadtkerns', in: Schneebli, Dolf; Hofer, Paul; Rüegg, Arthur, *Materialien zur Studie Bern,* Zürich: ETH, 1974/75.

Illustrierte Berner Enzyklopädie, Bd. II, *Geschichte*, Bern: 1981

Illustrierte Berner Enzyklopädie, Bd. III, *Siedlung und Architektur*, Bern: (Büchler) 1987 biblio.unibe.ch/digibern/berner_enzyklopedie_band_03.pdf

Illustrierte Berner Enzyklopädie, Bd. IV, *Kunst und Kultur im Kanton Bern*, Bern: (Büchler) 1987 biblio.unibe.ch/digibern/berner_enzyklopedie_band_04.pdf

[Grosjean 1973, Planungsatlas] Kanton Bern, Historische Planungsgrundlagen. Planungsatlas Kanton Bern Dritte Lieferung, Herausgegeben vom Kantonalen Planungsamt. Bearbeitet vom Geographischen Institut der Universität Bern, Bern: (Planungsamt des Kantons Bern) 1973

[INSA Bern, 1986]: Hauser, Andreas, Röllin, Peter, Weber, Berchtold, INSA: Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850-1920, Band 2, (Separatdruck 1986)

[Jahn 1850, Der Kanton Bern deutschen Theils] Jahn, Albert. Der Kanton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben, mit Aufzählung der helvetischen und römischen Alterthümer und mit Bezugnahme auf das älteste Ritter- und Kirchenwesen, auf die urkundlichen Ortsnamen und die Volkssagen: ein Handbuch für Freunde der vaterländischen Vorzeit. Bern: Stämpflische Verlagshandlung, 1850

[König 1810, Description De La Ville De Berne], Franz Niklaus König, Description De La Ville De Berne, À Berne : 1810

Kostof, Spiro (dt. Übersetzung von Klaus Blocher und Susanne Staatsmann), *Das Gesicht der Stadt. Geschichte städtischer Vielfalt,* Zürich: Verlag NZZ, 1992 (Engl. Originalausgabe London: 1991)

[Labhart, Thierstein 1987, Steine des Parlamentsgebäudes] Autor(en): Toni P. Labhart, Felix Thierstein, Die Steine des Parlamentsgebäudes, in: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern, Band 44, 1987, S. 203-235. doi.org/10.5169/seals-318527

[Labhart, Zehender 2018, Steine Berns] Toni P. Labhart, Konrad Zehnder, Steine Berns: eine geologische Entdeckungsreise durch die gebaute Stadt, Bern: Haupt, 2018 (1. Auflage)

[Lampugnani 2018, Atlas zum Städtebau] Lampugnani, Vittorio Magnago, Stühlinger, Harald R. et al. Atlas zum Städtebau. 1. Auflage. München: Hirmer Verlag, 2018.

[Leitsätze Denkmalpflege Schweiz] Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege (Hrsg.), Leitsätze zur Denkmalpflege in der Schweiz, Zürich: vdf,

Hochschulverlag an der ETH, 2007 vdf.ch/leitsatze-zur-denkmalpflege-in-der-schweiz-1597068686.html

Limbach, Fridolin, Die Schöne Stadt Bern, Bern: Benteli 1978

Lüthi, Christian et al. Bern - die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert: Stadtentwicklung, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur. 2., unveränderte Auflage. Bern: Stämpfli Verlag, 2003

Miller, Konrad, *Mappae Arabicae,* Stuttgart: Selbstverlag, Bd. 1, 1926 - Bd. V, 1931

[Morgenthaler 1924, Bilder der ältern Geschichte] Morgenthaler, Hans, Bilder aus der ältern Geschichte der Stadt Bern, Bern: (Bernischer Lehrerverein), 1924 doi.org/10.3931/e-rara-73220

[Morgenthaler 1951, Trinkwasserversorgung] Hans Morgenthaler, Die ältere Trinkwasserversorgung der Stadt Bern. Bern 1951.

Reinhard, Ernst, Altstadt-Sanierung Bern 2. Etappe, Bern: Städtische Baudirektion II, 1944

[von Rodt 1905, XV. Jahrhundert] Rodt, Eduard von: Bern im XV. Jahrhundert, Bern: Buchdruckerei Büchler & Co.: 1905
doi.org/10.3931/e-rara-76101

[von Rodt 1907, XIII und XIV. Jahrhundert] Rodt, Eduard von: Bern im XIII. und XIV. Jahrhundert: Nebst einem Rückblick auf die Vorgeschichte der Stadt. Bern: Verlag von A. Francke, vorm. Schmid und Francke, 1907
doi.org/10.3931/e-rara-69795

[von Rodt 1886, Bernische Stadtgeschichte] Rodt, Eduard von: Bernische Stadtgeschichte. Bern: Huber & Comp., 1886 doi.org/10.3931/e-rara-18012

[Schmid 2019, Die Berner Handfeste] Regula Schmid (Hg.), Die Berner Handfeste. Neue Forschungen zur Geschichte Berns im 13. Jahrhundert, mit Beiträgen von: Armand Baeriswyl, Vinzenz Bartlome, Marita Blattmann, Simon Fahrni, Roland Gerber, Anne-Marie Dubler, Irka Hajdas, Hans-Arno Synal und Lukas Wacker, in: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Band 93, Baden: Hier und Jetzt Verlag: 2019

[Schnell 2005, Ausstellungskatalog Rettet die Altstadt] Schnell, Dieter et al. Rettet die Altstadt!: Bern - vom Sanierungsfall zum Weltkulturerbe. Ausstellungskatalog Kunstmuseum Bern, Berner Heimatschutz, 2005.

[Schnell 1999, Sprüngli] Dieter Schnell, Niklaus Sprüngli 1725-1802: Bauen für die Stadt und Republik Bern. Murten: Licorne-Verlag, 1999

[Schweizer 1980, Kirchenfeld] Jürg Schweizer, Das Kirchenfeld in Bern, Schweizerische Kunstführer, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Serie 28, Nr. 271, Bern/Basel 1980

[Schweizer 1982, City-Entwicklung] Jürg Schweizer, Die Berner Innenstadt oberhalb des Zeitglockenturms in den siebziger Jahren – City-Entwicklung und Neubewertung des Beitrages aus dem 19. Jahrhundert, in: Unsere Kunstdenkmäler, 33, 1982, S. 197-208

Schwinges, Rainer Christoph, 'Bern - eine mittelalterliche Reichsstadt?', in: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde,* Heft 1/2, 1991, S. 5-20

[Spörhase 1971, Karten zur Entwicklung der Stadt] Spörhase, Rolf, *Bern. Karten zur Entwicklung der Stadt. Das Werden des Stadtgrundrisses im Landschaftsraum,* Bd. A II/1, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer, 1971

[Sterchi, Stadtchronik, 1895-96] Sterchi, Jakob, Berner Stadtchronik: Notizen aus der bernischen Geschichte auf alle Tage des Jahres zusammengestellt. Bern: Druck und Verlag des "Berner Tagblatt", 1895-1896. doi.org/10.3931/e-rara-7085

[Strahm 1948, Gründungsplan] Strahm, Hans, 'Der zähringische Gründungsplan der Stadt Bern', in: *Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern,* XXXIX. Band, 2. Heft, Bern: 1948, S. 361-390 link

[Strahm 1935, Studien zur Gründungsgeschichte der Stadt Bern] Strahm, Hans, 'Studien zur Gründungsgeschichte der Stadt Bern', in: Neujahresblatt der Literarischen Gesellschaft Bern, Neue Folge, Heft XIII, Bern: 1935

Strahm, Hans, 'Um die "Fälschung" der Berner Handfeste. Erwiderung auf Hermann Rennefahrts Beweisführung gegen die Echtheit', in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte,* Bd. 4, Heft 4, 1945, S. 478-509

Strahm, Hans, *Die Berner Handfeste,* Bern: Hans Huber, 1953

[Türler 1896, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart] Türler, Heinrich, Bern – Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, Bern: Verlag von W. Kaiser, 1895

[Völkle 2016, Steinbearbeitung im Mittelalter] Völkle, Peter. Werkplanung und Steinbearbeitung im Mittelalter: Grundlagen der handwerklichen Arbeitstechniken im mittleren Europa von 1000 bis 1500. 1. Auflage. Ulm: Ebner Verlag, 2016

Weber, Berchtold, Strassen und ihre Namen: am Beispiel der Stadt Bern. Bern: Stämpfli, 1990.

[Wiedmer 1909, Engehalbinsel] Wiedmer, Jakob, Die römischen Überreste auf der Engehalbinsel bei Bern, in: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, Neue Folge, Bd. 11, 1909, Heft 1, S. 9-32
doi.org/10.5169/seals-158682

[Welti 1896, Stadtrechnungen 1375-1384] Welti, Friedrich Emil, Die Stadtrechnungen von Bern aus den Jahren 1375/84. Bern: Stämpfli, 1896.

[Wyss 1942, kleine Stadtgeografie] Fritz Wyss, Bern. Eine kleine Stadtgeographie mit besonderer Berücksichtigung der Stadtplanentwicklung. Und ein Kapitel: «Geschichtliche Notizen über einzelne Bauwerke in Bern» von Dr. phil. Hans Freudiger und Hans Morgenthaler in Bern», Solothurn: Gassmann, 1942

[Zähringer II] Schadek, Hans; Schmid, Karl (Hrsg.), *Die Zähringer. Anstoß* und *Wirkung,* Katalog zur Ausstellung der Stadt und der Universität Freiburg i. Br. (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung II), Sigmaringen: Thorbecke Verlag, 1986

[Zähringer I] Schmid, Karl (Hrsg.), *Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung* (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung I), Sigmaringen: Thorbecke Verlag, 1986

[Zähringer III] Schmid, Karl (Hrsg.), *Die Zähringer. Schweizer Vorträge und neue Forschungen* (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung III), Sigmaringen: Thorbecke Verlag, 1990

[Zeichen der Freiheit, Ausstellungskatalog 1991] Schüpbach, Beat et al., herausgegeben von Dario Gamboni und Georg Germann, unter Mitwirkung von François de Capitani, “Zeichen der Freiheit: das Bild der Republik in der Kunst des 16. bis 20. Jahrhunderts.” 21. Europäische Kunstausstellung unter dem Patronat des Europarates, Bern: Verlag Stämpfli, 1991

[Zotz 2018, Zähringer] Zotz, Thomas, Die Zähringer, Dynastie und Herrschaft, Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH, 2018

Digitale Daten und Onlinekataloge

UNESCO

whc.unesco.org
Website des Welterbekomitees, auf welcher sämtliche für das Weltkulturerbe relevanten Daten abrufbar sind.

www.unesco.ch
Website der schweizerischen UNESCO-Kommission.

GIS-Datenbanken und Kartenwerke

map.bern.ch/stadtplan/
Das offizielle GIS-Portal der Stadt Bern bietet Zugang zu allen aktuellen Informationen über Bau und Planungen, auf historisches Kartenmaterial sowie auf weitere georeferenzierte Daten. Insbesondere sind die Objekte des Bauinventars über einen individuellen Kartenlayer dokumentiert. Stand März 2023 sind folgende Grundlagen abrufbar: Mülleratlas (1797/98), Bauentwicklungspläne (1800 bis heute), Oppikofer-Atlas (1818-1822), Bollinplan (1811), Übersichtspläne (1879 bis 1985), Quartier- & Strassenpläne (1822 bis 1914),

www.map.apps.be.ch
Das Geoportal des Kantons Bern dokumentiert sämtliche Themen und Rubriken der Planung im kantonalen Zuständigkeitsbereich.

map.geo.admin.ch
Das Geoportal der Schweizerischen Eidgenossenschaft erschliesst in der so genannten Zeitreise sämtliche Ausgaben der nationalen Kartenwerke seit der Dufourkarte. Über separate Layer können Inventare wie das ISOS (Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz) und das IVS (Inventar der historischen Verkehrswege der Schweiz) abgefragt werden. Besonders wertvoll sind auch die hier publizierten historischen Luftaufnahmen, welche als Grundlage der kartographischen Arbeit gedient haben und die städtebaulichen Entwicklungen seit den 1920er Jahren mit grosser Aussagekraft im Detail dokumentieren.

Digitale Wissensportale

Internetpublikation Gott ist Burger zu Bern (1218-1470)
Die vom Stadtarchivar Roland Gerber verfasste und laufend erweiterte Sammlung von Studien zu ausgewählten Berner Themen bezeichnet sich selbst als «Publikation in lexikalischer Form über die spätmittelalterliche Stadtgesellschaft Berns».

de.wikipedia.org
Die umfassende Internet-Enzyklopädie dient als zentrales Wissensportal für alle hier behandelten Themen. Nuancen sind in der englischen und französischen Fassung des Werks zu finden. Für Bern relevante Aspekte sind u. a. unter unter einer Vielzahl von Stichworten zu finden, von denen einige der wichtigsten erwähnt sind: Portal Bern, Bern, Stadt und Republik Bern, Kanton_Bern, Zähringer, Berthold V. (Zähringen), Berner_Münster, Geschichte der Stadt Bern, Liste von Sehenswürdigkeiten der Stadt Bern, etc.

www.digibern.ch
Onlineportal der Universität Bern zur Geschichte und Kultur von Stadt und Kanton Bern.

www.e-newspaperarchives.ch
Unter Leitung der Schweizerischen Nationalbibliothek erschliesst dieses Onlineportal die wichtigsten der in der Schweiz erschienenen Zeitungstitel für die Volltextsuche. Vom frühesten Digitalisat der Gazette de Berne von 1692 bis zu den aktuellen Ausgaben der lokalen Zeitschriften sind damit auch die wichtigsten für Bern relevanten Inhalte zugänglich.

www.e-periodica.ch/
Das Baugedächtnis stellt die wichtigsten schweizerische Zeitschriften aus Architektur und Ingenieurwissenschaften digital in Faksimilequalität und mit Volltextzugriff zur Verfügung. Es ist damit das wichtigste Rechercheinstrument zur Geschichte der Architektur und des Städtebaus seit dem frühen 19. Jahrhundert in der Schweiz.

www.ssrq-sds-fds.ch/projekte/ssrq-online/ Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen online (SSRQ online)[674]

Digital erschlossene Bibliotheken und Archive

Swisscovery.slsp.ch
Die nationale Plattform, welche wissenschaftliche Informationen aus rund 490 Bibliotheken der Schweiz zusammenführt.

www.bern.ch/themen/stadt-recht-und-politik/informationen-im-stadtarchiv
archiv.bern.ch/home/#/
Portal und Online-Katalog des Stadtarchivs

www.ub.unibe.ch/ub/index_ger.html
Online-Katalog der Universitätsbibliothek Bern

katalog.burgerbib.ch/suchinfo.aspx
Online-Katalog der Burgerbibliothek Bern

www.staatsarchiv.sta.be.ch/de/start/benutzung/online-kataloge.html
Online-Inventar des Staatsarchives des Kantons Bern

library.ethz.ch
Online-Katalog des ETH-Bibliotheksverbundes

ba.e-pics.ethz.ch
Bildarchiv der ETH Zürich

www.e-rara.ch/
Das Portal für digitalisierte Druckwerke aus Schweizer Bibliotheken. Diese

[674] Siehe auch: *Kommentierte Titel – Die Sammlung schweizerischer Rechtsquellen.*

Werke reichen von Büchern und Karten bis hin zu Bildmaterialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.[675]

www.helveticarchives.ch/detail.aspx?ID=163520
Archivkatalog Helvetic Archives – Bildarchiv der Schweizerischen Nationalbibliothek, u. a. mit dem Sammelgut des Eidgenössischen Archives für Denkmalpflege.

archive.org/
Das Internet Archiv ist eine US-amerikanische gemeinnützige Organisation, die eine digitale Bibliothek mit Internetseiten und anderen kulturellen Artefakten in digitaler Form aufbaut. Sie bietet Forschern, Historikern, Wissenschaftlern, Menschen mit Lesebehinderungen und der breiten Öffentlichkeit freien Zugang zu Digitalisaten mit dem Ziel, universellen Zugang zum Wissen zu ermöglichen.

Denkmalpflege

bauinventar.bern.ch/
Das Bauinventar der städtischen Denkmalpflege Bern erfasst Einzelbauten sowie Bau- und Strukturgruppen der gesamten Stadt sowie der oberen Altstadt. Sämtliche Einträge sind ebenfalls über das GIS-Portal map.bern.ch/stadtplan/ zugänglich.

www.bern.ch/themen/planen-und-bauen/denkmalpflege/publikationen/vierjahresbericht
Die Vierjahresberichte der Denkmalpflege sind online publiziert.

www.nb.admin.ch/snl/de/home/ueber-uns/gs/sammlungen/denkmalpflege/ead.html
Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege (EAD)

www.nike-kulturerbe.ch/de/ueber-uns/mitglieder/arbeitskreis-denkmalpflege/merkblaetter-der-kantonalen-denkmalpflegen/
Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe, Arbeitskreis Denkmalpflege, Merkblätter der kantonalen Denkmalpflegen.

Bernensia

Bärn isch eso (baernischeso.ch)
Dieses von der Burgergemeinde Bern getragene und von namhaften Autor*innen verfasste Portal («So ist Bern») nähert sich der Vielfalt von topografischen, sozialen und kulturellen Themen der Stadt mit einer Vielzahl von Statements lokaler Persönlichkeiten, poetischer Kraft und Frische an.

[675] Text zitiert nach: www.e-rara.ch/wiki/aboutERara, letztmals konsultiert am 11.04.2025.

fotobuerobern.ch
Das Büro für Fotografiegeschichte, Bern

expoarchiv.ch/bern_stadt/index.php
Diese Seite versammelt verschiedene Fotoalben aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, namentlich zu den Landesausstellungen Zürich 1883, Genf 1896, Bern 1914 sowie zur Stadt Bern.

www.aa-b.ch/
Website des Vereins Architektur Archive Bern.

Soziale und digitale Medien

Google Earth
Die Berner Altstadt lässt sich auf dem bekannten des Anbieters in einer regelmässig aktualisierten 3d-Animation hoher Qualität kennen lernen. Diese kann über diesen Link via eine Webapplikation oder über die eigene App genutzt werden.

Youtube
Die in den sozialen Medien publizierten Inhalte sind dynamischer Natur. Die nachfolgend vorgestellten Links verweisen auf bewegte Bilder, aus welchen seit dem frühen 20. Jahrhunderte wesentliche atmosphärische Prägungen der Stadt ersichtlich sind. Angesichts des schnellen Wandels von Aufnahmemedien wird deutlich, wie sehr sich ein Weltkulturgut, das in wesentlichen Bereichen statisch ist, sich dennoch durch den Wandel der Wahrnehmung wandelt. Die Reihenfolge der Dokumente ist chronologisch geordnet.

Einzelne Filmdokumente (in chronologischer Reihenfolge)

Bern 1910: www.youtube.com/watch?v=L4emuPQ6UHs

Kaiserbesuch 1912: www.youtube.com/watch?v=vYxE9LwTn90

Bern 1920: www.youtube.com/watch?v=gVJysyWtvZg

Bau der Lorrainebrücke 1928-1930: www.youtube.com/watch?v=E3bFpJmMPes

Das Gespensterhaus, 1942: www.playsuisse.ch

Entstehung der Aarebrücke in Bern (um 1945) – enthält nebst Baustellenbildern und Bildern vom Betrieb der neuen Brücke auch eine Sequenz über den Abbruch der Roten Brücke sowie zahlreiche Impressionen der Altstadt: www.youtube.com/watch?v=Wo0LGJRRrdU

Stadt Bern 1953: www.youtube.com/watch?v=t6cYJ7uGkmc

SZB + VWB im Wandel der Zeit (um 1970) – enthält Aufnahmen von Bahnhofplatz und Kornhausplatz aus der Phase, als sich hier noch die Endbahnhöfe der Schmalspurlinien nach Solothurn und Worb befanden: www.youtube.com/watch?v=8F0sekZ7-tk

Der neue Bahnhof Bern 1975: www.youtube.com/watch?v=Abw1Ah8sYxw (Dokumentarfilm von Mac W. Schneider und Charles Zbinden)

Bern 1985: www.youtube.com/watch?v=c78cXPryUI4

Geschichte des Rathauses Bern: www.youtube.com/watch?v=FQR8vTYAbcQ

Im Ehgraben - Tiefbauamt Stadt Bern: www.youtube.com/watch?v=dIYiC_WHMTU

Welterbestätten in der Schweiz – Die Altstadt von Bern: www.youtube.com/watch?v=daysizorzXg, www.youtube.com/watch?v=ZK5EOUkSB3c

Gottes Plan und Menschen Hand: Die Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung, Dokumentarfilm von Dominik Wessely: www.youtube.com/watch?v=-ZzEzhIGnwM

Quellen

Burgerbibliothek

BBB, Mss.h.h.XI.28: Berner Stadtsatzung und Chorgerichtssatzung (I. Register zur Stadtsatzung. Handfeste. Alte Satzungen. Stadtsatzung von 1539 mit der Vorrede von H. v. Rütte. "Nun folgendt des erstern Ordnungen und Statuten von der form des rechtens gemachet". II. Chorgerichtssatzung. Register. Satzung mit "Vorrede" vom 21. September 1533

Chroniken (in chronologisch geordneter Aufzählung)
Berner Chronik von Konrad Justinger: Die zahlreichen Abschriften, von denen mehrere in der Burgerbibliothek aufbewahrt werden, wurden zusammengetragen und redigiert in folgender Publikation:
[Studer 1871, Justinger] Gottlieb Studer, Die Berner-Chronik des Conrad Justinger. Bern: Druck und Verlag von K.J. Wyss, 1871. doi.org/10.3931/e-rara-97157
Einen bedeutenden Beitrag zur Stadtgeschichte Justingers verdanken wir folgender Publikation Studers:
[Studer 1863, Studien über Justinger], Gottlieb Samuel Studer, Studien über Justinger (Fortsetzung), in: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Band: 5 (1863). doi.org/10.5169/seals-370709

Chronik des Ludwig von Diesbach, approx. 1487 - approx. 1518, 1.Teil geschrieben von L.v. Diesbach 1487/1488, 2.Teil ca. 1518, Originaltitel: Chronique du Chevalier Louis de Diessbach 1452-1506 (BBB Mss.h.h.LII.14) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=3387

Amtliche Berner Chronik des Valerius Anshelm (Original-Handschrift, geschrieben auf Befehl des Bernischen Rates), Band 1 (1470-1499), 2 (1500-1511), 3 (1512-1526), 4 (1526-1536) (BBB, Mss.h.h.I.47, 48, 49, 50) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=31490
siehe auch: digibern, www.digibern.ch/katalog/berner-chronik-valerius-anshelm

Bendicht Tschachtlan, Berner Chronik, 16. Jahrhundert. Aus dem Besitz des Christian Willading 1629 (BBB Mss.h.h.VI.137) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=158114

Berner Chronik von Johannes Haller (bekannt als Haller- und Müslin-Chronik) (1550-1573) (BBB Mss.h.h.I.117) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=31370

Chronicon breve ecclesiae et reipublicae Bernensis, Ostern 1550 bis 28.12.1573 von Johannes Haller, 16. Jahrhundert (BBB Mss.h.h.I.124 (2)) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=31382

Berner Chronik von Michael Stettler, 17. Jahrhundert, Michael Stettlers Fortsetzung von Anshelms Chronik, von 1526 bis 1620. Originalhandschrift (BBB Mss.h.h.I.46) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=126714

Berner Chronik von 1673 bis 1704 von Franz Ludwig Lerber (1648-1720) (BBB Mss.Mül.230) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=191498

Gruner, Johann Rudolf, *Deliciae Urbis Bernae antiquae et novae,* das ist Beschreibung der berühmten Statt Bern, deren öffentlichen Gebeüwen, denk- und Schauw-würdigsten Dingen und was sich sowohl in Kirchen als Gmeinem Wesen von dera Erbauwung an biss auff dise Zeit Beobachtungswürdiges darinnen zugetragen. Auss der Alten und Neüwen, Geist- und Weltlichen Histori also zusammengetragen und in eine bequeme Ordnung gebracht von Einem Liebhaber der Antiquitet und Getreüwen Burger dieser Stadt Bern, 1720 katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=169251

[Gruner 1732, Deliciae] Gruner, Johann Rudolf, *Deliciae urbis Bernae*: = Merckwürdigkeiten der hochlöbl. Stadt Bern: Aus mehrentheils ungedruckten authentischen Schrifften zusammen getragen, Zürich, Gedruckt von Marcus Rordorf, 1732 doi.org/10.3931/e-rara-18962

Berner Chronik, ohne Jahrzahl, *Beschreibung der Statt Bern samt der Geschichten von Anfang bis um dise Zeiten* (Umfasst die Legende der Stadtgründung und annalistische Aufzeichnungen von 1200-1751), Verfasser möglicherweise Abraham Schellhammer (1675-1755) oder auch Johann Rudolf Gruner (1680-1761) (BBB, Mss.Mül.543) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=194615

[Durheim 1859, Bern und Umgebungen] Durheim, Carl Jakob, Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Bern und ihrer Umgebungen, Bern, 1859 doi.org/10.3931/e-rara-29962

Topografien
Topographie des Bernergebiets, 17. Jahrhundert, enthaltend auch eine Aufzählung der Ortschaften, Einzelhöfe, Ruinen, Berge etc. nach Ämtern. (Besitzvermerk: B. v. Erlach 1672. Friedrich von Wattenwyl 1739. R. Bergen) (BBB Mss.h.h.XXIV.185) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=181701

Abraham Schellhammer, Topographia chronologica urbis et agri Bernensis, Originalhandschrift des Verfassers (1675-1758), Bern: 1731 (2 Bände) (Mss.h.h.XIV.76-77) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=165356

Notizen über die Topographie, Gassen, Gebäude, Stiftungen der Stadt Bern, s. d. (sine dato) (Dunker?) (BBB Mss.h.h.XXIa.84) katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=180481

Denkmalpflege der Stadt Bern

Pläne TAD (Technische Arbeitsdienste)

1946 - Originale im Archiv des EAD (Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege)
Kopien bei der Denkmalpflege Stadt Bern (Ordner im Büro 206)

1990er Fassadenaufnahmen – Im Stadtarchiv

Dachplan Altstadt Bern: Denkmalpflege Stadt Bern (Keller, C14)

Stadtarchiv

Hausgrundrisse Berner Altstadt: Erhebung auf der Ebene Erdgeschoss durch die ETH Zürich Schnebli, Dolf, Hofer, Paul, Hausgrundrisse Berner Altstadt: Erhebung auf der Ebene Erdgeschoss, Zürich: 1974-75
Dossier, SAB_1095_9_16

Die Fassaden der Berner Altstadt: Objektblätter, Massaufnahmen, Detailfotos
Kulturgüterschutz, Arbeitsamt Stadt Bern, Die Fassaden der Berner Altstadt, Bern: Denkmalpflege, 1992-2006
Foto/Plan/Text, SAB_1095_6 bis SAB_1096_8

Bern und die Zähringerstädte im 12. Jahrhundert. Mittelalterliche Stadtkultur und Gegenwart
Benteli-Werd, 1993,
Sachbuch, SB 07.151 a

Die Matte – Geschichte und Ausblick
Bernische Gesellschaft zur Pflege des Stadt- und Landschaftsbildes GSL (Hrsg.), 1979
Sachbuch, SB 07.096

Die schöne Stadt Bern. Die bewegte Geschichte der alten "Märit-" oder "Meritgasse", der heutigen Gerechtigkeits- und Kramgasse und der alten Zähringerstadt Bern.
Handdrucke, Zeichnungen, Bau- und Hausgeschichten, Chroniken, alte Drucke, Berner Mandate, Regierungserlasse und Karten

Strahm, Hans, Benteli, 1978,
Sachbuch, SB 07.045

Stadtplanungsamt

Aareraum Planung Bericht 2009

Bauinspektorat der Stadt Bern

Planarchiv

Gassen- und Strassennamen

Siehe Dokument Gassennamen.xlsx

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Holzschnitt von Heinrich Holzmüller (Monogramm auf der Langmauer) nach einer Vorlage von Hans-Rudolf Manuel, 1549. 14

Abbildung 2: Planvedute von Gregor Sickinger, 1607, nach der sogenannte Ölkopie von Johann Ludwig Aberli 1753 *(Abbildung 3)* kopiert und reproduziert von Eduard von Rodt 1914 (Federzeichnung). 15

Abbildung 3: Johann Ludwig Aberli, Ölkopie von 1753 des verschollenen so genannten Sickingerplanes von 1607. 15

Abbildung 4: Bern die Hauptstadt im Nuechtland, Kupferstich von Matthäus Merian nach einer Vorlage von Joseph Plepp, 1638. 16

Abbildung 5: «Grundriss von Bern, verfertiget von Carl von Sinner Anno 1790, gestochen von M. G. Eichler». 17

Abbildung 6: Zusammensetzung von Katasterplänen der Berner Altstadt von Johann Jakob Brenner, um 1750. 19

Abbildung 7: Stadtgrundriss von Johannes Oppikofer, datiert 1819-22. 19

Abbildung 8: PLAN der STADT und GEGEND von BERN. mit hoher Bewilligung, aus geometrischen Grundrissen gezogen und gezeichnet Ao. 1807. von Bollin Geom: / Herausgegeben von J: J: Burgdorfer, Kunst- und Buchhändler in Bern. 1808. 21

Abbildung 9: Diebold Schilling, Spiezer Chronik, 1484, Seite 39, Initiale I mit der ersten Darstellung der Stadt Bern (Ausschnitt). 22

Abbildung 10: Joseph Plepp, Conrad Meyer, Gesamtansicht von Süden, 1638. 23

Abbildung 11: Johann Ludwig Aberli, Adrian Zingg, Prospect der Stadt Bern von der Morgen-Seite, 1738. 23

Abbildung 12: Detail aus der Tabula Rogeriana in der Umzeichnung von Konrad Miller, 1928. 35

Abbildung 13: Françoise Divorne: Der Machtbereich der Herzöge von Zähringen 37

Abbildung 14: Die Region Bern um 1200 mit archäologisch oder urkundlich nachgewiesenen Siedlungen. 39

Abbildung 15: Die bei der Einsetzung des Grossen Rates Ende des 13. Jahrhunderts gewählte Zahl von 200 Ratsmitgliedern entspricht in etwa der Anzahl von Hausplätzen der damaligen Stadt, die gemäss dem Neuen Modell angenommen werden dürfen.

Schematische und hypothetische Darstellung zur Veranschaulichung der Grössenverhältnisse. 43

Abbildung 16: Stadt Bern, Übersichtsplan der Bauklassen (Bauklassenplan), 1928. 53

Abbildung 17: Die Sonnseite der Spitalgasse um 1900. 62

Abbildung 18: Kramgasse 6, Ansicht der Laube stadtaufwärts, um 1883. 64

Abbildung 19: Paul Hofer, Die Hauptphasen in der Genesis der Berner Gassenwand. 65

Abbildung 20: Der Stadtraum Bahnhof Bern am westlichen Ende des Welterbe-Perimeters im Zustand von 1999 (Luftbild Swisstopo, Ausschnitt). 81

Abbildung 21: Armand Baeriswyl, Max Stöckli: digitales Geländemodell der ursprünglichen Topografie der Aarehalbinsel. 86

Abbildung 22: Bern die Hauptstadt im Nuechtland, Kupferstich von Matthäus Merian nach einer Vorlage von Joseph Plepp, 1638 (Ausschnitt). 94

Abbildung 23: Der Herrengassbrunnen. Foto von Walter Neeser, 1965. 97

Abbildung 24: Ziegeldächer im Bereich der Häuser Badgasse 5-9, kurz vor dem Abbruch 1931. 102

Abbildung 25: Geflösstes Holz im Tych, um 1880. 103

Abbildung 26: Karl Howald, «Das älteste höltzerne Wohnhaus am Stalden, welches in den 1780ger Jahren abgebrochen worden ist, wo jetzt die Nummer 213. steht». Aquarellierte Federzeichnung, um 1850 (Reproduktion; heutige Adresse: Nydeggstalden 5). 105

Abbildung 27: Walter Neeser, Postgasse 26-42, 1946. 110

Abbildung 28: Der Kornhausplatz um 1900 (Postkarte). 117

Abbildung 29: Die Grabung im Hof des Hauses Kramgasse 72 (Capitol) von 2020. 119

Abbildung 30: Die Stadtfuge am Theaterplatz im Jahr 1968 – eine funktionalistisch durchorganisierte Asphaltwüste mit Verkehrsmarkierungen. 122

Abbildung 31: Paul Hofer, Synoptischer Gesamtplan über die Entwicklung der Wehrbauten Berns. 125

Abbildung 32: Die Situation zwischen Genfergasse, Hodlerstrasse, Speichergasse und Bollwerk, um 1900. 127

Abbildung 33: Johann Jakob Biedermann, inneres Aarbergertor, Aquarell, datiert 1785. 128

Abbildung 34: Die Wasserräder im Bereich der Schutzmühle im Jahr 1924. 130

Abbildung 35: Der Stadtbach um 1920 im Bereich der abgebrochenen Liegenschaft Federweg 9. 132

Abbildung 36: Die Siegfriedkarte von 1870 stellt die früheste präzise topografische Aufnahme des Reliefs dar. 132

Abbildung 37: Detailansicht aus dem neuen Modell des Hofstättenplanes mit einer Überlagerung des Katasterplanes von 2023 mit dem Oppikoferplan von 1819-22. 135

Abbildung 38: Plan der Stadt Bern von 1875 mit Wasserversorgung, Kloaken und Kanalisation. 135

Abbildung 39: Johann Baptist Isenring, Ansicht der Stadt Bern aus der Sammlung malerischer Ansichten der merkwürdigsten Städte und Flecken der Schweiz, um 1832-1835. 142

Abbildung 40: Albrecht Knecht, 1745, Stadtplan mit umgebenden Zehenden (Ausschnitt, stark vergrössert). 145

Abbildung 41: J. J. Oppikofer, Grundriss der Stadt Bern, 1836, herausgegeben von C. A: Jenni. 146

Abbildung 42: Die Untertorbrücke mit den beiden Torbogen des 17. (rechts) und 18. Jahrhunderts (links). Farblithografie von 1830 nach einem Aquarell von Gabriel Lory Père. 149

Abbildung 43: Die Gebäudeecke Genfergasse/Speichergasse um 1903. 154

Abbildung 44 und 45: Teilansichten der Zähringerstadt von Süden (links) und Norden (rechts). Quelle: google earth, konsultiert am 27.10.2023. 156

Abbildung 46: Stadtplan von Eduard Beck, 1877 (Ausschnitt). 158

Abbildung 47: Bern, Kramgasse 72/Rathausgasse 61. Ansicht der westlichen Brandmauer zwischen Rathausgasse 61 und 63. 162

Abbildung 48: Badgasse 6-8, Bubenbergrain 23, 1950. 164

Abbildung 49: Gerechtigkeitsgasse 79, Gesellschaftshaus zum Distelzwang (Fassadendetail). Foto Walter Neeser, Zustand 1946. 166

Abbildung 50: Gerechtigkeitsgasse 40, «Plan du premier et Second Etage», um 1730 (Planmappe PW159 der Burgerbibliothek). 169

Abbildung 51: Münstergasse 30 173

Abbildung 52: Das Mayhaus Münstergasse 6 von 1609. Fotografie, um 1900. 174

Abbildung 53: Das Eckhaus Gerechtigkeitsgasse 80. 175

Abbildung 54: Wolf & Nicola, Architektonisches Album der Bundesstadt Bern, 1869: Die Häuser Münstergasse 24 und 26. 176

Abbildung 55: Das Haus Spitalgasse 9. 179

Abbildung 56: Wolf & Nicola, Architektonisches Album der Bundesstadt Bern, 1869: Kramgasse 72 (Ausschnitt). 180

Abbildung 57: Max van Berchem, Bern, Schützenbrunnen um 1900 (Ausschnitt). 181

Abbildung 58: Ausschnitt aus dem Kellerplan der Unteren Altstadt 185

Abbildung 59: Ausschnitt aus dem Kellerplan der Unteren Altstadt 187

Abbildung 60: Kramgasse 67, um 1905. 188

Abbildung 61: Hermann Völlger: Teilansicht vom Münster (obere Altstadt), 1894. 189

Abbildung 62: Die alte Hochschule um 1905, kurz vor dem Abbruch für den Neubau des Casinos. 190

Abbildung 63: Wilhelm Stettler, Die Spithalgassen zuo Bern, um 1680. 192

Abbildung 64: Hans Rudolf Manuel, Planvedute von Bern, nach 1549 publiziert in einer französischen Auflage der Kosmografie von Sebastian Münster (Ausschnitt). 194

Abbildung 65: Das äussere Aarbergertor mit dem dritten Bärengraben (vorne, mit Tannen). Fotografie, um 1855. 195

Abbildung 66: Panorama vom Bantigerhubel, Zwey Stunden von Bern. Gezeichnet von Franz Schmid. Herausgegeben von L. A. Haller. BERN In der Hallerschen Steindruckerey (Ausschnitt). 200

Abbildung 67: Der Raum «zwischen den Thoren» mit Rossschwemme und Christoffelturm, 1865 oder kurz zuvor. 204

Abbildung 68: Paul Senn: Portal und Vorhalle des alten Bahnhofes, um 1935. 206

Abbildung 69: Der Kornhausplatz um 1965. Im Konkurrenzkampf zwischen dem motorisierten Individualverkehr und dem öffentlichen Verkehr bleibt im öffentlichen Freiraum für die Menschen und die Denkmäler kein Platz mehr übrig. (Bild: Internet) 208

Abbildung 70: Die schattseitige Laube der Kramgasse im Bereich von Nr. 39, um 1910. ..210

Abbildung 71: Federskizze der Stadtnordflanke auf Höhe der Postgasse bzw. Hormannsgasse vor 1850: «Die Hormanns- oder Postgasse vor 1850. – An der Halde die Känel, durch welche die Aborte entleert werden. – Où sont les catacombes de Berne? C'est ici, Mylord, que les ..... tombent.» (Sammlung Jürg Schweizer). 212

Abbildung 72: Die Bundesgasse kurz nach ihrer Fertigstellung 1879. 214

Abbildung 73: Eduard von Rodt, Burg Nydegg, Versuch einer Rekonstruktion, 1919. 218

Abbildung 74: Grabungsfoto des Nydegghöflis, um 1961. 219

Abbildung 75: Das Nydeggquartier vom Klösterli aus, um 1880. 220

Abbildung 76: Die Wendschatzgasse mit dem Vennerbrunnen. Die Darstellung zeigt die südseitige Häuserzeile mit dem Interlaken- und dem Frienisberghaus kurz vor deren Abtragung für den Bau der Nydeggbrücke im Jahr 1840. 222

Abbildung 77: Die Berner Altstadt von Westen, Luftbild von Werner Friedli, 1949 (ETH Bildarchiv). 224

Abbildung 78: Neues Modell: Areae hoher (schwarz) und niedriger (rot) Plausibilität. 232

Abbildung 79: Das Neue Modell für das Hofstättenschema und die Gesamtanlage der Zähringerstadt. 233

Abbildung 80: Lage der anlässlich der Grabung im Erlacherhof 1978 gefundenen Fundamente in Bezug auf das Neue Modell. 234

Abbildung 81: Lage der anlässlich der Grabung im Haus Capitol 2020 gefundenen Fundamente in Bezug auf das Neue Modell. 235

Abbildung 82: Der an der Lettnerrückwand der französischen Kirche gefundene Massstab. 237

Abbildung 83: Die gemäss dem Neuen Modell angenommene Hauptbezugslinie. 239

Abbildung 84: Das vorgeschlagene Neue Modell für das Hofstättenschema, hinterlegt mit dem Katasterplan, Stand 2023 sowie dem entzerrten Oppikoferplan. 240

Abbildung 85: Johann Ludwig Aberli, Adrian Zingg, Prospect der Stadt Bern von der Morgen-Seite, 1738 (Ausschnitt).....244

Abbildung 86: Das Mattequartier von Südosten. Anonymer Fotograf, um 1865. 246

Abbildung 87: Der Kornhausplatz in Bern, aquarellierte Federskizze von Johann Grimm. .250

Abbildung 88: Die alte Hauptwache am Theaterplatz, erbaut 1766-67 von Niklaus Sprüngli auf einer Fotografie aus der Zeit um 1910. 251

Abbildung 89: Der Kindlifresserbrunnen, das Kornhaus, die alte Reitschule und die Promenade am Kornhausplatz um 1880.....252

Abbildung 90: Scheune an der Ecke Genfergasse/Aarbergergasse anlässlich des Abbruches des alten Zuchthauses 1894. 255

Abbildung 91: Erdgeschosspläne in der unteren (links) und oberen Altstadt (rechts).....256

Abbildung 92: Johann Ludwig Nöthiger, 1743, Prospect des Gefangenschaffts Thurns zu Bern. 257

Abbildung 93: Anonymer Fotograf, Bärenplatz mit Parlamentsgebäude und Bärenplatzbrunnen, um 1905.....259

Abbildung 94: Matthias Gottfried Eichler, Bauliche Veränderungen der Stadt Bern, 1890. .261

Abbildung 95: Planvedute von Friedrich Bernhard Werner (Janssonius) 1657 (Ausschnitt). 262

Abbildung 96: Georges Grosjean, Topografische Lage von Bern. 263

Abbildung 97: Murtentor, Hirschengraben und oberer Stadteingang. Fotografie, um 1880. 264

Abbildung 98: Die Baustelle des neuen Bahnhofes, 1970. Die Foto zeigt sehr deutlich, wie mit dem Bau des neuen Empfangsgebäudes ein wichtiger Teil des alten Bahnhofplatzes konsumiert wurde.....265

Abbildung 99: Der Bubenbergplatz nach der Einweihung des Bubenberg-Denkmals, 1897. 267

Abbildung 100: Der Bahnhofplatz von Norden, vor 1902. 269

Abbildung 101: Der Bahnhofplatz von Süden, um 1925. 269

Abbildung 102: Der Aufgang vom Bollwerk auf die grosse Schanze, 1908. 270

Abbildung 103: Das Bollwerk, 1913. 271

Abbildung 104: Johann Ludwig Aberli, Prospect der Stadt Bern von der Mittag Seite, 1758 (Ausschnitt).....272

Abbildung 105: Die neue Bebauung an der Westseite des Hirschengrabens kurz nach der Fertigstellung 1865. 273

Abbildung 106: Hirschengraben und Bundesgasse, 1910. 274

Abbildung 107: Detail aus der Planvedute von Plepp/Merian, 1638. 275

Abbildung 108: Die Stadtsüdflanke (hier der östliche Abschnitt) bildet einen zusammenhängenden Grünraum von hohem Wert hinsichtlich Baukultur, Wohnqualität und Biodiversität. 281

Abbildung 109: Sebastian Münster, Topografie, 1549 (Ausschnitt). 282

Abbildung 110: Die Nordseite der Altstadt, 1893, noch vor dem Bau der Kornhausbrücke, aber schon mit den Aufschüttungen für die neue Strasse von der Schütte über die Postgasshalde an die Nydegg. 282

Abbildung 111: Die Kunst schwingt die Abrissbirne: Balthasar Burkhard, Aktion vor der Kunsthalle, wohl im Rahmen der Ausstellung «When Attitudes Become Form», 1969. (Hinten 2. v. l: Ausstellungsmacher Harald Szeemann.)....285

Abbildung 112: Balthasar Burkhard, Christo und Jeanne-Claude, Wrapped Kunsthalle, 1967-68. 286

Abbildung 113: Lilo Pulver, James Cagney und Billy Wilder auf dem Filmset von One, Two, Three, 1961....288

Abbildung 114: Schlussball des schweizerischen Musikfestes 1827 auf der Münsterplattform. 290

Abbildung 115: Wolf & Nicola, Architektonisches Album der Bundesstadt Bern, 1869: Kramgasse 54, datiert 1742/43. 291

Abbildung 116: Die Neuengasse mit dem Neuengassbrunnen um 1910. 295

Abbildung 117: Der Pfeiferbrunnen vor 1889. 299

Abbildung 118: Die Spitalgasse vor 1889. 300

Abbildung 119: G. Lori del. 1818 – Ansicht der Kirche zum Heil:Geist und des Christoffel Thurms in Bern (Ausschnitt)....304

Abbildung 120: Der Christoffelturm von der Spitalgasse aus gesehen, kurz vor dem Abbruch 1865. 305

Abbildung 121: Der Kronenbrunnen in der Postgasse mit der Installation «Keine Brunnenfigur» von Carlo Lischetti, 1992. 310

Abbildung 122: Albert Anker, Die Gerechtigkeitsgasse in Bern um 1876 (Kunstmuseum Basel). 317

Abbildung 123: Georges Stein, Die Spitalgasse 1917. 318

Abbildung 124: Charles Corrodi, Bahnhofplatz, Heiliggeistkirche und Christoffelturm, um 1860-65. 320

Abbildung 125: Übersichtsplan des Schutzgebietes mit sämtlichen Beziehungen und Situationen im Bereich des Welterbe-Perimeters, der Pufferzone und der Wider Settings. 330

Abbildung 126: Johann Friedrich Wagner, Ansicht von Bern von der Sternwarte aus gezeichnet, 1843....335

Abbildung 127: Blick aus dem Zug auf die Altstadt und die Berner Alpen. 336

Abbildung 128: Edition Photoglob Co., Zürich: Bern mit Eisenbahnbrücke. Postkarte, vor 1905. 337

Abbildung 129: J. R. Dill, Panorama de Berne depuis le Schaenzli, 1864. 338

Abbildung 130: Blick vom Münsterturm gegen das Salemspital, 1899. 339

Abbildung 131: David Herrliberger, Statt Bern von Mitternacht, 1757. 340

Abbildung 132: Bern von der Thuner-Strasse aus gesehen – Daguerrotypirt von Franziska Möllinger, Lith. von J. F. Wagner in Bern, 1837. 341

Abbildung 133: Blick vom Rosengarten auf die Berner Altstadt, 2023. 342

Abbildung 134: Burri fect: Ansicht von Bern, 1837. Aquarell. 343

Abbildung 135: Blick auf das Münster, Mitte 20. Jahrhundert. 345

Abbildung 136: «La porte du Marzihli à Berne telle qu'elle fut en 1650», Johann Gottlieb Löhrer nach einem Original von Albrecht Kauw, kolorierte Lithografie, 1. Drittel 19. Jahrhundert (Ausschnitt). 348

Abbildung 137: Johann Jakob Biedermann, Vue de la Ville de Berne (frühes 19. Jahrhundert). 349

Abbildung 138: Henri Bleuler, Werbekarte für das Restaurant Innere Enge, nach 1905. ...350

Abbildung 139: Friedrich Bernhard Werner, Ansicht der Stadt Bern von Süden, Kupferstich, herausgegeben von Martin Engelbrecht, Augsburg. 351

Abbildung 140: Bern vom Gurten aus gesehen – Postkarte, um 1905. 352

Abbildung 141: Edition Photoglob CO, Zürich, Bern und die Alpen – Ansicht vom Schänzli aus. 353

Abbildung 142: Die Blumenbergstrasse gegen Süden 354

Abbildung 143: Edition Photoglob – 1432. Berne. Vue prise depuis l'Hôtel Bellevue. 357

Abbildung 144: Arbeiten am Stadtbach, 1926. 359

Impressum

Autor
Christoph Schläppi
Architekturhistoriker, Bern

Generalplanerteam Managementplan

Architektur
Claudio Campanile
CampanileMichetti Architekten AG, Bern

Städtebau, Landschaftsarchitektur
Maurus Schifferli
Maurus Schifferli Landschafts-architekt AG, Bern

Landschaftsarchitektur
Toni Weber
w+s Landschaftsarchitekten AG, Solothurn

Grafik & Vermittlung
Frank Abele
Büro für Gestaltung Frank Abele, München

UNESCO-Managementplan Altstadt Bern Generalplaner

c/o CampanileMichetti Architekten AG
Postfach
Aarstrasse 42
3000 Bern 13

T +41 (0)31 310 13 30
info@weltkulturerbebern.ch
www.weltkulturerbebern.ch